J. Corvinus. — Edm. Hoefer.

J. Mühlfeld. — Julie Burow. — Bernd v. Guseck. — Ernst Fritze.

Amely Bölte. — Elfried v. Taura. — Louise Otto. — Joh. Scherr.

ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane.

XVII. Jahrgang. 22. Band.

Fabrikanten und Arbeiter

oder:

Der Weg zum Irrenhause.

Sozialer Roman

von

Adolf Schirmer.

Dritter Theil.

Wien.

H. Markgraf & Comp.

1862.

L. Schücking. — A. Schirmer.

ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Siebenzehnter Jahrgang.

Zweiundzwanzigster Band.

Fabrikanten und Arbeiter oder: Der Weg zum Irrenhause.

III.

Wien.

H. Markgraf & Comp.

1862.

Fabrikanten und Arbeiter

oder:

Der Weg zum Irrenhause.

Sozialer Roman

von

Adolf Schirmer.

Dritter Theil.

Wien.

H. Markgraf & Comp.

1862.

Inhalt.

Fabrikanten und Arbeiter

oder:

Der Weg zum Irrenhause.

Erstes Capitel.

Zwei Bürgerfrauen.

Wir müssen um einen Tag zurückgehen, und wieder bei dem Sonntagsmorgen beginnen, an dem Joseph Stahl seine Familie aufforderte, zur Kirche und dann zum Weidnerischen Hause zu fahren, der verwundeten Pauline einen Besuch abzustatten.

Die Toilette von Mutter und Tochter beschäftigte beide etwa eine Stunde, für Damen, wie die Frau von Stahl und Ottilie, nur eine kurze Zeit.

Nachdem sie nun während dieser Zeit das ganze Dienstpersonale in Bewegung gesetzt hatten, trafen sie endlich in vollem Putz wieder im Wohnzimmer zusammen.

Robert hatte die Weisung seines Vaters, da er sich seines Uebergewichtes über diesen sicher glaubte, unbeachtet gelassen, und war längst über alle Berge, als

Mutter und Tochter sich im kleinen Salon gegenseitig bewunderten, und einander auf diese und jene Verbesserung an ihrer Toilette aufmerksam machten, die dann auch mit Hülfe der weiblichen Dienstboten bewerkstelligt wurden.

„O mon Dieh!“ seufzte die dicke Dame, deren Steinkohlenaugen heute ziemlich mißmuthig und ungeduldig aus den vom zartesten Rosa angehauchten Fettpolstern ihrer Wangen herausschauten, — „das hat man davon, wenn man Alles über Hals und Kopf abthun soll. Als ob man nur so ohne Weiteres in die Kirche laufen könnte, wo die Leute einen noch mehr mustern und bekritteln, als auf der Promenade! Stahl hat manchmal seltsame Begriffe von savon vivre! Jetzt habe ich mich übereilen müssen, — ich schaue gewiß heute abscheulich aus, nicht wahr, ma ville?“

Die korpulente Dame trat, während sie sprach, vor den großen Wandspiegel des Wohnzimmers, und betrachtete sich darin von allen Seiten.

„Nicht doch, Mama,“ entgegnete Ottilie deren schöne, regelmäßige Züge ebenfalls Befriedigung ausdrückten, „ich finde Sie gerade heute charmant! Die neuen Seidenlocken stehen Ihnen gut, das neue Kleid ist diesesmal eng genug in der Taille, und wirft keine Falten unter den Armen, wie Ihr letztes, Sie wissen, das von

lila Foulard mit den breiten Rüschen. Wenn ich etwas an Ihrer Toilette aussetzen möchte, so wären es die hochrothen Mohnblumen auf dem Hut, und die riesigen Bouquets des Barège.

„Das verstehst Du nicht, ma ville!“ versetzte die dicke Dame kurz und fast ärgerlich. — „Du hättest es am liebsten, wie mir scheint, wenn ich mich wie eine alte Frau tragen wollte —!“

„Ja, ja,“ unterbrach sie Ottilie, spöttisch lachend, „Sie gehören zu den Müttern, welche ihren Töchtern gefährlich werden können! Aber jetzt,“ fuhr sie in ihrem gewöhnlichen Tone fort, „entscheiden wir uns einmal für eine Kirche. Wohin werden wir fahren?“

„Nun, zur Universität!“ erwiederte Frau Stahl, indem sie vor dem Spiegel an ihren Hutbändern zupfte, — „Der Pater Klinkowström predigt, wir finden dort die gute Gesellschaft, ma ville, und setzen uns nicht der Unannehmlichkeit aus, neben einer Krämerin oder Handwerkersfrau sitzen zu müssen!“

„Aber man kann sich dort nicht rühren, Mama!“ antwortete Ottilie mit Bestimmtheit. — „Ich habe keineswegs Lust, mir mein Kleid verdrücken zu lassen. Wenn wir doch nun einmal in die Kirche müssen — was mir heute sehr fatal ist, Sie wissen, des Barons wegen, der zu kommen versprochen hat — so lassen Sie uns

zur Augustinerkirche fahren, der Ander wird dort singen, und die Sulzer und der Mayerhofer, haben Sie es nicht gestern in den Zeitungen angekündigt gelesen? Das wird doch jedenfalls interessant sein, wir haben den Ander ohnehin seit dem Winter nicht gehört. Eine Stunde wird damit wohl hingehen, und dann fahren wir zu der Pauline, wenn's denn so sein muß!"

„Ich bin's zufrieden, ma ville!" schnarrte Frau Stahl. — „Wir werden auch bei den Augustinern ein Publikum aus der guten Gesellschaft finden! Resi, der Fiaker schon da?"

„Er hält bereits seit einer halben Stunde in der Einfahrt, gnädige Frau! antwortete das Stubenmädchen.

„Nun denn, so gehen wir!" lispelte die dicke Dame.

Mutter und Tochter verließen das Zimmer und rauschten die Treppe hinunter. Der Fiaker vermochte beide Damen zur Noth aufzunehmen, und rollte dann mit ihnen zur Kirche, wo Frau Stahl und Ottilie ausstiegen, die Andächtigen vermehren zu helfen, und der Kutscher den Auftrag erhielt, in der Nähe zu warten.

Nach einer halben Stunde etwa kehrten die Damen aus der Kirche zurück, und fuhren zur Roßau. Am Hause Weidner's ließen sie den Wagen wiederum halten, und stiegen zur Wohnung des Fabrikanten hinauf.

In dem schmalen Korridor des ersten Stockes kam ihnen die alte Köchin der Hausfrau entgegen und führte sie in das an das Geschäftskabinet stoßende Wohnzimmer der Familie. Dort war Niemand anwesend denn Weidner war ausgegangen, die Frau aber hatte ihre Wirksamkeit in der Küche eingestellt, und saß nun neben dem Bette Paulinens.

Als Frau Stahl und Ottilie sich in dem kleinen, niedrigen Wohnzimmer allein sahen, blickten sie mit unverhelter Geringschätzung um sich her.

„Sehen Sie nur die elende Einrichtung, Mama," flüsterte Ottilie naserümpfend, „es ist wahrhaftig nicht anders, als befänden wir uns bei einem Handwerker, und selbst ein solcher hat heut' zu Tage fast bessere Möbel aufzuweisen, als diese Leute hier, die für so reich gelten!"

„O mon Dieh!" lispelte die korpulente Dame, indem sie die kleinen Augen voll Abscheu umherrollen ließ. — „Es ist hier gemein, Du hast recht, man erkennt den Vogel an seinen Federn, ma ville! Und diese dumpfe Luft hier! Gib mir Dein Parfüm, Ottilie, und schauen wir, daß wir mit dieser Visite bald zu Ende kommen!"

Ottilie reichte der Mutter lachend ein Flacon, die es öffnete und daran schnob, als gelte es, mit dem In=

halt desselben die kleine knopfartige Nase gleich auf ein halbes Jahr zu versorgen.

„Man stößt mit dem Kopf beinahe an die Decke!" bemerkte Ottilie über sich blickend. „Ich begreife nicht, wie man in solchen Löchern existiren kann, mir würde ein derartiger Aufenthalt die Brust zusammenschnüren! Wenn auch der Mann, trotz seines Reichthums, an ordinären Gewohnheiten festhält, so sollte doch wenigstens die Frau ein Einsehen haben, und die Häuslichkeit nach dem Vermögen, nach den Bedürfnissen unserer Zeit einrichten, schon des Sohnes wegen, der doch am Ende überall etwas Besseres sieht!"

„Was kannst Du von einem Geschöpfe verlangen, das kein savon vivre besitzt!" versetzte die dicke Dame, und fuhr selbstgefällig fort: „Es kann nicht alle Welt wie Deine Mama sein, ma ville!"

Um Ottiliens Lippen erschien ein feiner moquanter Zug, sie schien im Begriff zu stehen, eine ironische Antwort zu geben. Doch besann sie sich und schüttelte im nächsten Augenblicke unmuthig den Kopf.

„Ihr wollt mich aber doch in eine solche Familie hineinheirathen lassen!" sagte sie — „Ehe ich aber einen so dummen Streich begehe, Mama, lasse ich" — fügte sie lachend hinzu — „lasse ich mich lieber von dem Ersten, Besten entführen, falls ich mich nicht anders vor

Euren Plänen retten kann, als wenn ich Euch durchgehe. Verstehen Sie mich, Mama?"

„Still, um Gottes willen, Ottilie!" rief Frau Stahl, erschrocken um sich und besonders nach den Thüren blickend, — „Rede nicht so laut und obendrein so lästerliches Zeug! Ihr seid mein Alles, Du und der Robert, ma ville, und ich werde ja nicht zugeben, daß Euch der Vater in irgend einer Weise seiner Spekulationswuth opfert, o mon Dieh! Ich weiß, Du bist zu etwas Höherem berufen, Ottilie, ich selber habe Dich als Dame von Welt erzogen, und das ist mein Stolz, den ich mir nicht verkümmern lasse! Aber der Papa ist so heftig, füge Dich vorläufig, wenn auch scheinbar! Dieser Weidner, der wie ein ordinärer Handwerker denkt, hat uns nun einmal jetzt durch sein Geld in der Hand, und falls wir noch weiter seiner bedürfen sollten —! Du verstehst mich! Nun, so vergeben wir uns einmal etwas, und machen diesem Volke einige Avançen, wenn es die Klugheit gebietet! Wir bleiben doch was wir sind, ma ville! Ich beschwöre Dich, behandle den jungen Weidner, der ein ganz artiger Mensch ist, nicht augenfällig an bakadelle!"

„Das habe ich ohnehin nie gethan!" antwortete Ottilie leicht, indem sie durch ihre Lorgnette in vornehm nachlässiger Haltung den gedeckten Tisch musterte,

auf dem bereits Alles zum Mittagsessen hergerichtet war. Freilich in Tellern, Gläsern und Eßbestecken zeigte sich da die höchste bürgerliche Einfachheit, aber in Bezug auf die Feinheit des Tischtuches und der Servietten in der That doch kein Unterschied gegen die gedeckte Tafel eines Kavaliers.

„Wahrhaftig," sagte die dicke Fabrikantin mit einiger Ungeduld, während sie ihrer Tochter das Flacon zurückgab, — „mir scheint, man läßt uns hier antichambriren, als wären wir weiß Gott bei wem?"

Ottilie stand im Begriff der Mutter zu antworten, als sich die Thüre aufthat. Frau Weidner trat ein.

Die wackere Frau war auch Sonntags in ihrer gewohnten schlichten Weise gekleidet. Ihr treuherziges, gewinnendes Antlitz trug den Ausdruck jener inneren Zufriedenheit, die nur Derjenige in sich fühlt, der sich bewußt ist, in seinem Wirkungskreise nach bestem Wissen und Willen seine Pflicht zu erfüllen. Frau Stahl und sie, welch ein Gegensatz! Dort ein künstliches Roth auf den Wangen, ein bittersüß verzogenes Schwammgesicht, pomphaft alberne Aufgeblasenheit, Unnatur bis zur Lächerlichkeit, ein Wesen, das weder durch Benehmen noch Aeußeres jene Ehrerbietnng einflößt, welche Damen beanspruchen dürfen, die in vorgerückten Jahren ihrem Alter gemäß auftreten, — hier die frische Farbe der

Gesundheit im vollen, freundlichen Antlitz, dessen würdiges Aussehen die silbergrauen Löckchen erhöhen, eine feste, zuversichtliche und doch anspruchslose Haltung, und in der bescheidenen Kleidung eine Nettigkeit und Sauberkeit, die um so wohlthätiger auf das Auge wirkt, als sie nicht immer bei ältlichen Frauen gefunden wird.

Frau Weidner's Züge, die nicht zu heucheln vermochten, drückten nur höflichen Ernst aus, als die biedere Frau ihrem Besuche grüßend entgegentrat. Stahl's Gattin dagegen, während Ottilie sich zu einem Lächeln zwang, verzerrte ihr bemaltes Fettpolstergesicht zu einem Grinsen, das freudige Ueberraschung und freundschaftliche Theilnahme ausdrücken sollte. Die korpulente Dame schickte sich sogleich zu einer Umarmung an, so schwer es ihr auch ankam. Die ehrliche Weidner aber ersparte ihr diese Selbstverläugnung, durch welche Frau Stahl der Familienpolitik ein Opfer zu bringen entschlossen war. Sie hielt die dicke Dame dadurch von sich ab, daß sie ihr augenblicklich die Hand entgegenstreckte, als sie die Absicht der Besucherin errieth. Diese sah sich nun darauf beschränkt, die dargereichte Rechte der Hausfrau zu drücken, und sie that es denn auch mit einem großen Aufwande anscheinender Zärtlichkeit, indem sie sich die Miene gab, als bemerke sie nicht die etwas abwehrende Bewegung der Frau Weidner.

„Meine liebe, charmante Frau von Weidner," lispelte die dicke Stahl, „Sie müssen schon verzeihen, daß ich Sie wieder überfalle — o mon Dieh, wie gut schauen Sie aus, nicht wahr, Ottilie? Baisez la menk, ma ville! Ich versichere Sie, wir haben immer eine Freude, wenn wir Sie sehen! Und darf man fragen, wie's dem Herrn Gemal geht? Sie müssen schon entschuldigen, falls wir uns gerade jetzt zur Unzeit einstellen sollten —"

„Nicht im Geringsten," unterbrach sie Frau Weidner trocken, „das kann nie zur Unzeit sein, wenn eine Mutter sich um das Befinden ihres Kindes erkundigen kommt!"

„Ja, ja, die Pauline!" schnatterte die dicke Frau weiter. — „Wie geht es denn dem armen Mädchen? Sie thun wahrhaftig so viel für sie, daß wir gar nicht wissen, wie wir es wieder gut machen sollen! Wir kommen jetzt gerade aus der Kirche, liebste Frau von Weidner," — fuhr sie fort, ohne daß sie eine Antwort auf die Frage nach Paulinen abgewartet hatte — „ich versichere Sie, das war ein Genuß — so oft ich den Ander höre, geht mir das Herz auf, o mon Dieh! Wenn er das hohe bis oder bas singt, ist es nicht zum Aushalten, so schön, das sage ich Ihnen! Sie sollten ihn hören, Liebste!"

„Ich gehe nicht in's Theater!" antwortete Frau Weidner so trocken wie zuvor.

„Ah, er hat ja heute beim Hochamt gesungen," schwatzte die dicke Dame weiter," sagte ich's nicht zuvor, Ottilie? Er und der — und die —

„Die Sulzer und der Mayerhofer!" half Ottilie aus, indem sie mit gelangweilter Miene zur Zimmerdecke emporblickte.

„Richtig, ja!" fuhr Frau Stahl fort. — „Wir haben zwei sehr gute Sperrsitze gehabt — ich wollte sagen Plätze — und ich sage Ihnen, voll ist die Kirche gewesen, und lauter noble Leute, so was hat auch sein Angenehmes. Und in welche Kirche gehen Sie für gewöhnlich, liebste Weidner?"

„Wie's kommt," antwortete Frau Weidner ernst und ruhig, „bald hier, bald dort. Ich denke, man kann zu seinem Herrgott überall beten, wenn Einem das Herz voll ist! Und da thut's unsere Kirche in der Rossau auch, ich habe ja nur einen Sprung bis dorthin. In's Hochamt komme ich ohnehin nur an hohen Feiertagen, denn ich habe fast den ganzen Tag mit meiner Wirthschaft genug zu thun!"

„Das begreife ich, meine Liebste," schnatterte Frau Stahl von Neuem darauf los, „o mon Dieh, alle Tage hat man andere häusliche Sorgen! Sie glauben

zum Beispiel nicht, was man Alles bedenken muß, wenn man als Frau von Welt nur halbwegs mit seiner Toilette unter die Damen von savon vivre rangiren will! Danken Sie Gott, Liebste, daß Sie sich damit nicht den Kopf anzufüllen brauchen! Aber was soll ich arme Frau machen? Man hat vornehme Verbindungen, man wird gesucht, man darf nicht zurückstehen! Wie finden Sie mein neues Kleid? Große Bouquets, die neueste Mode, ist erst von Paris gekommen, — beziehe Alles direkt, man kann hier ja nichts haben! Gott, so was sieht man nicht alle Tage, nicht wahr, Liebste?"

Frau Weidner blickte die selbstgefällig sich brüstende Dame starr an, und sagte dann trocken:

„Aber die Pauline werden Sie doch vielleicht wohl anschauen wollen, nicht so?"

„Die Pauline?" antwortete Frau Stahl verblüfft. — „Ja — nun natürlich — wir sind ja ihretwegen hieher gekommen, ich und die Ottilie! Es geht ihr also gut? Sie wird Sie recht geniren, liebste Weidner! Man hat alle Augenblicke ein anderes Kreuz mit dem Mädchen!"

Frau Weidner antwortete nicht, sondern schritt der Thüre zu, die in das Nebenzimmer führte. An der Schwelle winkte sie den beiden Damen, ihr zu folgen. Mutter und Tochter rauschten der würdigen Hausfrau

nach, und traten in das Schlafgemach der Frau Weidner.

Man hatte dort die Vorhänge zugezogen, wodurch das Zimmer in Halbdunkel gehüllt war.

Pauline lag noch im Bette der Frau Weidner, die ein anderes für sich an der Wand daneben hatte aufschlagen lassen.

Das Wundfieber war gewichen, selbst die Schmerzen hatten bedeutend nachgelassen, in Folge dessen war von dem jungen Mädchen schon in der Frühe des Sonntags der Wunsch geäußert worden, in einem Wagen nach Hause zurückkehren zu dürfen, um ihrer jetzigen, mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt ihr Beistand leistenden Pflegerin nicht länger zur Last zu fallen, aber das hatte die wackere Frau Weidner nicht zugegeben; sie wußte ja, daß Pauline im elterlichen Hause weder Theilnahme noch überhaupt sonderliche Pflege finden werde. „Sie müssen noch wenigstens einige Tage bei uns bleiben,“ hatte Sie gesagt, „damit sich Ihre Kräfte sammeln können, und kein Rückfall Ihren Zustand wieder verschlimmere!“

Pauline befand sich, trotz Ihres leidenden Zustandes, in einer Stimmung, von der sie sich eigentlich keine Rechenschaft geben konnte, und deren sie sich auch am Ende nur unklar bewußt war. Sie empfand eine innere

Freudigkeit, die von Zeit zu Zeit beinahe unvermerkt ihr Herz überschlich, und zu der sie doch im Grunde keine volle Berechtigung vorhanden glaubte. War es die liebevolle Theilnahme, welche sie von den Angesichtern aller dem Weidnerischen Hause Angehörigen herunterlas, was ihr Herz froher erbeben ließ, dieses arme Herz, dem seither nur wenig Besseres als Zurücksetzung, Kälte und Kränkung widerfahren war? Oder fühlte es sich tiefinnerst durch den Gedanken erhoben, das es im rechten Augenblick stark genug gewesen sei, zu einer That sich aufzuraffen, die einem Geschöpfe Gottes das Leben rettete? Sicher belebte Paulinens Gemüth etwas von Beidem, und doch lag wohl die eigentliche Ursache dieser insgeheim aufdämmernden Freudigkeit noch tiefer! War nicht Franz, der Sohn des Hauses, seit das Wundfieber sie verlassen, das nur wenige Stunden angedauert hatte, zu vielen Malen erschienen, sich nach ihrem Zustande zu erkundigen, und hatte nicht in diesen ängstlichen Erkundigungen, in seiner besorgten Miene, ja in seinem seltsam bewegt auf ihr haftenden Blicke sogar ein Etwas gelegen, das mehr auszudrücken schien, als gewöhnliches Mitleid? Pauline ahnte nicht, daß der ehrliche Weidner, seit sie im Schlafgemach seiner Frau an Wunden darniederlag, die der Sohn ebenso willenlos verursacht, wie er unwissentlich das Herz des Mädchens getroffen, seinem

Franz offenbart hatte, wie tief sie Alle ihr verpflichtet seien. Aber wenn sie auch aus den Blicken des jungen Mannes, der jetzt Alles wußte, nur nicht, daß sie ihn im Stillen liebe, nicht das herauslas, was jetzt neben Achtung und Bewunderung für sie sein Gemüth zu bewegen begann, so erfüllte sie sein Anblick doch nicht mit Schmerz allein, wie dies ehedem der Fall gewesen, ja sie empfand, sich selber unbewußt, eine Art stillen Entzückens, durch ihr gestriges Unglück dem Verursacher desselben, und wenn auch nur durch sein reges Mitleid, wie sie wähnte, geistig näher gerückt zu sein. Doch wenn auch in Paulinen eine solche geheime Freudigkeit von Zeit zu Zeit aufblitzte, so gab sie sich dennoch nicht im Entferntesten Hoffnungen hin, denen sie ja längst entsagt hatte. Auch verdrängte immer wieder die lebhafte Besorgniß um Therese Ferval und ihr Kind diese sekundenlangen, geheimen, frohen Empfindungen.

Frau Stahl und Ottilie traten an das Bett Paulinens, die den verbundenen Kopf den Besucherinnen zuwendete, und diese, kaum die Lippen regend, grüßte.

„O mon Dieh,“ rief Frau Stahl, das bleiche Antlitz des jungen Mädchens anstarrend, „die schaut ja aus, daß man sich ordentlich vor ihr entsetzen möchte!“

Ottilie blieb einige Schritte vom Bette entfernt

stehen, sah gleichgültig auf ihre Schwester, und sagte: „Wie geht es Dir?“

Pauline verzog keine Miene.

„Gut!“ antwortete sie der Schwester.

„Warum stehst Du nicht auf und kommst nach Hause, he?“ fragte Frau Stahl in hartem Ton. Im nächsten Augenblick sich aber erinnernd, daß ihr Gatte ihr befohlen habe, sich vor Weidners einigermaßen rücksichtsvoll gegen Pauline zu benehmen, fuhr sie etwas sanfter fort: „Das kann aber wohl nicht sein, Kind. Du wirst Dich schonen müssen, denn Du schaust wahrhaftig schrecklich aus, kann ich Dir sagen!“

„Ei was,“ rief Frau Weidner ungeduldig, die zu Füßen des Bettes stehen geblieben war, „wenn Sie dem armen Mädchen nichts Angenehmeres zu sagen wissen, als dies, da wär's ja besser gewesen, sie wären gleich nebenan im Vorzimmer geblieben. Wenn man an Kopf und Schulter verwundet ist, und das Wundfieber hat, dann kann man freilich nicht wie Milch und Blut ausschauen, das ist eine alte Geschichte, außer man streicht sich's Gesicht an, wie's die Leute thun, die unbemalt, auch wenn ihnen nichts fehlt, aussehen mögen, wie „ein Geist an der Wand!“ Gescheidter wär's, nehmen Sie es nicht für ungut, Sie sagten der armen Pauline ein freundliches Wort, für das, was sie gestern gethan hat,

unser Herrgott segne ihr's, denn ohne ihren Muth und ihre Aufopferung wäre der arme Bube verloren gewesen!"

„Ja, ja," versetzte die korpulente Dame, über die Zurechtweisung pikirt, trotz der Vorschrift ihres Gatten in spitzem, gereiztem Tone, „ich begreife, daß, wenn Pauline nicht gewesen wäre, Ihr Herr Sohn durch den Vorfall viele Ungelegenheiten hätte haben können —!"

„Ungelegenheiten?" unterbrach sie Frau Weidner. — „Es thut mir leid, wenn Sie bei einem Menschenleben, das in Gefahr geschwebt hat, auf weiter nichts denken können, als auf die Ungelegenheiten, die daraus hätten entstehen können, wenn es verunglückt wäre! Reden wir nicht weiter davon, ich bitte Sie," fuhr sie trocken fort — „wir werden uns in diesem Punkt doch nicht verstehen. Mein Franz denkt, Gott sei Dank, wie seine Mutter, und ihm ist's, wie mir, als hätte die gute Pauline in dem Buben uns selber das Leben gerettet!"

Frau Weidner nickte dem blassen Mädchen voll Herzlichkeit zu. Pauline aber richtete ihre großen dunklen Augen bittend auf die wackere Frau, als wollte sie sagen: „Lassen Sie's gut sein, was habe ich denn Großes gethan?"

Frau Stahl aber verlor etwas von ihrer zuversichtlichen Haltung, während sich Ottilie mit gleichgültiger

Miene zur Mutter wendete, auf ihre Uhr blickte und dann gelassen sagte: „Es ist Zwölf vorüber, Mama, und Sie haben den Tisch nebenan gedeckt gesehen, fallen wir nicht länger lästig!“

„Du hast recht, ma ville!“ lispelte Frau Stahl, welche inzwischen in Erwägung gezogen hatte, daß sie unter den obwaltenden Umständen schon Einiges von der schlichten Weidner hinnehmen müsse, und daß diese in Bildung und „savon vivre“ zu weit unter ihr stehe, als daß sie nöthig hätte, sich einer solchen Person halber zu ereifern oder sich ihr gegenüber in weitläufige Erörterungen einzulassen. — „Wir dürfen nicht länger beschwerlich sein! Aber Eins noch!“ — fuhr sie fort, sich zu Pauline wendend. — „Ich will nicht mit Dir darüber rechten, daß Du Dich wieder einmal in Dinge gemischt hast, die Dich nichts angehen — ich bin das an Dir gewohnt, es hieße meine Worte an Dich verschwenden, und überdem hast Du's nun dafür, daß Du da mit zerschundenen Gliedern liegen mußt, aber wissen möchte ich denn doch, und Dein Vater auch, was Du denn gestern um Zwölf so Wichtiges in der Roßau zu thun gehabt hast?“

Zweites Capitel.

Der erste Verdacht.

Als Frau Stahl geendet hatte, ließ sich im Nebenzimmer das Geräusch von Tritten vernehmen. Die Thür öffnete sich, Weidner trat ein, noch den Hut in der Hand.

„Da kommt mein Mann,“ sagte Frau Weidner, deren Ungeduld auf's Höchste gestiegen war, „der kann Ihnen am besten sagen, was Ihre Tochter gestern zu uns führte. Ich muß Ihnen überhaupt bemerken, daß der Arzt dem Mädchen das viele Reden verbietet. Sie werden daher wohl als Mutter ein wenig Rücksicht nehmen und Ihre Tochter nicht in solchem Zustande examiniren.“

„O mon Dieh, Liebste, Sie begreifen doch,“ lispelte Frau Stahl verwirrt und gereizt zugleich, „daß

einer Mutter die heimlichen Wege einer Tochter nicht gleichgültig —"

„Aha, darum handelt sich's hier?" unterbrach sie Weidner trocken, indem er näher trat. — „Guten Tag, Frau von Stahl!"

„Liebster Weidner, ich bin entzückt —!" begann die dicke Dame.

„Lassen wir das Entzücken einen Augenblick beiseite, wenn Sie erlauben," schnitt Weidner die Rede der Frau Stahl ab. — „Ich glaube kaum, daß die gute Pauline sich heimlicher Wege, wenn von solchen überhaupt bei ihr die Rede sein kann, mehr zu schämen hätte, als manche Dame ihrer öffentlichen, mag sie sich auch mehr dünken, als das liebe Kind dort! Aber was sehe ich, Frau," — fuhr er lächelnd zu seiner Gattin fort, — „hast denn Du so ausgezeichneten Gästen, wie die Frau von Stahl und das Fräulein Ottilie, nicht das Sitzen angetragen?"

Ottilie blickte auf Weidner, indem sie leicht die Stirne runzelte, — denn sie begriff wohl, daß der Fabrikant nur spotte. Nicht so die beschränktere Frau Stahl.

„Wir danken, mon cher," antwortete sie, nach ihren Begriffen herablassend und zeremoniell wie eine Fürstin, zugleich die Frau Weidner voll Genugthuung anblinzelnd, „wir sind nur so flüchtig, im Vorbeigehen, hier, nach der Pauline zu schauen!"

„Ich begreife," versetzte Weidner in seinem trockenen Humor, „daß eine so vielfach in Anspruch genommene Dame, wie Sie, nur über Sekunden verfügen kann, selbst da, wo es sich um eine leidende Tochter handelt. Sie können übrigens auch versichert sein, daß hier für Pauline geschieht, was nöthig ist."

„Mein Mann wird Ihnen mit Vergnügen Ihre Auslagen zurückerstatten, liebster Freund!" lispelte Frau Stahl. — „Nur bitte ich, uns das Mädchen nicht zu verwöhnen!"

„Sie meinen in Bezug auf Herzlichkeit und Theilnahme —?"

„Wie sagen Sie? Ja, Ottilie, ma ville, wir müssen uns wohl jetzt empfehlen. Wir haben gesehen, daß Pauline, wie es sich auch erwarten ließ, hier Alles hat, was sie nur wünschen kann!"

„So ziemlich," versetzte Weidner lächelnd, „selbst mütterliche Pflege, Frau von Stahl, denn meine Frau hat schon Zeit dazu, mein Gott, ihr bescheidener Wirkungskreis ist ja nicht der Ihre!"

Während Weidner sprach ward einige Male leise an die Thür gepocht, und nun der Fabrikant geendet hatte, blickte er dorthin.

„Hat nicht Jemand geklopft?" fragte er.

Das Pochen wiederholte sich.

„Wer ist da? Herein!“ rief Weidner.

Die Thüre öffnete sich langsam, Landsberger trat zögernd ein.

„Ich bitte um Vergebung, Euer Gnaden,“ begann der Alte, „daß ich bis hierher komme, aber ich hätte ein paar Worte mit dem Herrn zu reden, und möchte nicht gern bei Tische stören!“

„Gleich, mein Freund!“ antwortete Weidner.

„Ich werde also draußen warten, gnädiger Herr!“

„Bleibt nur gleich hier!“ versetzte Weidner, welcher hoffte, daß Frau Stahl sich nun um so eher mit ihrer Tochter entfernen werde.

Die Erstere blinzelte den Eingetretenen an.

„Ist das nicht einer unserer Arbeiter?“ fragte sie verwundert.

„Er ist's gewesen!“ antwortete Weidner.

„Ja, Gott sei Dank!“ murmelte Landsberger sehr verständlich.

Die Gattin Stahl's warf deu Kopf in die Höhe.

„Von morgen ab ist dieser Mann Hausmeister bei mir!“ bemerkte Weidner lächelnd. — „Es scheint, meine Verehrte, ich werde von der Tochter bis zum Arbeiter dem ganzen Personale Ihres Hauses Quartier geben müssen! Doch richtig,“ fuhr er ernster fort — „ich erinnere mich, Sie wünschen ja zu wissen, was Pauline

hierher führte? Sie kam wegen Ihrer Cousine Ferval zu uns."

Die kleinen Blinzelaugen der Frau Stahl erweiterten sich.

Landsberger horchte aufmerksam, als er den Namen „Ferval" hörte.

Pauline aber richtete sich mühsam im Bette auf und blickte in lebhafter Spannung auf den Fabrikanten.

„Waren Sie dort, Herr von Weidner?" sagte sie mit einiger Anstrengung.

„Drei Mal, mein Kind!" versetzte der Angeredete. — „Ich komme sogar jetzt direkt aus der Kaiserstraße. Aber immer fand ich die Thüre verschlossen, und mußte unverrichteter Sache wieder umkehren."

Während Weidner sprach bemächtigte sich der dicken Dame eine heftige Unruhe. Ottilie blickte den Fabrikanten scharf an.

„Wie!" stotterte Frau Stahl mit einer Stimme, der die innere Beklemmung der Dame anzuhören war. — „Sie suchten Ferval auf? Nach dem Wunsche Paulinens, wie es den Anschein hat, denn Sie — Sie selber kennen ja die Leute kaum!"

„Sie werden sich erinnern," entgegnete Weidner, „daß ich an jenem Abend zugegen war, als Ihr Vetter zu Ihnen ins Zimmer stürzte, Ihnen die Nachricht von

einem entsetzlichen Attentate brachte, das an seiner Frau im Pötzleinsdorfer Gehölze verübt worden war und Sie beschwor sich der Armen anzunehmen, was denn" — fügte er mit Nachdruck hinzu — „Ihre Tochter Pauline mit edler Entschlossenheit that. Nun denn, ich empfand von jenem Augenblicke an Theilnahme für die jungen Leute, obwohl ich sie nur flüchtig kenne, wie Sie ganz richtig bemerkten. Ich erfuhr durch meinen Buchhalter, als er mit dem Gelde, das ich Stahl sandte, in Ihrem Hause gewesen war, die glückliche Wendung des Unfalls, und freute mich darüber vielleicht so lebhaft wie Sie, meine Liebe!"

„Ach, wir waren so glücklich!" betheuerte Frau Stahl, auf welche diese ganze Erörterung augenscheinlich einen peinlichen Eindruck machte.

„So!" fuhr Weidner trocken fort. — „Da wundert's mich in der That, daß Pauline sich gestern zu mir bemühte, um mich zu bestimmen, jene Fervals mit der Frau von Heuber auszusöhnen, die, wie ich durch Ihre Tochter weiß, mit ihnen wegen einer unterbrochenen Taufhandlung zerfallen ist!"

„Wie! Deshalb ist Pauline gekommen?" rief Frau Stahl, einen giftigen Blick auf die leidende Tochter schießend. — „Das hat sie gethan? Hinter unserm Rücken —!"

„Ich verstehe,“ unterbrach sie Weidner kalt, „Sie wollten sich ein Versöhnen der Betreffenden in verwandtschaftlicher Theilnahme selber vorbehalten. Es mag das der guten Pauline nur ein Bischen zu lange gedauert haben. Die Jugend ist freilich ungeduldig!“

„Der Weg zu Ihnen war ohnehin nutzlos,“ antwortete die dicke Dame mit vor unterdrücktem Zorn bebenden Lippen, „denn Fervals und die Tante Heuber sind seit gestern versöhnt —“

Pauline sank mit freudigem Ausruf in die Kissen zurück.

„Damit das Kind nach katholischem Brauche getauft werden könne, hat Ferval nachgegeben und wird sich trauen lassen!“ fuhr Frau Stahl ingrimmig fort, — „Seit gestern ist Therese bei der Tante!“

„Deshalb also fand ich heute stets die Thüre ihrer Wohnung verschlossen!“ sagte Weidner mit einem Blick auf Pauline.

„Gelobt sei Gott!“ murmelte diese, die Hände faltend.

Ihre nervöse Reizbarkeit war noch so bedeutend, daß sie beinahe krampfhaft zu schluchzen begann.

Frau Stahl blickte mit einem Gemisch von Scheu und schlecht verhaltener Wuth auf Pauline.

„O mon Dieu,“ sagte sie, „mir scheint, dieses

Mädchen bekommt vor lauter Theilnahme für Fervals hi — st — historische Anfälle!“

„Gehen wir, Mama!“ drängte jetzt Ottilie, welche während der ganzen Zeit die Gleichgültige gespielt hatte, während sie kaum noch vermochte, ihre üble Laune im Zaume zu halten.

„Oui, ma ville!“ stieß die dicke Dame hervor — „Liebste Weidner, wird mich freuen, wenn Sie so charmant sein wollen, uns bald einen Gegenbesuch zu machen! Herr von Weidner, Ihre ergebene Dienerin? Warum läßt sich Ihr Franz nicht mehr bei uns blicken! Meine Ottilie, das gute Kind, fürchtet sich, ihn auf irgend eine Weise gekränkt zu haben! Sie ist so an seine Besuche gewöhnt, — ich finde das arme Kind seit einigen Tagen zerstreut, niedergeschlagen —!“

Ottilie sah in diesem Augenblick nichts weniger als zerstreut und niedergeschlagen aus, im Gegentheil flammte ein gewisser Hochmuth in ihrem Blick, während von ihr die Rede war.

Weidner und seine Frau gaben sich den Anschein, dieses nicht zu bemerken.

„Das Fräulein wird sich wohl noch ein wenig gedulden müssen,“ sagte er trocken, „denn mein Sohn hat jetzt mit seinem ersten Bau zu thun, und kann vorläufig nicht auf Nebensachen denken!“

„Mama, gehen wir doch!“ murmelte Ottilie jetzt ungestümer. — „Du hörst ja,“ — flüsterte sie, nur ihrer Mutter vernehmlich — „man legt es hier darauf an, uns zu demüthigen!“

„Ja ja, ma ville!“ stotterte die Gattin Stahl's, die in der That in diesem Augenblick roth wie ein Krebs erschienen wäre, hätte die dickaufgelegte Schminke nicht bei ihr jeglichen Farbenwechsel ihres Angesichtes verhüllt. — „Adieu, Pauline! Schau, daß Du bald nach Hause kommst, das sage ich Dir! Wenn Du einmal erst wieder auf bist, werde ich schon dafür sorgen, Dir Deine historischen Grillen zu vertreiben!“

Frau Stahl schritt hastig zum Bette und streckte eine ihrer behandschuhten Fetthände der liegenden Tochter zum Handkuß hin. Diese aber, die sich erschöpft fühlte, hatte die Augen geschlossen und murmelte nur: „Leben Sie wohl, Mutter!“

Nachdem die dicke Frau so einige Sekunden lang die Hand vergeblich ausgestreckt hatte, zog sie dieselbe unwillig zurück.

„Ihre Dienerin!“ schnob sie Weidners zu und rauschte, von Ottilien gefolgt, die dem würdigen Paare vornehm zunickte, ohne ihre Schwester eines Blickes zu würdigen, zur Thüre hinaus.

Das Wort „Närrin!“ schwebte Weidner auf der

Lippe, aber er bezwang sich in Gegenwart Paulinens und sagte seiner Frau gelassen: „Kathi, begleite sie hinaus! Wir wollen den Anstand nicht verletzen!"

Dann trat er zu Paulinen an das Bett. Das Mädchen schlug die Augen auf.

„Wie ist Ihnen, liebes Kind?" fragte er sanft.

„Ich leide!" flüsterte Pauline matt.

„Der Besuch Ihrer Mutter hat Sie angegriffen!" antwortete Weidner wohlwollend. — „Ei, grübeln Sie nicht weiter darüber nach, Paulinchen! Eine Sorge sind Sie los, denn Ihren Freunden geht es gut, schlagen Sie sich also die anderen aus dem Kopf! Meine Alte ist bald wieder bei Ihnen, und dann — das Essen wird schon auf uns warten, — gibt's etwas Stärkendes. Mit der leiblichen Kraft kehrt auch die Zuversicht zurück! Und nach Tische, damit Sie uns keine Grillen fangen, wie die Mutter meint, schicke ich Ihnen noch zu der Alten den Franz herein. Der Bursche mag mit Ihnen plaudern, er ist gescheidt, da wird schon die Zeit vergehen!"

Weidner lächelte so freundlich und seltsam bei den letzten Worten, daß es Paulinen heiß um's Herz wurde. Sie schlug die Augen nieder, eine leichte Röthe dämmerte an ihren blassen Wangen auf.

Weidner aber drehte sich herum, und erblickte sei-

nen zukünftigen Hausmeister, der noch immer kerzengerade neben der Thüre stand, und eines Winkes harrte.

„Ja so, da steht der noch immer!“ sagte der Fabrikant. — „Ich hatte auf Euch schon vergessen, Freund! Nun, was wollt Ihr?“

„Ich habe eine Bitte, Euer Gnaden,“ begann Landsberger, „aber es ist kurios, ich traue mich nicht recht damit heraus!“

„Warum denn nicht? Habe ich wohl jetzt gar so ein bärbeißiges Gesicht, he?“

„Das nicht, Euer Gnaden! Aber ich fürchte, Sie möchten mir meine Bitte abschlagen. Und es liegt mir, gerade heraus, mehr daran, als Euer Gnaden sich denken mögen.“

„Ja, Freund, ich kann mir vorläufig noch gar nichts denken, bis Ihr zu Eurem Anliegen das Maul aufgemacht habt. Also vorwärts damit!“

„Nun denn in Gottes Namen! Ich habe mir vorhin die Hausmeisterwohnung angeschaut —“

„Und sie gefällt Euch nicht, so wie sie da ist?“

„Gott behüte, Euer Gnaden. Habe ich doch mein Lebtag nicht so gewohnt, als ich dort logiren werde! Aber ein Kämmerchen ist da zu viel, Euer Gnaden.“

„Ihr seid ein närrischer Kerl, Alter! Ich kann

Euch das Kämmerchen doch nicht von der Wohnung wegschneiden lassen!"

„Freilich nicht, Euer Gnaden! Aber — und nun kommt meine Bitte — ich möchte das Kämmerchen gern fortgeben — nicht, daß ich einen Profit davon haben wollte, ich denk' nicht daran — dem Schulhof-Anton möchte ich es überlassen, unentgeltlich!"

„Dem Anton, der wieder bei mir arbeitet?"

„Ja, Euer Gnaden, und das hat seine eigene Bewandtniß. Ich habe den Burschen so gern, als wäre er mein eigen Kind, und da hätte ich ihn am liebsten so viel wie möglich unter meinen Augen, denn — es ist da mit ihm nicht ganz richtig!"

Und Landsberger wies auf seine Stirn.

„Was der Teufel! rief Weidner erstaunt. — „So ist er verrückt?"

„Noch nicht. Aber er könnte das leicht werden, wenn man ihn sich selber überlassen wollte!"

„Ei, ich habe doch dieser Tage bei der Arbeit nichts Sonderliches an ihm bemerkt. Er ist still und fleißig —"

„Ja, bei der Arbeit, ich glaub's schon. Aber außer der Zeit —! Euer Gnaden werden sich erinnern, daß er früher mit meiner Tochter, der Julie — Euer Gnaden kennen ja die Geschichte —"

„Ja, ja, mit der jetzigen — Gräfin, oder was sie vorstellt —!“

„Mag die Gräfin verdammt sein —“

„Bleibt bei der Sache, Freund. Was ist's mit dem Anton?“

„Mein Gott, Euer Gnaden, er kann die Julie nicht vergessen, obgleich er mir's versprochen hat. Ich hab's ihm angemerkt. Und da — wie gesagt — da hätte ich ihn gern unter den Augen — er hört doch auf mich — und wenn mir da Euer Gnaden erlauben wollten, wegen der Kammer —“

„Gut, Freund. Thut nach Euerem Belieben, ich lege Euch da nichts in den Weg. Und hört, was ich Euch von Vorschriften für's Haus zu sagen habe, kann morgen geschehen, sobald Ihr mit Sack und Pack eingezogen seid. Jetzt geht mit Gott!“

„Ganz wohl, Euer Gnaden!“

Aber Landsberger ging nicht, sondern blieb an der Thüre stehen, drehte die Kappe in den Händen, schaute in einiger Verlegenheit auf den Fabrikanten, und räusperte sich zu verschiedenen Malen.

„Mir scheint,“ sagte Weidner lächelnd, „Ihr habt da noch etwas auf dem Herzen, was nicht los will!“

„Euer Gnaden haben da vorhin — ich hörte —“

Landsberger stockte, warf erst einen Blick auf Pau-

line, die mit geschlossenen Augen dalag, und dann auf den Fabrikanten.

„Element, Freund," rief Weidner lachend, „das ist ein unverständlicher Anfang!"

„Bitte um Vergebung, Euer Gnaden," begann Landsberger von Neuem, „aber was ich zu sagen habe, kann ich nur vor Euer Gnaden allein —"

Landsberger stockte zum zweiten Male, warf wiederum einen Blick auf Pauline, wies mit dem Daumen auf sie hin, und streckte dann sein ehrliches Gesicht zu Weidner vor.

„Es betrifft Herrn von Ferval, von dem hier vorhin gesprochen wurde," sagte er so leise, daß die Worte nur Weidner verständlich sein konnten — „und da möchte ich lieber —"

Landsberger hielt nochmals inne. Der Fabrikant aber sah seinen künftigen Hausmeister groß an.

Dann sagte er: „So, so! Kommt mit mir!"

Und Weidner verließ mit Landsberger das Schlafgemach.

Im Wohnzimmer stießen sie auf die Frau des Hauses, welche vom Korridor zurückkehrte.

„Dieser da hat noch ein paar Worte mit mir zu reden, Kathi!" sagte Weidner —. Lasse daher die Suppe

nicht auftragen. Und wird denn der Franz schon zu Hause seiu?

„Freilich! Ist er heute doch gar nicht fortgegangen!“ war die Antwort. — „Er sitzt in seinem Zimmer und zeichnet fleißig.“

Ueber Weidner's treuherzige Züge glitt ein Schimmer freudiger Regung.

„Geh' vorläufig zu der Pauline hinein, Alte!“ sagte er. — „Ich denke, unser Gespräch wird nicht so lange dauern, he, Landsberger?“

„Will mich so kurz wie möglich fassen!“ entgegnete dieser.

„Nun denn, so kommt!“

Während die Hausfrau das Schlafzimmer betrat, schritt Weidner, von Landsberger gefolgt, zu seinem Arbeitskabinet.

Der künftige Hausmeister schloß die Thüre hinter sich und näherte sich dem Fabrikanten, der sich an sein Pult stellte, einen Arm auf dasselbe stützte, und den sich Nähernden fragend anblickte.

„Gnädiger Herr,“ begann Landsberger zögernd, der nicht recht wußte, wie er dasjenige einkleiden sollte, was er sich gedrungen fühlte, dem Fabrikanten mitzutheilen. „Sie haben da vorhin in Gegenwart der Frau von Stahl von einem Herrn von Ferval geredet,

und von einem Attentat, das auf die Frau desselben beabsichtigt worden ist.“

„Ganz recht!“ antwortete Weidner, indem er den Andern forschend anblickte. „Weshalb kommt Ihr darauf zurück, Freund? Mir scheint, die ganze Angelegenheit gelangte doch nicht in die Oeffentlichkeit; habt Ihr dennoch früher als heute etwas davon erfahren? Vielleicht im Hause Eures ehemaligen Herrn?“

„O nein, Euer Gnaden, nicht im Hause des Herrn von Stahl, aber auf andere Art. Ich weiß nicht, ob Ihnen alles Nähere von dem Attentat bekannt ist?“

„Wie meint Ihr das? Die Sache ist, so viel ich gehört habe, in ein räthselhaftes Dunkel gehüllt. Und warum fragt Ihr mich? Ich darf annehmen, daß Euch nicht Neugierde allein dazu antreibt!“

„Freilich nicht! Und Euer Gnaden haben mich nicht recht verstanden. Unsereins ist nicht gewohnt, mit den Worten umzuspringen wie die studierten Herren, da mag ich mich jetzt wohl unrecht ausgedrückt haben.“

„Und wie meint Ihr's denn eigentlich?“ fragte Weidner mit einiger Ungeduld. — „Meine Frau wird uns nicht viele Zeit zu langen Auseinandersetzungen lassen.“

„Nun, Euer Gnaden, ich wollte nur fragen, ob Ihnen bekannt sei, was gleich nach dem Attentat im

Pötzleinsdorfer Gehölze mit der Frau des Herrn von Ferval geschehen ist?"

„Natürlich weiß ich's, nicht allein durch die abgerissenen Aeußerungen des Herrn von Ferval selber, als er noch an demselben Abend zu der Familie Stahl hülfesuchend kam, und ich dort gegenwärtig war, wie Ihr vorhin gehört haben müsset, sondern auch ausführlicher durch Fräulein Pauline. Die ohnmächtige junge Frau ward nach dem Attentat von ihrem Gatten und einem unbekannten Arbeiter nach Pötzleinsdorf getragen —"

„Dieser Arbeiter war ich!" unterbrach Landsberger den Redenden bescheiden, doch mit ruhiger Festigkeit.

„Was der Teufel!" rief Weidner erstaunt. — „Ihr? Was hattet Ihr denn an jenem Abend in der dortigen Gegend zu suchen?"

Landsberger theilte nun seinem künftigen Herrn mit, was dem Leser zur Genüge bekannt ist, auch das unverhoffte Zusammentreffen mit Ferval im „Faßelgarten" am Tage zuvor, sowie die Aeußerungen des Knaben, deren Lebensretterin Pauline geworden war.

Während der schlichte Alte in seiner treuherzigen Weise erzählte, ward Weidner immer unruhiger, er horchte mit der lebhaftesten Spannung auf die geringfügigsten Einzelnheiten, deren Landsberger Erwähnung that, besonders als es sich um die Schilderung und das

Vorgehen des Mannes handelte, von welchem der Knabe an jenem verhängnißvollen Mittwoch einen falschen Zehner erhalten haben wollte und zu der Ferval'schen Wohnung hinaufgeschickt worden sei.

Als Landsberger geendet hatte, verließ Weidner seinen Platz am Pult, legte nach seiner Gewohnheit, sobald ihn ein Gegenstand lebhaft beschäftigte, die Arme auf den Rücken, und schritt, den Kopf gesenkt, sinnend und hastig einige Male im Komptoir auf und nieder.

Dann blieb er plötzlich vor Landsberger stehen, und sah diesen an.

Die Stirne des Fabrikanten war gerunzelt, eine heftige innere Erregung sprach aus seinem Blick, aus den Zügen des Angesichts war der Ausdruck jener gemüthlichen Behäbigkeit verschwunden, in dem sie gewöhnlich glänzten, und hatte demjenigen eines sorgenvollen Ernstes Platz gemacht.

„Was Ihr da gesagt habt, Landsberger," begann er langsam, „gibt mir so Allerlei zu denken."

„Um Vergebung, Herr, das hat's auch mir gegeben," antwortete der ehrliche Alte, ebenfalls ernst vor sich hinstarrend, „und weil mir's zu viel ward, und mich das Grübeln auf" —

Landsberger stockte und blickte Weidner an.

„Auf was?" fragte dieser rasch und dringend.

„Auf gar so seltsames Zeug von Gedanken gebracht hat, seitdem —“

„Nun? Seitdem?“

„Seitdem ich weiß,“ fuhr Landsberger langsam fort, „daß — daß dieser Herr von Ferval ein Verwandter meines ehemaligen Herrn ist — aber es ist dummes Zeug, und ich will's nicht weiter verreden.“

Die kleinen, intelligenten Augen Weidner's blitzten einen Moment seltsam auf.

„Doch, doch, Landsberger,“ sagte er hastig, „redet was Ihr Euch dachtet, und sei's noch so wunderlich! Sprecht, wie denkt Ihr über das Attentat? Glaubt Ihr, es sei auf eine Beraubung der Frau abgesehen gewesen?“

„Nun denn, offen gestanden, nein, gnädiger Herr. Der Mann hätte rauben können, ohne durch einen Schuß Leute heranzulocken, wie er mich denn auch lockte. Aber das ist's nicht allein — das Erscheinen des mageren Herrn in der Kaiserstraße, sein Nachforschen durch den Buben der Schneider-Fanni, und daß er nach Dornbach gefahren und dort verschwand, wie der Fiaker dem Buben gesagt haben soll — hm, das Alles macht mich glauben —“

„Daß derjenige, welcher das Attentat begangen, kein gewöhnlicher Strauchdieb, sondern ein mit den Ver-

hältnissen der Fervals ganz vertrauter Mann gewesen sei, der etwas völlig Anderes im Sinne gehabt haben mag, als einen Raubanfall. He, habt Ihr das sagen wollen, Freund?"

„Das ist's, gnädiger Herr. Ich hab's nur nicht so gut zusammenfassen können!" rief Landsberger lebhaft. — „Aber was sein Zweck gewesen, und wie das Alles zusammenhängen mag, darüber tappe ich freilich im Dunkeln, und da ich mir dachte, daß der gnädige Herr darüber einsichtsvoller nachzudenken verstehen als unsereins, hab' ich Ihnen denn nicht verschweigen wollen, was ich weiß und mir von der Geschichte denke, um so mehr, als Sie mit den Verhältnissen des Herrn von Ferval einigermaßen vertraut sind, wie ich ja zufällig vorhin im anderen Zimmer erfuhr."

„Einen Augenblick, Freund!" unterbrach Weidner den Redenden, indem er sich mit der Hand die umwölkte Stirne rieb — „hat Euch der Bube den Herrn genau beschrieben, der ihm den falschen Zehner gegeben?"

„Genau? — Davon kann freilich keine Rede sein, was weiß solch ein Bube auszusagen und zu beschreiben, daß man sich klar daraus vernehmen könnte! Hat unsereins ja seine Noth mit solchen Sachen! Aber darauf schwört der Bube, daß er sich getraute, ihn unter Tausenden wieder zu erkennen. — So viel ich weiß,

soll er lang, mager, und im Gesichte blaßgelb gewesen sein —"

„Wie Stahl?" hauchte Weidner unwillkürlich.

Beide Männer starrten einander beinahe erschrocken an.

So leise den Lippen Weidner's der Name des Seidenfabrikanten auch entschlüpft war, hatte Landsberger ihn doch vernommen.

„Der gnädige Herr halten es für möglich —?" stammelte dieser.

„Was für möglich?" versetzte Weidner hastig. — „Was hatte ich denn gesagt? — Aber Ihr, Freund, ich errathe, was Euch nicht hat über die Zunge wollen, das seltsame Zeug, wovon Ihr vorhin faseltet, — gesteht es gerade heraus — Ihr haltet den Fabrikanten Stahl, Euren ehemaligen Brotherrn, für den Urheber des Attentates!"

Landsberger blickte verlegen auf Weidner.

„Ich — ich kann ja so etwas nicht behaupten," begann er mit unsicherer Stimme, „wenn ich auch eingestehen muß, daß mir so Allerlei dunkel vorgeschwebt ist, wie mir die Fanni nach der Aussage des Buben — und dieser selber den Herrn beschrieb, auf was könnte ich denn auch eine Vermuthung begründen? Was könnte der Herr von Stahl für eine Ursache haben — er ist

reich und der Herr, dessen Frau ich Beistand leistete, scheint nicht so besonders vermöglich zu sein —"

„Außerdem," unterbrach ihn Weidner, seine Worte fest betonend, „leben beide Familien in gutem Einverständniß mit einander, wie sich seither gezeigt hat. Und wenn in der That jener Herr, der durch den Buben in der Kaiserstraße Nachfrage halten ließ, der Herr von Stahl gewesen wäre, — was beweiset das? Kann er nicht in Dornbach Geschäfte gehabt haben, und zuvor nach der Kaiserstraße gegangen sein, um aus Gefälligkeit etwaige Aufträge von Fervals für deren Tante mitzunehmen, welche in Neuwaldegg wohnt?"

„Ja, ja," murmelte Landsberger halblaut, „ich war ein Narr —! Aber," — fuhr er nachdenklich fort, — „wozu dann die Heimlichkeit, mit der die Erkundigungen von dem Herrn eingezogen wurden —?"

„Sei dem wie ihm wolle, Freund," unterbrach ihn Weidner ernst, „Ihr werdet immer wohl thun, Eure Grübeleien Niemandem mitzutheilen, versteht Ihr mich?"

„Ich werde mich wohl hüten!" rief Landsberger, eine seinen Worten entsprechende Handbewegung machend. — „Da könnte ich schön ankommen! Und ich bitte, daß nicht etwa der gnädige Herr —"

„Wofür haltet Ihr mich?" versetzte Weidner

barsch. Dann fügte er in anscheinend gleichgültigem Tone hinzu: „Hört! Ich möchte aber doch den Buben sprechen, dessen Ihr vorhin erwähntet.“

„Er wird sich dieser Tage bei seiner Retterin, dem Fräulein Pauline bedanken kommen, ich weiß es von seiner Schwester, der Schneider-Fanni!“ entgegnete Landsberger — „Wenn aber Euer Gnaden wollen, so gehe ich noch heute —“

„Nein, laßt das, Freund! Ihr habt ohnehin heute und morgen mit Eurer Uebersiedlung genug zu thun. Er wird sich schon einstellen, wie Ihr sagt. Und nun geht, Ihr bekommt sonst von meiner Frau und Eurer ein saures Gesicht!“

Weidner sagte die letzten Worte lächelnd, aber dem in der Verstellungskunst Ungeübten war deutlich anzusehen, daß eine düstere Vorstellung ihn drücke und eine Sorge sein Herz belaste.

Er ging zur Thüre, die zum Wohnzimmer führte, und trat in dasselbe. Landsberger folgte seinem Herrn und empfahl sich.

Als sich Weidner allein sah, — denn die Hausfrau befand sich noch am Bette Paulinens — begann er, die Arme auf dem Rücken, wie im Geschäftskabinet auf und ab zu schreiten.

Die wohlwollende Miene, mit der er den ehrlichen

Landsberger entlassen hatte, verschwand, die Stirn umwölkte sich mehr und mehr.

„Einem Menschen, der fähig gewesen ist, seinen Jugendfreund zu betrügen,“ murmelte er vor sich hin, „darf ich Alles zutrauen! Stahl ist mehr als ein Leichtsinniger, der in eitler Verblendung, unbekümmert um die Seinen, dem Untergange entgegenstürmt, er ist ein Heuchler, dem jedes Mittel, auch ein verbrecherisches, recht ist, durch das er hoffen darf, sich Geld zu schaffen. Habe ich nicht den Beweis davon an mir erlebt? — Und wenn ich an jenen Abend zurückdenke, an welchem das Attentat stattfand? — Die Abwesenheit Stahl's zu einer Stunde, wo wir doch ein für ihn wichtiges Geschäft abzumachen hatten — dann die Verzögerung seines Erscheinens nach der Rückkunft — das Flüstern des Dieners — das Erschrecken der Frau — die Schramme in seinem Gesichte — und endlich sein verstörtes Aussehen, bevor noch der hereinstürzende Ferval ein Wort gesprochen hatte — hm! — dazu seine, wenige Augenblicke vor Ferval's Erscheinen leicht hingeworfene und doch eigenthümlich betonte Aeußerung, daß Therese Ferval von schwächlicher Körperbeschaffenheit sei, die möglicher Weise seine Stellung zu der Tante ändern könne —! Und später der Auftritt vor dem Beginnen der Taufe, der, nach Paulinens Mittheilung zu schlie-

ßen, nur durch eine Denunziation kann herbeigeführt worden sein — bei Gott, ich finde in dem Allen einen düsteren Zusammenhang! — Und die Aussage des Knaben, seine Rettung durch Pauline, — je mehr ich sinne, desto deutlicher sehe ich die Hand der Vorsehung darin —! Ist mein Verdacht gerechtfertigt, und Stahl wirklich der Verbrecher, für den ich ihn halte, dann — dann wird er fortwährend auf den Untergang der armen Ferval sinnen, wird sie in's Verderben ziehen und sich obendrein. Bis dahin darf es nicht kommen! Ich will Gewißheit über Stahl's Thun und Treiben, und werde weiter forschen! — Und habe ich sie, kann ich ihn, den Vater Paulinens, vielleicht in einem Augenblick den Händen der Gerechtigkeit überliefern, wo er der Schwiegervater meines Sohnes werden soll?"

Weidner blieb stehen und starrte sinnend, unruhig vor sich hin auf den Boden.

Nach einigen Sekunden aber erhob er sein Haupt voller Zuversicht. Es war ihm nach seiner vollsten Ueberzeugung ein glücklicher Gedanke gekommen, er hatte den einzigen Ausweg gefunden, den er in dieser peinlichen Lage für möglich hielt.

Das Antlitz des rechtschaffenen Mannes überglänzte ein Hoffnungsstrahl.

„Noch gibt es ein Mittel," flüsterte er in sich hin-

ein, „ihn, ist er schuldig, von seiner unheilvollen Bahn zurückzudrängen, und dieses Mittels muß ich mich bedienen!“

In Weidner's Stimme war die alte Ruhe wieder zurückgekehrt. Weder seine Frau, noch sein Sohn, die jetzt eintraten, sich mit ihm zu Tische zu setzen, gewahrten in seinen Zügen eine Spur von dem, was kaum erst sein Inneres verstört hatte.

Drittes Capitel.

Eine unheimliche Mahnung.

Die Gräfin Leggiero saß in ihrem Ankleidezimmer. Ihr Mädchen Karoline war ihr bei dem Vollenden ihrer Toilette behülflich. Aber für diese Toilette wurden heute, *gegen* alle Gewohnheit der schönen Abenteurerin, die einfachsten Dinge gewählt, denn es war der Dienstag, an welchem die Gräfin beabsichtigte, dem Rendez-vous des Barons und Ottiliens nachzuforschen.

So trug sie denn ein unscheinbares Seidenkleid und ließ sich von ihrem Mädchen ein bescheidenes Hütchen und eine Mantille reichen, die durchaus nicht auffallend zu nennen waren, alles Gegenstände, deren die verführerische Dame der Demi-monde sich zu bedienen pflegte, wenn sie bei gewissen Gelegenheiten ungekannt sein wollte.

Die Gräfin glich in der That auch jetzt in ihrer schlichten Garderobe so sehr einer anspruchslosen jungen Bürgersfrau, daß sie sicher sein konnte, in der Vorstadt, welcher sie im Begriffe stand, einen Besuch abzustatten, kein Aufsehen zu erregen.

Es mochte etwa fünf Uhr sein, eine Stunde vor der Zeit, an welcher das Billet des Barons Ottilie zu ihrer Schneiderin beschieden hatte, als die Gräfin zum Fortgehen gerüstet war.

Sie warf noch einen Blick in den Spiegel. Ihr Mädchen stand einige Schritte von ihr entfernt und hatte den verschmitzten Blick auf sie gerichtet.

„Sie wollen also ernstlich nicht, gnädige Frau, daß ich Sie begleite?“ sagte Karoline zögernd. — „Man kann doch nicht wissen, ob ich nicht nöthig —“.

„Nein, nein!“ unterbrach sie die Gräfin rasch. — „Ich bedarf Deiner nicht. Ueberdem habe ich ja die genaue Adresse dieser Schneiderin.“

„Ein Glück ist's,“ versetzte Karoline lächelnd, „daß der einfältige Ignaz des Herrn Barons mir noch rechtzeitig über die Wohnung dieser Person hat Auskunft geben können, wenn es ihm auch leider nicht möglich war, sich auf ihren Namen zu besinnen. Auch den würde ich heute schon erforscht haben, hätten mir die Frau Gräfin diesen Morgen gestattet, die Person aufzuspüren.“

„Es ist besser so, Karoline. Du hättest vielleicht durch Deine Fragen irgend einen Verdacht erregt, denn diese Schneiderin, die ihre Wohnung zu heimlichen Rendez-vous hergibt, ist vermuthlich praktischer und verschlagener in solchen Dingen, als Dein tölpelhafter Ignaz. Hält der Fiaker schon am Hausthor?"

„Freilich, gnädige Frau!" antwortete das Mädchen, indem sie an's Fenster trat und wiederholt einen forschenden Blick auf die Gasse hinauswarf.

„Ich kann Dir nicht genau sagen," fuhr die Gräfin fort, „wann ich nach Hause zurückkehren werde — etwa gegen acht Uhr."

„Sehr wohl!"

„Ich werde also vor neun Uhr keinesfalls soupiren. Und sollte Besuch kommen — aber was ist das, Mädchen, Du scheinst mich gar nicht zu hören!"

In der That hatte Karoline ihre Aufmerksamkeit mehr auf die Gasse gerichtet, zu der sie jetzt hinabschaute, als auf die Worte ihrer Herrin.

„Was gibt's denn dort zu sehen?" fragte diese ungeduldig.

Karoline trat vom Fenster zurück und blickte die Gräfin an.

„Ich habe schon gestern und diesen Morgen," antwortete das Mädchen, „die gnädige Frau auf etwas

aufmerksam machen wollen, was mir verdächtig erscheint, aber immer wieder darauf vergessen!"

Die Gräfin horchte auf.

„So? Was ist Dir denn verdächtig erschienen?" fragte sie.

„Seit einigen Tagen," fuhr das Mädchen fort, „bemerke ich des Abends und sehr zeitig in der Frühe einen Menschen, dessen Gesicht und Augen auf mich einen unheimlichen Eindruck machen. Bald schleicht er um's Haus, bald stellt er sich in einiger Entfernung vor demselben auf, immer starrt er aber nach Ihren Fenstern."

Die Gräfin begann zu lachen.

„Wahrhaftig," rief sie, „Du bist eine Närrin, Karoline! Vielleicht siehst Du gar Gespenster!"

„Bei Gott," versetzte das Mädchen sichtlich beunruhigt, „Sie mögen lachen oder nicht, Frau Gräfin, dieser Mensch hat wirklich etwas Gespensterhaftes in seinem Wesen. Bisweilen starrt er lange wild und düster hinauf, und dann ist er mit einem Male verschwunden, als wäre er in den Boden versunken!"

„Ei," entgegnete die Gräfin belustigt, „ich entdecke da in Dir eine neue Eigenschaft. Seither hielt ich Dich nur für verschmitzt, jetzt sehe ich, daß ich an Dir auch ein romantisches Stubenmädchen besitze! Deine gespensterhafte, lauernde Erscheinung wird nichts anderes sein,

als ein eifersüchtiger Liebhaber, der seine Schöne bewacht, die vermuthlich über uns wohnt."

„Das dachte ich anfänglich auch, Frau Gräfin," antwortete das Mädchen, „aber es hat sich gestern anders herausgestellt."

„Wie so?

„Sie mochten etwa seit anderthalb Stunden mit Fräulein Toni zum Paradeisgarten gefahren sein, da ging ich hinunter, mir auf der Hauptstraße Seide zu kaufen. Wie ich die Treppe herabkomme und an der Thüre des Hausmeisters vorüber will, sehe ich diesen dort stehen, neben ihm den unheimlichen Menschen, der ihn um etwas zu fragen scheint. Als der Hausmeister mich erblickt, sagt er laut zu dem Manne: Dort kommt das Stubenmädchen, die kann Ihnen genaue Auskunft geben! — Und kaum waren diese Worte heraus, da wirft der Mensch, an den sie gerichtet waren, einen schreckhaften Blick auf mich und springt davon, als wäre der böse Feind hinter ihm gewesen!"

„Und wonach hatte der Mensch sich erkundigt?" fragte die Gräfin aufmerksamer.

„Nach Ihnen, gnädige Frau!" versetzte das Mädchen. — „Er hatte gefragt, ob die Gräfin Julie Leggiero das Haus verlassen habe, ob sie allein gewesen, und wohin sie sei? — Und als ich nun auf die Gasse kam,"

fügte Karoline hinzu, „da war nirgends eine Spur von dem Menschen mehr zu sehen!“

„Und hast Du ihn jetzt dort wieder erblickt?“

„Nein, gnädige Frau. Ich schaute nur nach, ob —“

Karoline unterbrach sich, trat von Neuem an's Fenster, öffnete dieses und sah zur Rechten und Linken die Gasse entlang. Dann schloß sie das Fenster und trat wieder zu ihrer Herrin.

„Er ist nicht da,“ sagte sie — „er ist überhaupt die ganzen Tage immer erst später erschienen!“

„So, so!“ murmelte die Gräfin vor sich hin.

Plötzlich färbte eine lebhafte Röthe ihre Wangen.

„War dieser Mensch breitschulterig?“ fragte sie hastig mit leise vibrirender Stimme. — „Ein bejahrter Mann mit grauem, lockigem Haar? Ein Arbeiter?“

„Er trägt die Kleidung eines Arbeiters, ja, ja!“ entgegnete das Mädchen. — „Aber alt ist er nicht, und auch nicht breitschulterig, höchstens siebenundzwanzig Jahre kann er haben. Doch älter sieht er aus, das ist sicher, denn er ist blaß und hohläugig, und sein kurz geschorenes, blondes Haar macht ihn noch magerer aussehen, als er sein mag.“

Die Gräfin blieb noch einen Augenblick gedankenvoll stehen. Dann zog sie ihre Mantille über die Schultern und schritt der Thüre zu.

„Zeige mir diesen Menschen," sagte sie während des Gehens zu dem sie begleitenden Stubenmädchen, „sobald er sich wieder blicken läßt, und ich zu Hause bin."

„Ich werde sicher nicht darauf vergessen, und ihm aufpassen!" antwortete Karoline.

Die Gräfin verließ ihre Wohnung. Der Diener, welcher an der Treppe gewartet hatte, sprang ihr voran und öffnete den Schlag des Fiakers.

Die schöne Abenteurerin stieg ein, nachdem sie auf beide Seiten der Gasse einen flüchtigen Blick geworfen hatte.

„Beim Transporthause in der Josefstädter Kaiserstraße halten!" rief die Gräfin dem Diener zu.

Der Kutscher hieb in die Pferde. Während der Wagen davon rollte, schaute die Dame rechts und links in unauffälliger Weise zu den Fenstern desselben hinaus.

Als sie weder auf der Gasse, noch an einem der Thorwege eine Gestalt erblickte, welche auch nur die geringste Aehnlichkeit mit dem Manne hatte, dessen Karoline Erwähnung gethan, lehnte sich die Gräfin in die Kissen des Fiakers zurück.

„Der Vater war es also nicht!" murmelte sie vor sich hin. — „Und Anton —!"

Als der Name über ihre Lippen glitt, bebten diese, ihr Antlitz verfinsterte sich, ihr Blick, der von Neuem die

Trottoire der Gasse entlang spähte, drückte Scheu und Haß zugleich aus.

„Unmöglich!“ fuhr sie mit sich selber redend fort, — „Der kann es nicht gewesen sein! Der sitzt ja meilenweit von mir entfernt hinter Schloß und Riegel — Aber einmal müssen sie ihn doch wieder frei lassen — und dann? — Ich darf von ihm, dem heftigen, in seiner Leidenschaft halb wahnsinnigen Menschen Alles erwarten. Seine Wuth wird sich jetzt in tödtlichen Haß verwandelt haben. Und daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen, ist das nicht zum großen Theile seine Schuld? War er nicht trotz seiner Gutherzigkeit als mein Geliebter schon wild und jähzornig in seiner heftigen Eifersucht, und fürchtete ich ihn als unerfahrenes Ding nicht eigentlich mehr als ich ihn liebte? — Ob er es wagen wird, sich mir noch einmal zu nähern? Er müßte völlig toll sein, würde er nicht einsehen, daß eine noch tiefere Kluft uns trennt, als diejenige ist, welche mein Verhältniß zum Baron, meine Stellung, mein Name, mein verstümmelter Arm zwischen uns gerissen hat! Bin ich das Fabriksmädchen noch, die nur Mutterwitz und ein hübsches Gesicht besaß? Er ist geblieben, was er war, aus mir aber hat der Umgang mit der Welt eine völlig Andere gemacht. Er muß das fühlen und überdem wird er doch nun einsehen, was ihn erwartet, sollte ihm, wenn

einmal frei, der Gedanke an eine neue Gewaltthätigkeit gegen mich kommen! Vor ihm werde ich wohl jetzt Ruhe haben, — im nöthigen Falle wird die Behörde mich schützen und der Baron —!"

Indem die Gräfin sich den Baron nannte, vergegenwärtigte sich wieder vor ihrem Geiste ihre augenblickliche Lage. Sie fühlte, daß der Sinn des Barons nur noch mit schwachen Fäden an ihr hänge, und diese Fäden waren diejenigen, welche der Eigennutz gesponnen hatte. In der schönen Julie war schon seit geraumer Zeit der Verdacht aufgestiegen, daß Lenz sie eigentlich nie geliebt habe. Sie hatte diesen Verdacht immer wieder zurückgedrängt, da Lenz bis in die neuere Zeit galant und aufmerksam gegen sie geblieben war, aber jetzt, nun sie einen Blick auf die Zeilen geworfen, welche der Baron jener Ottilie geschrieben hatte, nun sie im Geiste ihr seitheriges Leben von jenem Momente an überblickte, wo sie mit dem Abenteurer bekannt geworden war, nun wiederholte sie sich voll Bitterkeit und Schmerz, was sie sich schon nach Eröffnung des Billets gesagt, daß sie nie etwas anderes als das Werkzeug des trügerischen Mannes gewesen sei. Er hatte sie zufällig zum ersten Male mit mehreren Bekanntinnen in einem Vorstadt-Lokale gesehen, das die arbeitende Klasse besucht, in das sich aber auch bisweilen einer jener Dandys verirrt, die es von Zeit zu Zeit lie-

ben, sich nach den jugendlichen, unverdorbenen Schönheiten aus dem Volke umzuschauen. Die ihr gegenüber bescheidene Haltung des eleganten Mannes, der sich in keiner Weise so rücksichtslos benahm, wie es vornehme Stutzer gegen Arbeitsmädchen zu thun pflegen, hatte sie ungewöhnlich angenehm berührt; leicht und lustig wie sie war, hatte sie nichts Gefährliches darin gefunden, vom Baron sich bis in die Nähe ihrer Wohnung begleiten zu lassen, und seiner bescheidenen Bitte zu entsprechen, welche nichts weiter begehrte, als sie wieder zu sehen. So war Julie, den Baron zu Zeiten und heimlich sprechend, dem raffinirten Verführer in die Falle gegangen —, ihre Eitelkeit, ihr aufgewecktes Temperament, ihre natürlichen geistigen Anlagen hatten ihm sein Vorhaben erleichtert. Im Umgang mit dem Baron hatte sie gefühlt, daß sie begabter sei, als ihre Gefährtinnen, aber auch Vergleiche zwischen dem schlichten Anton und dem gewandten Lenz angestellt, die zum Nachtheile des Abwesenden ausfallen mußten.

Der Baron aber wußte zugleich unvermerkt und vorsichtig eine Unzufriedenheit mit ihrer Stellung in ihr zu erwecken, und ihr lockende Aussichten zu zeigen, die sich erfüllen müßten, wie er schwor, wenn sie sich entschließen könne, einen beschränkten Kreis zu verlassen, der ihrer unwürdig sei. Er entdeckte ein Talent für die

Schauspielkunst in ihr, und bot ihr die Mittel, sich darin auszubilden. Sie verließ, nach harten Kämpfen gegen die Ihrigen, die Wohnung ihres Vaters, im vollen Glauben, sich der Kunst in die Arme zu werfen, — es waren die Arme des Barons, welche sie umfingen. Dieser aber hatte mit dem Scharfblick des Abenteurers in dem ehemaligen Fabriksmädchen den Keim zu allen jenen Talenten entdeckt, welche später die Gräfin den Männern so gefährlich machen sollten, und eine andere Gattung von Schauspielkunst war es, zu welcher er von jetzt an, Schritt vor Schritt, ihrem Herzen und Sinne das Gift behutsam einhauchend, ihre Fähigkeiten entwickelte. So ward sie, was sie jetzt war, die Gehülfin eines falschen Spielers, die Verbündete eines Glücksritters, sein Werkzeug. Und ein solches Werkzeug zu finden, war sicher das einzige Motiv gewesen, das den Baron an jenem ersten Abende angetrieben hatte, das schöne Mädchen der Vorstadt zu studiren, das er bis zu ihrer Verführung im Auge gehabt hatte; das sagte sich jetzt die Gräfin, während sie im Fiaker in die Kissen zurückgelehnt, vor sich hinstarrte. Eigennutz, nichts als Eigennutz hatte ihn bis zur Stunde geleitet, das hätte sie sich schon damals sagen können, als er ihr den Vorschlag machte, den Grafen Leggiero, diesen verkommenen Menschen, zu heirathen, um in der Demi-monde die Rolle einer Aristokratin spielen

zu können. Aber sie war damals noch zu sehr verblendet gewesen, durch den Titel „Gräfin," wie durch den insgeheim gehegten thörichten Gedanken, daß der Baron sie eigentlich nur dränge, Gräfin zu werden, damit er endlich eine gesetzliche Verbindung mit ihr eingehen könne, ohne sich in der vornehmen Gesellschaft, deren Salons ihm offen standen, allzusehr zu kompromittiren. Julie hatte diesen Gedanken eigentlich erst recht aufgegeben, als sie den Verrath zu ahnen begann, welchen Lenz an ihr zu begehen beabsichtigte. Das Verhältniß, welches der Baron mit Ottilien angeknüpft hatte, erfüllte die Gräfin nicht eigentlich mit brennender Eifersucht, denn sie sagte sich: „Er liebt Niemanden als sich selbst, also auch nicht die Tochter des Fabrikanten!" — sondern sie war mehr in Leidenschaft versetzt durch getäuschte Erwartung, durch Eigenliebe und den Gedanken, daß ihr Gefährte, mit dem sie alle ihre Erfolge getheilt, der ohne ihre Reize und Beihülfe einen jedenfalls geringeren Spielraum für die Entfaltung seines Glücksrittertalentes würde gefunden haben, sich jetzt ihrer entledige, um seine Existenz in Sicherheit zu bringen, die doch ein aufregendes Leben, das hie und dort mit einiger Gefahr verbunden war, und in dem ein leicht erworbener Ueberfluß eben so leicht wieder schwand, nicht bieten konnte. Die Gräfin hatte sich nicht allein kein Vermögen erworben, obwohl sie den

beträchtlichen dritten Theil desjenigen erhielt, was der Baron mit ihrer Hülfe durch falsches Spiel an sich brachte, sondern steckte sogar in Schulden. Sie war gewohnt zu verschwenden. Alles was sie besaß, bestand in einer prächtigen Toilette, einer glänzenden Einrichtung und einigem Schmuck. Zu der Existenzfrage, die ihr nun ohne den Baron nicht mehr so gesichert erschien, obwohl sie überzeugt war, auf eigene Hand noch immer mit Erfolg abenteuern zu können, gesellte sich ein Beweggrund, der sie ebenfalls unwiderstehlich antrieb, den Baron nicht aufzugeben. Es ist eine unbestrittene Thatsache und eine eigenthümliche Erscheinung, daß fast alle der Demimonde angehörigen Frauenzimmer diejenigen Männer täuschen, ausbeuten, hinter dem Rücken verlachen, welche es aufrichtig mit ihnen meinen, ihnen Neigung oder Theilnahme zeigen, während sie sich, und sollte es ihr Untergang sein, an jene hängen, die ihnen mit Gleichgültigkeit, ja Verachtung und Rohheit begegnen, nachdem sie ein Verhältniß mit ihnen eingegangen sind.

Je mehr die Gleichgültigkeit des Mannes wächst, desto größer wird die Anhänglichkeit eines solchen Frauenzimmers zu ihm, die oft bis zur hündischen Unterwürfigkeit herabsinkt, wenn das Betragen des Mannes in Brutalität oder kalte Grausamkeit ausartet. Für ein Frauenzimmer der Demi-monde ist „unglücklich lieben“ ge-

wissermaßen ein idealer Zustand, sie rettet dorthinein das Wenige, was ihr von den besseren Regungen eines Weibes übrig geblieben. Aber diese Regungen sind ihre Qual, ihre Folter, ihre Verdammniß hienieden, durch sie rächt die wahre, reine, tugendhafte Liebe sich an den gefallenen Geschöpfen, die ihren Namen mißbrauchen und entheiligen. Die Gräfin empfand diese Regungen, indem sie des Barons gedachte, sie wuchsen in ihr, je mehr sie sich bewußt ward, von ihm verrathen zu sein. Es war die Vergeltung für den Verrath an Anton, was jetzt an ihrem Herzen zerrte!

Der Fiaker hielt in der Nähe des Transporthauses still. Die Gräfin fuhr beinahe erschrocken aus ihrem Sinnen auf.

Sie verließ eiligst den Wagen, zahlte den Kutscher und schritt, nachdem sie einen Moment hastig um sich geblickt hatte, als fürchte sie eine Begegnung, der Lerchenfelderlinie zu.

Dem Linienthore gegenüber forschte sie nach den Nummern der dortigen Häuser. Sie fand bald die Nummer, welche sie gesucht hatte, und trat in ein ziemlich niedriges Haus, das einen großen Hof hatte, der rings herum von Trakten eingeschlossen war.

Die Gräfin begab sich zu dem rückwärtigen Gebäude. Sie stieg dort eine schmale, unsaubere Treppe

hinan, und sah sich im ersten und einzigen Stock vor der Thür der Wohnung Nr. 17, laut Angabe des Dieners Ignaz dem Ziele ihrer heimlichen Wanderung.

Da sie an der Thür keine Klingel erblickte, so pochte sie stark an. Erst nach wiederholtem Klopfen und da in der Wohnung Niemand Anstalten zum Oeffnen zu machen schien, legte sie die Hand auf den eisernen Drücker der Thür. Diese war unversperrt und öffnete sich sogleich.

Die Gräfin trat zögernd in eine unscheinbare, fast ärmlich ausgestattete, aber reinlich gehaltene Küche.

Niemand war dort. Eine Thüre, welche zu einem Zimmer führte, war angelehnt.

Die Gräfin besann sich, ob sie weiter gehen solle.

„Vielleicht sind sie schon dort im Zimmer, obwohl an sechs Uhr noch eine Viertelstunde fehlt!“ sagte sie sich. — „Die Schneiderin mag ihnen das Feld geräumt haben, um nicht zu stören, und deshalb wird mein Kommen —“

Eine schnarrende Stimme, welche jetzt plötzlich im nächsten Zimmer laut wurde, unterbrach die Vermuthungen der Gräfin.

„Wer ist denn draußen?“ krächzte diese Stimme, die einer alten Frau anzugehören schien.

Da die Gräfin hinter der angelehnten Thüre kein weiteres Geräusch vernahm, als diesen heiseren Ton, so besann sie sich nicht lange, schloß die Thür der Wohnung hinter sich, und trat in das Zimmer.

Viertes Capitel.

Schneiderin und Demi-monde-Dame.

In dem kleinen, so bescheiden wie die Küche ausgestatteten Gemach, das nur wenige alte Sessel, einen morschen Tisch, ein Bett, an den weißgetünchten Wänden einige schlecht lithographirte, bunt beklexte Heiligenbilder in dünnen Goldrähmchen und einen winzigen Spiegel aufzuweisen hatte, saß neben dem vorerwähnten Bette eine Frau in einem altmodischen Sessel mit hoher Lehne, der durchaus nicht zu der anderen Umgebung paßte.

Die Frau war trotz der Sommerzeit und der dunstigen Schwüle, die im kleinen Zimmer herrschte, zur Hälfte in wollene Decken gehüllt, von denen sich namentlich ihre Füße umwunden zeigten.

Sie trug eine hohe Haube, welche noch aus der

Zeit des Befreiungskrieges herzustammen schien, und einen grünen Augenschirm, der ihr Antlitz zur Hälfte bedeckte. Unter diesem Schirm streckte sich eine schmale, welke Nase weit hervor und berührte fast das spitzige, zusammengeschrumpfte Kinn.

Die skelettartigen Hände der Frau ruhten auf den wohlgepolsterten, mit fadenscheinigem, geblümtem und verblichenem Damast überzogenen Seitenlehnen des Armstuhles.

Als die Gräfin eintrat, erhob diese Frau den gerunzelten, hageren Hals hastig, wodurch unter dem Schirme tiefgeröthete, halbgeschlossene und geschwollene Augenränder sichtbar wurden und etwas von dem matten Glanze eines unsicheren Blickes aufdämmerte.

Diese Frau, dem Aussehen nach eine verschrumpfte Greisin, war kaum älter als vierundfünfzig Jahre, ihr Haar, das unter der seltsamen Haube hervorquoll, hatte noch seine ganze Schwärze. Die Frau, zur Hälfte gelähmt, mochte eben durch jahrelange körperliche Leiden in ihrem Aeußeren so herabkommen sein. Geistig schien sie noch frisch und lebendig, davon zeugten die rasche Bewegung des Kopfes und die Worte, mit denen sie die Eintretende empfing.

„Was wünschen Sie?“ begann sie schnarrend mit geläufiger Zunge. — „Thut mir leid, daß ich nicht

habe entgegenspazieren können, denn das Klopfen habe ich wohl gehört, wenn's mir mit den Ohren auch so ziemlich geht, wie mit den Füßen und Augen — ja, so, so! — Der Bursch, mein Kleiner, ist mir wieder auf und davon, der Sakermenter, wie gewöhnlich — habe einen Kleinen, wie Sie mich da anschauen, zwölf Jahre, nichts weniger und mehr — die Krankheit hat mir's angethan — wäre sonst noch springlebendig — ja, so, so! Und meine Tochter hat zu einer Kundschaft müssen. Was wollen Sie denn? Reden Sie laut mit mir!"

Die Gräfin blickte die seltsame Sprecherin verwundert an. Dann trat sie näher zu ihr und sagte mit lauter Stimme: „Bin ich hier recht bei der Schneiderin?"

Die Frau senkte den Kopf rasch auf die Brust.

„Bei der Schneiderin?" antwortete sie mit derselben Lebhaftigkeit, die ihre ersten Worte charakterisirt hatte. — „Müssen schon entschuldigen, kann nicht ins Licht schauen, thut mir weh. Bei der Schneiderin? Ja, so, so! Ist schon richtig da. Aber ich bin's nicht, Schneide nur Gesichter noch. Es geht schon so, denn die Gicht macht die Schneiderin bei mir, versteht's besser, als ich zu meiner Zeit verstanden habe — knipps hier, knipps da — wie mit der Scheere ins Fleisch hinein — habe aber doch meinen guten Humor —! Ja, so,

so! Wollen Sie sich gedulden, bis meine Tochter kommt? Kann nicht lange dauern. Eine Bestellung?“

„Ja, eine Bestellung!“ entgegnete die Gräfin, der in der Nahe der Frau etwas umheimlich zu werden begann, so laut wie zuvor. — „Ich werde hier warten, wenn Sie's erlauben!“

„Berauben?“ erwiederte die Frau — „Habe nicht daran gedacht — geschehen freilich heut zu Tage solche Geschichten, schleicht sich schlechtes Volk in die Wohnungen, wo alte Leute allein sind — aber was kann man uns nehmen? — Geld haben wir keins, und 's gute Gewissen kann man Einem nicht forttragen, wie ein Bündel Wäsche — ja, so, so! — Und Sie werden selber eines haben — ein gutes Gewissen, meine ich, Euer Gnaden!“

Die Frau begann heiser in sich hinein zu lachen, und zwar so heftig, daß sie husten mußte.

Dieses Mißverständniß der Frau, durch ihre Schwerhörigkeit verursacht, berührte die Gräfin unangenehm. Die Mahnung an ihr Gewissen, die so zufällig und harmlos hingeworfen war, traf sie wie ein Nadelstich und klang, gleich dem heiseren Lachen, wie unheimlicher Hohn in ihr Ohr.

Sie wendete sich, mit ihr selber unerklärlicher

Scheu, von der Frau ab, und sagte laut und kurz: „Ich werde warten!“

„Warten?“ schnarrte die Frau, welche sich von ihrem Krampfhusten erholt hatte. — „Recht, recht, Euer Gnaden! Wird bald kommen, das Töchterchen, das Goldkind! — Weiß, warten ist schwer, hilft aber nichts, muß sein. Warte auch, Jahr aus, Jahr ein, auf den, der mich zusammenschneidert und herrichtet für die ewige Seligkeit — den Tod — aber er will noch nicht, muß es besser wissen — ja, so, so! — Kommen Andere dran. — Jüngere dran — hätte bald meinen Buben geholt, am Sonnabend, den Sakermenter! — Aber warten — noch ist's nicht gegangen — und Goldtöchterchen ist gesund und frisch, wenn's auch bis in die Nacht hinein arbeitet für den Buben und den lebendigen Leichnam, der ich bin! Er hat ein Einsehen, — soll nur die ehrlosen Weibsbilder holen, die Vater und Mutter vergessen und sich bei Tanz und Lustbarkeiten Herz und Lunge vergiften! Ja, so, so!“

Durch den Körper der Gräfin lief ein eisiger Schauer. Sie würde es vorgezogen haben, das Zimmer zu verlassen, hätte sie nicht erwartet, hier Näheres über die Zusammenkunft des Barons mit Ottilien zu erfahren. Die Worte der Frau, welche arglos in sich hinein schwatzte, verwirrten sie und ließen im Verein

mit der Aufregung, in der sie sich ohnehin befand, ihr Herz heftiger klopfen.

Es fehlten wenige Minuten an Sechs. Vom Fenster des Zimmerchens, in dem die Gräfin stand, konnte sie den Hof bis zum Eingang des Hauses überblicken, jetzt schaute sie hastig dorthin und wechselte im nächsten Augenblick die Farbe.

Sie sah den Baron und eine schöne, hochgewachsene Blondine Arm in Arm durch das Hausthor in den Hof treten.

Rasch wendete sie sich zu der gelähmten Frau, legte den Mund fast an das Ohr derselben und sagte: „Soeben ist eine junge, blonde Dame in den Hof getreten, ein Herr begleitet sie. Beide haben zu Ihren Fenstern hinaufgeschaut. Die Leute werden vermuthlich zu Ihnen kommen!“

„Ah, ein blondes, schönes Fräulein,“ murmelte die Frau halblaut und kichernd, ohne aufzuschauen — „kenne sie schon. Kommen jede Woche — heute um sechs Uhr, hat mein Goldtöchterchen gesagt, als sie fortgegangen ist, — hat viel zu arbeiten, das Kind, für die Dame — Ausstattung oder so dergleichen für die Reise — ja, so, so!“

„Reise?“ rief die Gräfin bestürzt. — „Was höre ich?“

Aber jetzt war keine Zeit zu Erörterungen, denn eine Minute noch, und das Paar mußte bei der Wohnung der Schneiderin anlangen.

Die Gräfin hatte schon beim Eintreten in das Zimmer eine Thür bemerkt, welche wahrscheinlich zu einem Kabinette führte. Auch war ihr schon zuvor der Gedanke gekommen, daß sie einen Vorwand ersinnen müsse, in jenes Kabinet zu gelangen, von wo aus das Paar jedenfalls ganz gut zu belauschen war, falls ihre Anwesenheit nicht durch die lahme Frau verrathen ward.

Die schwatzte in demselben Augenblicke.

„Ei," sagte sie, „junges verliebtes Volk, die Beiden — plaudern hier immer zärtlich mit einander — kann sie nicht hören, bin ihnen deshalb nicht im Wege — werden auch auf's Goldtöchterchen warten müssen."

„So will ich die jungen Leute nicht stören!" rief hastig die Gräfin, die Gelegenheit ergreifend, welche ihr die Bemerkung der Frau zur Entfernung in das Kabinet bot. — „Ich werde dort nebenan warten," — fügte sie hinzu, auf die Kammer deutend. — „Sagen Sie den jungen Leuten nicht, daß ich dort bin, — vielleicht haben sie nur hier Gelegenheit, einander ungestört zu sprechen, und da möchte ich den jungen Liebesleuten nicht im Wege sein!"

„Verstehe, verstehe!" antwortete die Frau. „Sind

sehr gütig — müssen entschuldigen — wird dem verliebten Volk schon recht kommen — gute Kundschaft — müssen entschuldigen — ja, so, so!"

Die Gräfin vernahm nicht mehr das Ende dieser Rede. Sie hörte das Paar an der Außenthüre der Wohnung und verschwand daher rasch in die Kammer.

Kaum hatte sie die Thüre derselben geschlossen, als der Baron und Ottilie in das Zimmer eintraten, wo die lahme Frau im Lehnstuhle hockte.

Die Pulse der Gräfin schlugen laut und fieberhaft. Horchend drückte sie die Stirn gegen die Thür, welche sie von ihrem Geliebten und der Nebenbuhlerin trennte. Ihr Busen wogte stürmisch; sonst stand sie regungslos, sie wagte kaum zu athmen. Sie war in diesem Augenblicke so aufgeregt, daß sie nicht einmal daran dachte, wie leicht und wahrscheinlich ihr Versteck verrathen sein werde, wenn entweder der Knabe, von dem die lahme Frau geredet hatte, oder die Tochter derselben jetzt zurückkehren sollte.

Und nun hörte sie die Stimme des Barons; der Klang dieser Stimme schnitt ihr tief in's Herz.

Der Baron fragte nach der Schneiderin. Die lahme Frau schnarrte zur Antwort, was sie der Gräfin gesagt hatte, daß ihr Goldtöchterchen bald kommen werde.

Unmittelbar darauf vernahm die Gräfin, wie sich

Jemand der Thüre nähere, hinter der sie lauschte. Bebend fuhr sie zurück. Sie fürchtete, der Baron werde im nächsten Augenblicke in das Kabinet treten und sie erblicken, noch bevor es ihr gelungen war, zu erforschen, was sie um jeden Preis wissen wollte.

Aber ihre Angst war eine unnöthige gewesen. Die Person, welche sich der Thüre genähert hatte, blieb dicht vor derselben stehen und begann jetzt leise zu sprechen. Die Gräfin, die sich rasch wieder vorbeugte und ihr Ohr an den Thürspalt legte, vernahm jedes Wort, denn der Baron, welcher redete, befand sich ja in nur geringer Entfernung von ihr.

„Komm, Ottilie," sagte er, „treten wir hierher, wir haben hier um so weniger zu befürchten, daß das schwerhörige Weib ein Wort von dem auffange, was wir mit einander verabreden müssen."

Die Gräfin hörte das Rauschen eines seidenen Gewandes, und gleich darauf, ebenfalls in unmittelbarer Nähe, das verständliche Flüstern einer weichen Mädchenstimme.

„Was Du mir unten am Hausthore, als wir einander trafen, in der Eile zugeraunt hast, Julius," begann die Nebenbuhlerin der Horchenden, „habe ich beim Geräusche des Straßengewühles nur halb verstanden!

Wie ich Dir auf der Treppe schon sagte, Du mußt mir Alles nochmals mittheilen!"

„Die Abwesenheit der Schneiderin kommt mir sehr erwünscht," antwortete der Baron, „denn nun können wir ungestört das Nöthige besprechen."

„Ich kann nur wenige Minuten bleiben! Du warst sehr unvorsichtig, schon am Hausthor zu mir zu treten! Wenn nun der Vater insgeheim meine Schritte beobachten ließe?"

„Hat er einen Argwohn?"

„Am Sonntag hat es zwischen mir und ihm einen Auftritt Deinethalben gegeben. Er ahnt nichts von unseren Zusammenkünften und unserem Vorhaben, aber er traut uns nicht."

„Ihm ist doch nicht etwa eines der Billete in die Hände gerathen, welche ich durch Robert an Dich besorgen ließ?"

„Nicht doch. Der Robert ist für sein Alter schlauer als wir. Und Du weißt, er ist ganz auf unserer Seite."

„Und die Mutter?"

„Ich war nicht so thöricht, mich ihr anzuvertrauen. Die schwache Frau ist plauderhaft, wie Du weißt. Zu fürchten ist nur der Vater. Julius, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, Du mußt unsere Flucht in kürzester Frist bewerkstelligen. In zwei oder drei Tagen wird die

Schneiderin hier mit den Sachen fertig sein, die ich mitnehmen will. Ich halte es zu Hause nicht mehr aus. Der Vater tyrannisirt mich, ich kann mir meine Selbstständigkeit nur dadurch bewahren, daß ich für sie kämpfe, täglich, stündlich. Seit es dem Vater beliebt hat, die duckmäuserische Sitte der Scheinheiligen bei uns einzuführen, soll ich nicht reiten, mich nicht kleiden wie es mir beliebt. Und das Alles wegen dieser Tante, die uns vielleicht erst in einigen Jahren die Gefälligkeit erweist zu sterben! Dazu taucht das alberne Projekt einer Verbindung zwischen mir und dem jungen Weidner wieder auf. Ich ertrage diesen Zustand nicht länger!"

„Nur noch eine Weile Geduld, mein Kind, und Du wirst dieser Fesseln ledig!"

„Sage mir offen, Julius, — hat Dir der Vater unser Haus verboten?"

„O nein!"

„Weshalb bekam ich denn die ganze Zeit nur Briefe von Dir zu sehen? Du erklärtest Dich nur undeutlich darin."

„Mein Herzchen, zwei Gründe bestimmten mich, nicht bei Euch zu erscheinen. Den einen schrieb ich Dir — ich wollte nicht durch allzuhäufigen Besuch Verdacht erregen. Der andere ist — Dein Vater schuldet mir seit jenem Abend, an welchem Euer Verwandter Euch die

Nachricht von dem Unglück seiner Gattin brachte, eine namhafte Summe Geldes, die ich ihm als Darlehen überließ. Hier siehst Du die Bons, welche er mir darüber ausgestellt hat. Mein Erscheinen wenige Tage nach jenem Abend würde wie eine indiskrete Mahnung ausgesehen haben —"

„Böser Mensch, Du dachtest wohl nicht daran, daß Deine Delikatesse gegen den Vater der Tochter Kummer verursachen werde! Ihr Männer seid Egoisten! Ihr stellt Eure Rücksichten höher als Eure Geliebte."

In dem Geflüster der Beiden entstand eine kurze Pause. Die Gräfin vernahm ein leises Geräusch, es klang ihr wie ein Kuß, vom Baron auf die schmollenden Lippen des schönen Mädchens gedrückt.

Die Phantasie der in leidenschaftlicher Erregtheit Lauschenden war geschäftig und versinnlichte ihr die Zärtlichkeit des Paares, die glühenden, sehnsuchtsvollen Blicke, den brennenden Kuß der heißen Lippen, die Umarmung, das Händedrücken. Es war ein Moment voll entsetzlicher Martern für die Gräfin.

Jetzt wurde wieder gesprochen. Sie lauschte, die wilde Leidenschaftlichkeit auflodernder Eifersucht in ihren zitternden Busen zurückdrängend.

Der Baron war es, welcher sprach, und der zärtliche Betheuerungen und Schwüre lispelte, die den Grimm

der Horcherin bis zur Raserei würden aufgestachelt haben, wäre sie weniger fähig gewesen sich zu beherrschen.

Und jetzt redete Ottilie. Dem Tone ihrer Stimme war die Erregung des schönen Mädchens anzuhören.

„Julius," flüsterte sie, „ich wiederhole Dir's, in drei oder vier Tagen muß ich vom Hause fort; ich will allen diesen lästigen Bevormundungen ein Ende gemacht wissen, ich ertrage solchen Zwang nicht länger! Du bist unabhängig, Deine Angelegenheiten können leicht geordnet sein, — was verzögerst Du unsere Abreise?"

„Mein Kind, ich will offen gegen Dich sein!" antwortete der Baron. — „Vor zehn bis zwölf Tagen können wir Wien nicht verlassen!"

„Wie? Warum nicht?"

„Durch die Summen, welche ich Deinem Vater geliehen, und die erst binnen vierzehn Tagen zurückzuzahlen er mir am Sonnabend erklärt hat, bin ich jetzt ein wenig in meinen Finanzen genirt. Ich kann augenblicklich nur über einige hundert Gulden verfügen."

„Ich nehme alle meine Prätiosen, — muß es denn sein, auch die der Mutter mit; wenn wir sie veräußern, so dürfte die daraus gelöste Summe bis zu der Zeit ausreichen, wo der Vater sich in das Unabänderliche gefunden haben und mit uns ausgesöhnt sein wird."

„Wenn nun aber der Vater länger zürnen sollte,

als Du glaubst, Ottilie? Meine Forderung an ihn beträgt mehr als achttausend Gulden, — wäre ich in drei bis vier Tagen im Besitze derselben, dann freilich könnten wir getrost ausfliegen, dann wäre für die ersten Monate gesorgt, und Dein Vater würde inzwischen wohl versöhnt. Doch so! — Ertrage noch zehn Tage die Unannehmlichkeiten des elterlichen Hauses!"

„Zehn Tage? In dieser Zeit würde ich mich zehnmal mit dem Vater überwerfen, mich ihm verrathen, denn dieser Zustand, in dem ich mich befinde, ist mir unerträglich. Ich sage Dir's im Voraus, Julius, jeder Tag fernerer Zögerung wird unsere Flucht erschweren! Bestimme den Vater, daß er Dir das Geld früher zurückzahle."

„Das kann ich nicht. Wenn es kein anderes Mittel gibt zeitiger in den Besitz desselben zu gelangen, — ich kann es nicht fordern."

„Kein anderes Mittel? — Und wenn sich ein solches Mittel finden ließe?"

„Ja, wenn! Es gibt aber keines, außer — Du vermöchtest das Geld dem Vater — es ist am Ende mein rechtmäßiges Eigenthum — auf irgend eine Weise — doch nein, ich würde eher auf meine Liebe verzichten, als auf Dich auch nur den Schein einer unrechtmäßigen Handlung laden, mag sie auch im Grunde dadurch ge-

rechtfertigt oder wenigstens entschuldigt sein, daß es sich um etwas handelt, das mir gehört und einige Tage später doch unser sein würde! Freilich, einmal das Geld in Händen, stünde unserer augenblicklichen Flucht, unserem Glücke, Deiner Freiheit nichts im Wege! Ich könnte Deinem Vater die Bons von unserem Aufenthalte aus schicken, und so wäre Alles ausgeglichen!"

Eine kleine Pause trat ein, während welcher die Gräfin ihr eigenes Herz schlagen hörte.

„Schurke!" murmelte sie tonlos in sich hinein. — „Er wird diese Leichtsinnige zur Verbrecherin machen, damit er sie um so sicherer zu seinem Werkzeug abrichten kann, wie er mich abgerichtet hat!"

Ottilie begann von Neuem zu sprechen.

„Wir werden das Geld haben, Julius!" sagte sie leise, doch mit Festigkeit. — „Ich will mit Robert reden."

„Kind," entgegnete der Baron lebhaft, „was wolltest Du thun —?"

„Ich habe Dich verstanden!"

„Ottilie, ich bereue, daß ich ein solches unüberlegtes Wort fallen gelassen —! Stehe von dem ab, was Dir jetzt durch den Sinn geht! Warten wir lieber, und wenn auch mit jedem Tage unsere Flucht gefährlicher, und Dein Aufenthalt bei den Eltern —"

„Nein, nein!“ flüsterte das junge Mädchen energisch. — „Wir thun nicht gut neben einander mehr, der Vater und ich! Ich muß so bald wie möglich fort!“

„Und doch,“ entgegnete der Baron langsam, „kann es nicht vor Ablauf der Zeit sein, die ich vorhin nannte, wenn nicht Einer von Euch, Du oder Robert, nebst meinem Eigenthum, dem Gelde, das mir Dein Vater schuldet, sich Papiere aneignet, die Dein Vater mir hartnäckig bis zu jener Zeit vorzuenthalten beabsichtigt.“

„Welche Papiere?“

„Die Schriften, welche das Oraviczaer Bergwerk betreffen, und die sämmtlich von mir angefertigt worden sind. Ich machte Dir schon damals, als die Sache in's Werk gesetzt wurde, begreiflich, daß nicht Eigennutz mich bestimme, auf die gefährliche Spekulation Deines Vaters einzugehen, sondern daß ich darin nur eine Gelegenheit sehe, Deinen Vater, indem ich ein Helfershelfer seiner Pläne werde, nöthigenfalls zur Einwilligung unserer Verbindung drängen zu können, daß also die Liebe zu Dir es sei, die mich veranlasse, zu einer Täuschung, einer in der That gesetzwidrigen Handlung die Hand zu bieten. Aber Dein Vater war schlauer als ich, er hatte meine Absicht durchschaut, und ich muß meine Unvorsichtigkeit bitter bereuen, denn nicht ich habe ihn jetzt in Händen, sondern er mich!“

„Ist es möglich?“

„Es ist, wie ich Dir sage, Ottilie. Ich wollte es Dir verschweigen, Dich nicht zu beunruhigen. Nun Du aber ein Mittel gefunden zu haben glaubst, das mich, früher als Dein Vater beabsichtigt, in den Besitz meines Geldes setzen kann, nun wäre es thöricht, wenn ich Dir die Sache verheimlichen, wenn wir dieses Mittel nicht auch dazu benützen wollten, eine Gefahr von uns abzuwenden, die uns auch nach unserer Flucht treffen könnte.“

„Welche Gefahr? Sprich!“

„Die Papiere, welche ich Deinem Vater übergeben, weisen meine Handschrift auf. Dein Vater leugnet mir jetzt, da ich nichts Schriftliches von ihm über diese Angelegenheit besitze, jedes frühere Einverständniß mit mir ab, und sagte mir am Sonnabend, vor Gericht erklären zu wollen, daß er sowohl wie sein Freund durch mich getäuscht worden sei!“

„Das ist eine Schändlichkeit! O ich kenne den Vater! Vermuthlich hat er auch erklärt, Dir Deine Schriften nur dann zurückstellen zu wollen, sobald Du auf Dein dargeliehenes Geld Verzicht leistest?“

„Doch nicht. Er ist bereit zu zahlen, und mir auch die Papiere zurückzustellen, ohne sie gegen mich gebraucht zu haben. Aber nur unter einer Bedingung.“

„Und die ist?“

„Daß ich unmittelbar nach Einhändigung des Geldes und der Papiere Wien auf längere Zeit verlasse. Er weiß um unsere Liebe, und will uns so durch diese Bedingung trennen. Zahlen wird er aber erst zu der genannten Frist, also heißt es entweder warten, oder —“

„Oder die Schriften sammt Deinem Gelde früher an sich bringen, ich begreife!“

„Behält er jene unechten Oraviczaer Papiere in Händen, so kann er nach unserer Flucht zu Gericht damit gehen und —“

„Du glaubst, er würde das wagen? Weiß ich nicht auch um des Vaters Einverständniß? Kann ich nicht Zeugniß gegen ihn ablegen?“

„Würde ich darum weniger strafbar erscheinen? Und was könntest Du gegen Deinen Vater beweisen? Man würde Dir, als meiner Geliebten, keinen Glauben beimessen! Das wird Dein Vater Alles wohl erwogen haben!“

Wiederum entstand eine kurze Pause. Dann sagte Ottilie fest und leise wie zuvor:

„Halte künftigen Sonnabend Alles bereit, Julius. Ich bringe das Geld und die Papiere. Mein Vater hat Dir Beides zugesagt, wenn Du Wien verlassen willst,“ fügte sie lachend hinzu — „gut, Du entführst mich, und erfüllst so zugleich sein Begehren! Um sechs Uhr zahlt

mein Vater seinen Leuten aus. Wo soll ich eine Stunde später sein?"

„Du bist ein entschlossenes, reizendes Geschöpf, Ottilie! Nun denn, ich erwarte Dich in meiner Wohnung. Am Sonnabend sagst Du, — so bleiben Dir vier Tage Deine nothwendigsten Effekten heimlich durch Roberts Vermittlung zu mir schaffen zu lassen. Mein Ignaz, der dumm aber ehrlich ist, wird von hier abholen, was die Schneiderin für Dich angefertigt hat. Ich verschaffe uns inzwischen die nöthigen Papiere zur Reise, die ohnehin nicht weit gehen wird."

„Und werden wir augenblicklich reisen können, sobald ich zu Dir gekommen bin?"

„Du wirst die Koffer gepackt, den Wagen, der uns zur Nordbahn bringt, vor dem Hause finden."

„Wir gehen nach Pest, wie Du es früher beschlossen?"

„Wenigstens über die ungarische Grenze. Am Sonnabend also? Bist Du Deiner Sache gewiß?"

„Ja. Was ich nicht vermag, wird Robert zu bewerkstelligen wissen. Zwischen sieben und acht Uhr siehst Du mich bei Dir. Und jetzt muß ich fort, Julius, es ist die höchste Zeit! Ich kann die Schneiderin hier nicht mehr erwarten, und werde sie morgen zu anderer Zeit aufsuchen."

Die Gräfin vernahm noch ein undeutliches Gemurmel, denn die Beiden, welche an der Thüre mit einander gesprochen, hatten jetzt ihren Platz verlassen. Gleich darauf hörte die athemlos Lauschende, wie der Baron und Ottilie die lahme Frau darüber verständigten, daß sie nicht länger verweilen könnten. Dann tönte ein Geräusch sich entfernender Schritte. Thüren wurden geöffnet und geschlossen, und endlich war Alles still. Das Paar hatte die Wohnung der Schneiderin verlassen.

Einige Augenblicke noch verharrte die Gräfin Julie in ihrer lauschenden Stellung. Dann taumelte sie zurück.

Hinter ihr stand ein Bett. Sie sank darauf nieder, und preßte ihr Antlitz in die Decken. Ohne Zeugen in der kleinen Kammer, gab sie sich ihrem Schmerze, ihrer Wuth, ihrer Verzweiflung rückhaltslos hin. Sie weinte wie ein Kind, ihr Körper zuckte konvulsivisch, es war, als hätten Krämpfe sie befallen.

Ein gesunkenes Weib verliert im Schmerze ihre innere Haltung, sie tobt gegen sich, gegen den, um welchen sie leidet, gegen die Welt, von der sie verachtet wird, die sich theilnahmslos von ihrem meist selbst verschuldeten Jammer abwendet, — ein gesunkenes Weib ist in solchem Moment bis zur Vernichtung entmuthigt, denn sie hat nicht das Selbstgefühl reiner Seelen.

Einige Minuten vergingen. Dann richtete sich die Gräfin auf. Sie löschte mit ihrem Taschentuche die Thränenspuren von ihrem Antlitz aus, ihre dunklen Augen blitzten, sie ward sich jetzt erst bewußt, daß sie sich in einer fremden Wohnung befinde.

Hastig zog sie ihre zerknitterte Mantille an sich, und öffnete die Thür der Kammer.

Die lahme Frau saß schweigend im Zimmer und hatte den Kopf gesenkt; sie schien auf die Besucherin, welche früher als das Liebespaar gekommen war, völlig vergessen zu haben. Jetzt blickte sie rasch auf und stieß ein verwundertes „Ja, so, so!“ hervor.

Die Gräfin eilte an ihr vorüber, ohne sie anzublicken, sie vergaß in diesem Augenblicke alle Vorsicht, nur ein Gedanke erfüllte ihr ganzes Wesen: „Fort von hier, Rache!“

Sie durchkreuzte also das Wohnzimmer der Schneiderin, und verließ es in höchster Eile. Im Begriffe, auch jene Thür zu öffnen, welche von der Küche zur Treppe führte, vernahm sie an der Wohnung ein Geräusch.

Sie trat einen Schritt zurück, denn die Thür, deren Drücker bereits ihre Fingerspitzen berührten, ging auf.

Ein junges Mädchen erschien auf der Schwelle

und starrte mit allen Anzeichen der Ueberraschung die Gräfin an.

Diese aber stieß einen leisen Schrei aus. Sie sah sich, Auge in Auge, ihrer ehemaligen Freundin, der Schneider-Fanni gegenüber.

Die Gräfin, an Verstellung gewöhnt, verbarg im nächsten Moment ihre Bestürzung.

Lächelnd streckte sie der jungen Arbeiterin ihre Hand entgegen.

„Wie?“ rief sie. — „Das ist ein sonderbarer Zufall! — Du wohnst hier, Fanni?“

Die Angeredete besaß nicht die Geistesgegenwart der raffinirten Demi-monde-Dame. Betroffen, war sie keines Lautes fähig. Eine brennende Röthe überzog ihre Wangen. Aber sie machte keine Miene, die dargebotene Hand der früheren Geliebten Anton's anzunehmen.

„Und die kranke Frau im Zimmer drinnen ist Deine Mutter?“ fuhr die Gräfin mit erkünstelter Lebhaftigkeit fort. — „Wie ist die Arme verändert — ich konnte sie unmöglich erkennen! Aber es geht Euch sonst gut, wie es scheint?“

Während die Gräfin sprach, hatte Fanni ihre Fassung wieder gewonnen, Ihre Züge wurden ernst, ihr Blick drückte einen gewissen Stolz aus.

„Was hat Sie hieher geführt?“ fragte sie ruhig und in zurückhaltendem Tone.

Die Gräfin that, als bemerke sie nicht das kühle Benehmen des Mädchens.

„Der Zufall, wie gesagt!“ antwortete sie lachend. — „Ich freue mich herzlich, daß es sich so gefügt hat! Meine Schneiderin wohnt hier in der Nähe. Sie hatte sich durch vierzehn Tage nicht bei mir blicken lassen, und da ich ihrer dringend benöthige, so machte ich mich heute auf, sie in ihrer Wohnung aufzusuchen. Dort sagte man mir, sie sei auf längere Zeit in ihre Heimat gereist, aber einige Häuser weiter wohne eine Schneiderin, die sehr geschickt sein solle. Man wußte mir nicht den Namen zu nennen, wohl aber das Haus und die Wohnung anzugeben. Ich dachte mir: Du kannst es einmal mit der auf's Gerathewohl versuchen! — und so ging ich hierher. Weiß Gott, ich ahnte nicht, daß mir ein so angenehmes Wiedersehen bevorstehe! Was ich der Fremden auftragen wollte, kann jetzt ja die alte Freundin ausführen!“

Die Gräfin streckte der Arbeiterin von Neuem die Hand entgegen. Und wiederum rührte Fanni sich nicht, diese Hand zu ergreifen.

„Ich bedaure,“ sagte das Mädchen erröthend aber mit fester Stimme, „keine Arbeit von Ihnen übernehmen zu können!“

„Ich verstehe, Du bist mit Geschäften überhäuft, liebes Kind!“

„Ja, und wäre dem auch nicht so, würde ich doch nicht für Sie arbeiten!“

Die Gräfin blickte ihre ehemalige Freundin groß und durchdringend an.

„Was heißt das, Fanni?“ sagte sie. — „Und weshalb dieser fremde, zurückhaltende Ton, dieses kalte Sie! Hast Du vergessen, was wir einander gewesen sind? Ich erinnere mich nicht, daß wir einst als Feindinnen geschieden —“

„Aber als wir uns das letzte Mal sahen,“ unterbrach sie Fanni ruhig und entschlossen, „da waren Sie Arbeiterin, wie ich!“

„Thörichtes Mädchen!“ versetzte die Gräfin lächelnd — „Glaubst Du, ich sei so engherzig, von einer ehemaligen Freundin, die nicht vom Glücke begünstigt worden ist, wie ich, zu begehren, daß sie zu mir rede, wie eine Schneiderin zur Gräfin?“

„Sie mißverstehen mich,“ entgegnete Fanni ohne Zögern, „Ihr Titel ist es nicht, der mich von Ihnen trennt —“

„Was denn?“

„Ihr Lebenswandel. Meine Freundschaft und mein vertrauliches „Du“ sind für die rechtschaffene Ar-

beiterin Julie am Platze gewesen, mit der Gräfin Leggiero will ich als ehrliches Mädchen keine Gemeinschaft haben. Ich muß Sie daher ersuchen, mich zu verlassen, und sich ferner nicht zu erinnern, daß die Schneider-Fanni auf der Welt ist!"

Die Gräfin ward noch bleicher, als sie ohnehin schon war, krampfhaft ballte sie ihre Linke, runzelte die Stirn und schoß einen wilden Blick auf das freimüthige Mädchen, indem sie sich hochmüthig aufrichtete.

Fanni aber hielt diesen Blick ruhig aus, trat in die Küche und zur Seite, der unerwünschten Besucherin den Ausgang frei zu machen.

„Unverschämte!" rief diese mit auflodernder Leidenschaftlichkeit — „Sie wagen es, mich, die ich Ihnen bei diesem unerwarteten Wiedersehen voll argloser Herzlichkeit entgegen getreten bin, zu beschimpfen?"

„Das thue ich nicht," versetzte Fanni gelassen. — „Sie selber sind es, die für immer Schimpf und Schande auf sich geladen hat!"

Die Gräfin knirschte vor Wuth mit den Zähnen.

„Elende!" sagte sie mit schneidendem Hohn. — „Du kannst nicht vergessen, daß Anton sich an mich gehängt und Dich nicht gemocht hat!"

Fanni erblaßte, ihre Lippen bebten.

„Und was berechtigt Dich," fuhr die Gräfin fort

— „Dich über mich zu erheben? Hab' ich gesündigt aus Leidenschaft für einen Mann, durch den ich erst die wahre Liebe kennen lernte, so sündigst Du aus Eigennutz! Wer ist verächtlicher, ich oder Du — die Kupplerin!“

Fanni, welche durch das höhnische Mahnen an ihre reine, uneigennützige, entsagende Neigung zu Anton Schulhof tief erschüttert worden war, erlangte durch die Anklage, die jetzt ihr entgegen geschleudert worden war, ihre Festigkeit wieder.

„Was sagen Sie da?“ fragte sie mit der Entrüstung Derjenigen, die sich keiner Schuld bewußt sind.

„Du wirst es doch nicht leugnen wollen,“ fuhr die Gräfin fort, „daß Du Deine Wohnung zu heimlichen Zusammenkünften Verliebter hergibst? Soeben hat ein solches Paar vor mir diese Wohnung verlassen! Ein Mädchen, die Anderen derartige Dienste leistet, um deren Tugend und Ehrlichkeit kann es nicht zum Besten stehen!“

„Die junge Dame, welche Sie gesehen haben, wie Sie sagen,“ entgegnete Fanni lebhaft, „ist eine Kundschaft von mir. Aber ich stehe in weiter keiner Beziehung zu ihr, ja ich weiß so wenig ihren Namen, wie den des Herrn, der sie stets begleitet. Doch so viel ist sicher, daß die jungen Leute verlobt sind, denn eine Ausstattung

ist's, woran ich für die Dame arbeite. Eine Unziemlichkeit ist weder der Mutter, noch mir bei diesen Besuchen aufgefallen, der erste Versuch dazu wäre der letzte gewesen, und hätte es mich diese Kundschaft gekostet, das versichere ich Sie bei meiner Ehre! Können Sie Anderes aussagen, als ich, so beweisen Sie es, ich bin bereit, von der Dame eine Erklärung zu fordern, wollen Sie das vor ihr und dem Herrn unumwunden wiederholen, wessen Sie mich beschuldigen!"

„Sie wissen nur zu gut," versetzte die Gräfin spöttisch lachend, „daß ich mich unbekannter Menschen halber nicht auf Weitläufigkeiten und Ungelegenheiten einlassen werde. Sie haben es leicht, sich mit schönen Redensarten vertheidigen!"

„Ich spreche im Bewußtsein meiner Rechtlichkeit, und dieses läßt mich ruhig und furchtlos jeder feigen und niederträchtigen Verdächtigung die Stirne bieten!"

„Ich zweifle nicht daran, daß die Uebung in einem versteckten Handwerk Sie daran gewöhnt hat, den Blick, der Sie verurtheilt, gelassen zu ertragen!" höhnte die Gräfin.

„Sie richten sich durch Ihre eigenen Worte," antwortete Fanni in edlem Stolz, „denn nichts scheint Ihnen in Ihrem Innern zu sagen, daß Sie jetzt vor einem Mädchen erröthen müßten, welche Sie kannte, als Sie

noch berechtigt waren, den Blick frei und offen zu erheben! Ein verstecktes Handwerk ist es nicht, womit ich mich und die Meinigen ernähre, wohl aber durch meiner Hände Arbeit und sie hat, Gott sei Dank, noch immer ausgereicht, mich vor der Schande zu bewahren!"

„Die Tugend einer Schneiderin!" lachte die Gräfin.

„Ja, einer Schneiderin!" unterbrach sie Fanni ernst und mit glühenden Wangen. — „Mag auch die Welt den Mädchen meines Standes dies und jenes nachreden, es gibt doch mehr ehrliche und tugendhafte unter ihnen, als Manche glauben mag, die verächtlich zu ihnen herabblickt. Ich liebe und achte, trotz des Vorurtheils, meinen Stand, denn er gibt mir nicht allein die Mittel, mich ehrlich durch die Welt zu helfen, er bringt mir auch Arbeit vom Morgen bis auf die Nacht, und wer arbeitet, hat keine Zeit auf Dinge zu denken, die früher oder später ein Mädchen verderben können! Schauen Sie sich doch um! Glauben Sie nicht, die Mehrzahl von jenen jungen Frauenzimmern, die sich mit der Nadel ihr Brot verdienen, könnte sich, wenn sie es wollte, wie Jene kleiden, die in Uebermuth daher stolziren und mit ihren körperlichen Vorzügen Handel treiben? Warum sehen Sie dennoch so Viele, die sich schlicht und einfach tragen, die kaum im Winter das Nöthige haben, sich vor der Kälte zu schützen, und die doch oftmals weit hübscher

sind, als die bemalten Schönheiten von der Gasse? Warum, frage ich, wenn es nicht doch etwas gäbe, wie Tugend und Rechtschaffenheit, etwas das uns höher gilt als ein glänzend aufgeputztes Elend? Unter Entbehrung für Diejenigen arbeiten, welche in Ueberfluß schwelgen, Sammt und Seide täglich unter den Händen haben, und doch im ärmlichen Kleide dahergehen, für die Eitelkeit, die Gefallsucht Jener Tag und Nacht sich abmühen, deren Launen und Vorwürfe sie geduldig ertragen muß, das vermag nur ein Mädchen, die Selbstverleugnung besitzt, die tugendhaft ist um ihrer selbst willen! Und bleibt sie das, hat sie da nicht ein Recht, auf ihre Ehrenhaftigkeit stolzer zu sein, als selbst die ehrliche Tochter des Wohlhabenden, die vor der Noth geschützt ist, von den Eltern vor Gefahren bewacht wird, der die Gelegenheit fehlt in Versuchungen zu gerathen, die der armen Arbeiterin auf Tritt und Schritt nachschleichen? Hat sie ein solches Recht dem anständigen Mädchen der besseren Klasse gegenüber, um wie viel höher muß sie sich halten, als Jene, die noch weit unter denen stehen, welche vielleicht fallen würden, wenn die Gelegenheit nur da wäre! Spotten Sie also nur über die Tugend einer Schneiderin, die Sie selber ein ehrliches Mädchen aus dem Volke gewesen sind, gehen Sie nur in Glanz und Seide einher, es wird schon einmal die Zeit kommen, da werden Sie

die arme Schneider-Fanni um das beneiden, was auf der Welt unser höchstes Gut ist — ein reines Gewissen und ein ehrlicher Name!"

Fanni blickte das ehemalige Polirmädchen so fest und offen an, daß diese, einen Moment verwirrt, unwillkürlich die Augen senken mußte.

Dann kehrte die Schneiderin der Demi-monde-Dame den Rücken und trat ins Wohnzimmer, die Thür hinter sich schließend.

Der Gräfin Julie aber schien ein Krampf die Brust sekundenlang zusammenzuschnüren.

Sie ermannte sich, murmelte eine Verwünschung und stürzte fort, die Treppe hinunter.

Fünftes Capitel.

Schändlicher Betrug.

Die Gräfin eilte zum Halteplatz der Fiaker nächst der Lerchenfelder Linie, und warf sich in einen der Wagen. Sie bezeichnete dem Kutscher ihre Wohnung und gab sich, von den verschiedenartigsten Gefühlen bestürmt, hastig einander verdrängenden Gedanken hin, während sich das Fuhrwerk in Bewegung setzte.

Im ersten Moment überließ sie sich nur ihrem Zorne über die Begegnung, welche ihr von Seiten der Schneider-Fanni zu Theil geworden. Ihre Wuth war um so größer, als sie auf die Zurechtweisung des Mädchens nichts Haltbares hatte erwiedern können. Sie, der Fanni geistig überlegen, hatte vor den Worten der Wahrheit, welche die schlichte Arbeiterin ihr entgegengeschleudert, sich beugen und das Feld räumen müssen, und

dieser Rückzug war noch schmachvoller dadurch für sie geworden, daß sie ihrer Gegnerin gegenüber auch nicht einmal in einem Punkte wenigstens ein scheinbares Recht hatte behaupten können.

Durfte sie verrathen, daß ihr das Paar bekannt sei, daß sie dasselbe behorcht habe?

„Ich hätte mir damit den Weg der Rache abgeschnitten!“ murmelte sie in sich hinein.

Dieser Gedanke gab ihren Empfindungen eine andere Richtung. Ihre Augen begannen unheilverkündend zu leuchten.

„Gott sei Dank!“ sagte sie sich — „ich werde mich rächen können! Wer wird mich daran hindern? Lenz argwöhnt nichts von mir, und Fanni, diese lächerliche Tugendheldin, weiß weder etwas von meinen Beziehungen zum Baron, noch kennt sie ihn oder die Tochter des Fabrikanten! — Ich muß mich rächen, empfindlich! Doch wie? Soll ich direkt zu Stahl fahren und ihm Alles enthüllen? Was könnte es mir nützen? Der Baron und Ottilie würden den Plan ableugnen, Stahl würde durch Lenz, den listigen Verräther, um so leichter zu dem Glauben bewogen werden, daß ich aus Eifersucht eine Fabel erdichtete! Und wenn dies dem Baron auch nicht gelingen sollte, wenn ich auch durch die geheimen Zusammenkünfte des Paares bei der Schneiderin nach-

weisen würde, daß Lenz und die Tochter des Fabrikanten mit einander im Einverständniß sind, was habe ich davon? Beide werden ihr Vorhaben verschieben, das ist Alles, was ich erreiche! Lenz aber werde ich durch diese Denunziation verlieren, vom Augenblicke an, wo er erfahren, daß ich dem Vater des Mädchens Alles offenbart — auf ewig verlieren! — Und, o mein Gott! ich fühle es, sein Verlust würde mein Tod sein! Er ist ein Elender, er liebt mich nicht, und dennoch — ich habe es nie zuvor so heiß, so unwiderstehlich empfunden, — dennoch liebe ich ihn bis zum Wahnsinn, dennoch hängt meine ganze Seligkeit an diesem Menschen, der mich verräth! Und sollte ich durch ihn namenlos unglücklich, sollte ich vernichtet werden — ich hänge an ihm, ich lasse ihn nicht, mir — mir muß er angehören — mir allein! Was bin ich ohne ihn?!"

Die Gräfin versank in dumpfes, schmerzliches Brüten über ihre Lage. Aber sie gab sich nicht lange einer nutzlosen Selbstqual hin. Ihr Naturell war nicht für dergleichen geschaffen, sondern besaß jene Schnellkraft, die sich Verlegenheiten und Widerwärtigkeiten gegenüber verdoppelt, und nur auf Augenblicke gebrochen werden kann. Die schöne, im Herzen tief verwundete Abenteurerin ging im Geiste Alles durch, was sie zuvor erlauscht hatte, und dieses war in der That geeignet, in einer Be-

ziehung heilenden Balsam in ihre Wunden zu träufeln, denn das erhorchte Gespräch enthüllte ihr die Mittel, durch welche sie unfehlbar den Baron wieder an sich reißen mußte, falls sie mit Schlauheit zu Werke ging. Und Scharfsinn war ja eine der Haupteigenschaften der Gräfin!

„Ich muß diese Ottilie für Lenz unmöglich machen,“ flüsterte sie vor sich hin, „und wie erreiche ich dieses besser, als wenn ich das Mädchen ausführen lasse, was sie sich vorgenommen hat? Zur Diebin muß sie geworden sein, sie muß mit dem Entwendeten das väterliche Haus verlassen haben, und dann erst entdecke ich schriftlich und anonym ihrem Vater das Vorhaben derselben, und womöglich in einer Weise, daß die Polizei von dem verübten Verbrechen Kunde erhalte. Das wird ein Leichtes sein! Aber auch die Flucht der Beiden muß verhindert werden. Doch wie? Das Mädchen darf, nachdem sie vom Hause entwichen ist, nicht zu der Wohnung des Barons gelangen. Sie auf dem Wege dahin durch die Polizei aufhalten? Das geht nicht, denn mit dem entwendeten Gelde würden auch die gefälschten Papiere, von denen Lenz zu dem Mädchen gesprochen hat, und die, wie er sagte, für ihn gefährlich sind, in die Hände der Behörde fallen. Ich will Julius an mich ketten, aber nicht ihn verderben! — Wenn ich in den Besitz dieser Papiere

kommen könnte, dann — ja dann wäre Lenz mein — mein, wenn auch durch Zwang! — Ich hätte eine Waffe gegen seine Treulosigkeit in Händen, ich würde im Uebergewicht gegen ihn sein, gegen ihn bleiben, denn warum sollte ich dann so thöricht sein, eine Waffe aus den Händen zu geben, mit der zu drohen allein schon hinreichen muß, mir den falschen Mann zu sichern, ohne den ich Närrin nicht zu leben vermag! — Doch wie die Tochter des Fabrikanten auf ihrer Flucht zu Lenz aufhalten? Wie sie der Papiere berauben, die mein werden müssen um jeden Preis? Welche List ersinnen? Wohin sie locken? Es ist klar, — das werde ich allein nicht vollbringen können! — So etwas wäre eher die Sache eines Mannes! Wenn ich einen zuverlässigen Menschen finden könnte! — Ist denn Niemand unter denen, die ich kenne, der fähig wäre — aber auch dem ich Vertrauen, unbedingtes Vertrauen —"

Die Gräfin gelangte nicht weiter in ihren Entwürfen, denn plötzlich hielt der Wagen. Sie fuhr aus ihrem Sinnen auf, und sah sich vor ihrem Hause in der Gardegasse.

Sie stieg aus, zahlte dem Kutscher das Fahrgeld und begab sich zu ihrer Wohnung.

Karoline trat ihrer Herrin mit besonderer Lebhaftigkeit entgegen.

Die Gräfin gewahrte sogleich die Spannung in den Zügen ihres Mädchens.

„Ist hier während meiner Abwesenheit etwas vorgefallen?“ fragte sie.

„Haben Sie ihn gesehen, gnädige Frau?“ fragte dagegen Karoline.

„Wen?“

„Nun, den hohläugigen jungen Menschen, der immer zu dieser Zeit um das Haus zu schleichen pflegt. Bevor Sie heute fortgefahren sind, gnädige Frau, sagte ich Ihnen ja von ihm.“

„Derselbe, der sich nach mir erkundigt hat, wie Du behauptest? Der — Arbeiter?“

„Ja, ja!“

„Ich habe ihn nicht bemerkt, und dachte auch in der That nicht an ihn, als ich aus dem Wagen stieg.“

„Vorhin ist er eine ganze Weile in dem Thorwege gestanden, der unserem Hause gegenüber liegt, und hat Ihre Fenster angestarrt. Ich beobachtete ihn, indem ich mich hinter den Vorhängen versteckt hielt.“

„Du bist ein albernes Ding!“ versetzte die Gräfin anscheinend gleichgültig. — „Und jetzt wird jener Mensch die Sache eher satt bekommen haben als Du und gegangen sein?“

„Nicht doch, gnädige Frau! Ich habe ihn noch so-

eben gesehen. Er stand zwei Häuser weiter auf derselben Seite der Gasse. Jedenfalls ist Ihr Fiaker dicht an ihm vorüber gerollt. Ich wette, wir können ihn noch vom Fenster aus sehen."

„Nun denn, so zeige ihn mir, Mädchen! Du machst so viel Aufhebens von Deinem Unbekannten, daß ich in vollem Ernst neugierig geworden bin ihn zu sehen!"

Die Gräfin hatte diese Worte nachlässig hingeworfen, in Wahrheit aber begann sie das räthselhafte Erscheinen des Mannes zu beunruhigen, von dem ihre Zofe aussagte, daß er täglich in der Nähe des Hauses auf so verdächtige Weise umherschleiche.

Sie folgte dem Mädchen zu dem kleinen Salon, dessen Fenster auf die Gasse gingen.

Karoline näherte sich dem ersten dieser Fenster, und blickte vorsichtig zwischen der Spalte hindurch, welche der weitbauschige, schwere Vorhang neben der Spiegelwand bildete.

Das Mädchen hatte sich nur sekundenlang vorübergebeugt, als sie rasch zurückfuhr und sich zu ihrer Herrin umwendete.

„Da ist er!" sagte sie in ihrem Eifer so leise, als hätte der Untenstehende sie hören können, wenn sie laut gesprochen haben würde. — „Jetzt steht er wieder im Thorwege gegenüber. Sie können ihn hier deutlich sehen,

gnädige Frau, aber“ — fügte sie lächelnd hinzu — „kommen sie vorsichtig heran, und bewegen Sie nicht den Vorhang, — der Mensch schaut gerade zu diesem Fenster herauf!“

Die Gräfin trat hinter den Vorhang und schaute, durch diesen versteckt, auf die Gasse.

Sie wechselte die Farbe und stieß einen leisen Schrei aus, denn sie gewahrte Anton, ihren ehemaligen Geliebten, von dem sie gewähnt hatte, daß er noch im Strafhause sei.

Ihr Erschrecken war ein furchtbares, aber sie erlangte sogleich wenigstens äußerlich ihre Fassung wieder, denn sie erinnerte sich im Momente an die Gegenwart des Mädchens.

Gelassen wendete sie Karolinen ihr Antlitz zu, aber die aschfarbenen Wangen verriethen dem Mädchen die innere Bestürzung der Herrin.

„Ist Ihnen unwohl, gnädige Frau?“ rief Karoline. — „Nicht wahr, der Anblick dieses Menschen ist unheimlich, und hat Sie erschreckt! Soll ich ein Flacon holen?“

„Du bist eine Thörin, Karoline, ich habe Dir's vorhin schon gesagt!“ erwiederte die Gräfin, sich zu einem Lächeln zwingend. — „Im Vorhang steckt irgend-

wo eine Nadel — ich ritzte mich daran — das ist Alles! Geh', ich bedarf Deiner jetzt nicht!"

Karoline näherte sich ihrer Herrin.

„So will ich," sagte sie, „wenn Sie erlauben, gnädige Frau, zuvor diese Nadel —"

„Lass' das nur!" unterbrach sie die Gräfin hastig und mit anscheinender Ungeduld, — „ich habe Dir gesagt, daß ich Deiner augenblicklich nicht bedürfe!"

Das Mädchen warf einen versteckten, eigenthümlich schlauen Blick auf ihre Gebieterin. Die Züge Karolinens sagten nur zu deutlich, daß sie nicht an eine Nadel im Vorhang glaube, wohl aber berechtigt sei, über dieses Erschrecken ihre eigenen Gedanken zu haben. Karoline ging. Sie hatte sich kaum aus dem kleinen Salon entfernt, als die Gräfin sich wieder hastig dem Vorhang zuwendete, und durch die Spalte desselben länger und schärfer als zuvor schaute.

Sie gab sich jetzt rückhaltslos ihrer Aufregung hin, während sie ihre Augen starr auf Anton gerichtet hielt.

„Er ist frei!" murmelte sie vor sich hin, — „frei — und hat mich nicht vergessen! Aber weßhalb steht er hier? Hat er die Absicht von Neuem eine Gewaltthat an mir zu begehen? Wenn er jetzt mir feindselig gegenüber tritt, so kann es nur geschehen, um mich zu tödten! Er wäre fähig, das zu thun, — was hat er noch zu

verlieren? Das Leben! — Und was liegt einem Menschen, wie Anton, daran?!"

Ein Schauer überlief die Gräfin, sie zitterte, wie im leichten Fieberfrost.

„Vielleicht wäre Lenz damit gedient, wenn mich der Anton gerade jetzt tödten würde! — Ich wäre aus dem Wege!" fuhr sie mit bebenden Lippen fort.

Ihre dunklen Augen flammten, eine leichte Röthe erschien auf ihren Wangen, ihre Züge drückten in diesem Augenblicke Schmerz, Haß und Furcht zugleich aus.

Während so ein Gemisch der verschiedenartigsten Gefühle sie bestürmte, war sie vom Vorhang zurückgetreten, und durchschritt nun den Salon.

„Fasse Dich, fasse Dich, Julie!" rief sie sich zu. — „Wenn Du jetzt Deine alte Verschlagenheit verlierst, ist's mit Dir vorbei!"

Und die Gräfin erlangte durch diesen Gedanken ihre völlige Selbstbeherrschung wieder.

„Droht mir durch Anton eine Gefahr," sagte sie sich, „so bin ich wenigstens von dieser benachrichtigt! Aber warum muß denn gerade die Rache ihn hieher führen? Er schleicht schon seit voriger Woche hier herum, sagt Karoline. Hätte er nicht längst eine Gelegenheit finden können, mich zu überfallen, wenn dieses zu thun in seiner Absicht läge? — Wie — wenn nun die

Reue ihn an meine Schwelle bannte — wenn — er mich noch lieben sollte, trotz Allem — trotz der erlittenen Strafe, trotz seiner Entehrung sogar? — Dann —"

Sie vollendete nicht den letzten Satz ihrer Gedankenverbindung. Hastig schritt sie von Neuem hinter den Vorhang und blickte vom vorigen Versteck aus forschend zum Thorwege hinüber.

„Dort steht er noch und starrt herauf!" murmelte sie. — „Bei Gott, in seinem Blicke ist keine Wildheit! Er steht wie ein Träumender da. Wie elend er aussieht, wie bleich und hohläugig! Er liebt mich noch!"

Um die Lippen der Gräfin spielte ein Lächeln. Ihr Antlitz verkündete auch nicht durch den leisesten Zug, daß Mitleid mit diesem abgehärmten jungen Manne, diesem Schatten des ehemals so lebensfrischen Anton ihr Inneres bewege, daß ein Gewissensbiß ihr Herz durchzucke. Sie empfand in diesem Augenblicke nichts als das Gefühl der Sicherheit, das siegreich in ihrem Gemüthe aufzusteigen begann. Und an dieses Gefühl knüpfte ihr schlauer Geist sogleich weitere Konsequenzen.

„Er wird mir nicht gefährlich sein!" raunte die innere Stimme ihr zu — „Aber nur das? Nichts mehr?"

Plötzlich zuckte die schöne Abenteurerin zusammen, eine helle Freude loderte in ihrem Blicke auf.

„Wie," sagte sie sich — „kenne ich den Anton nicht, wie mich selber? Habe ich nicht schon als einfältige Arbeiterin ihn fast immer leiten können, wie ich es wollte? Wenn er mich noch liebt — und das sehe ich klar — dann ist es nichts mehr als ein Spielwerk, ihn jetzt zu dem zu bringen, was ich will, — gelang mir das doch bei Schlaueren als er ist! Und finde ich in Anton noch den Menschen von früher, so wird sein Herz mit seinem Kopfe durchgehen, so ist er zu der entschlossensten That fähig, selbst zu einer Gewaltthätigkeit, falls ich sie von ihm begehre, indem ich schlau mit ihm Komödie spiele! — Ja, der Mann ist gefunden, dessen ich bedarf — Anton muß mir die Papiere verschaffen!"

Die Gräfin trat wieder vom Vorhange zurück und blieb in der Mitte des Salons stehen.

„Und jetzt gilt es rasch handeln!" murmelte sie.

Einige Sekunden lang blickte sie sinnend vor sich hin, dann erhob sie triumphirend das Haupt.

„Ja, so geht's!" flüsterte sie — „Es ist ein gewandter Handstreich, und ich wage nicht viel dabei! Der Anton aber wird so am sichersten mein Werkzeug!"

Die Gräfin hatte sich noch nicht der unauffälligen Straßen-Toilette entledigt, in der sie zuvor sich zur

Wohnung der Schneider-Fanni begeben. Es kam ihr das jetzt zu statten, denn sie verlor nun keine Zeit.

Eilig verließ sie den kleinen Salon. Als sie an der sinnenden Karoline vorüberrauschte, rief sie dieser in hastigen Worten zu, daß man sie vor einer oder zwei Stunden nicht zurückerwarten dürfe, und jeder Besuch abzuweisen sei.

„Wenn mir nur jetzt nicht Lenz entgegenkommt," murmelte die Gräfin vor sich hin, als sie die Treppe hinabeilte, „nur jetzt nicht!"

Sie trat auf die Gasse hinaus. Rasch schritt sie dahin, der Vorstadt Spittelberg zu. Sie gab sich den Anschein, als sei sie in dumpfes Brüten verloren, als starre sie düster und verstört vor sich hin. Die Kämpfe, welche sie kaum erst durchlebte, hatten in der That Spuren in ihrem Antlitz nachgelassen, das jetzt bleich und angegriffen aussah. Ein verstohlener, flüchtiger Blick zur anderen Seite der Gasse hatte ihr gesagt, daß Anton sich noch auf seinem Posten im Thorwege befinde.

Beim Erscheinen der Gräfin war Anton bestürzt einen Schritt zurückgewichen.

Jetzt starrte er ihr bebend und mit hochklopfendem Herzen nach.

Er hatte sie zuvor schon gesehen, als sie angefah-

ren gekommen und aus dem Fiaker gestiegen war, — es war das erste Mal gewesen, seit seiner Rückkunft nach Wien. Ein Schwindel hatte ihn bei ihrem Anblick erfaßt, an die Thür des Thorweges hatte er sich lehnen müssen, um sich aufrecht erhalten zu können.

Jetzt wirkte dieses unerwartete, plötzliche Wiedererscheinen seiner ehemaligen Geliebten beinahe ebenso heftig auf ihn, als ihr erster Anblick. Zuvor hatte Anton ihre Züge nicht so deutlich sehen können, als es jetzt der Fall gewesen war. Und diese Züge, wie bleich, wie verstört waren sie dem jungen Arbeiter erschienen!

„O mein Gott," sagte sich Anton — „sie ist noch so schön wie damals, als wir mit einander gingen — schöner, ganz gewiß und feiner — aber blaß — blaß wie der Tod — so sah ich sie nur in meinen Träumen, ja, ja! Wie anders stellte ich mir vor, daß sie sein werde — stolz, wie bei unserer letzten Begegnung in ihrer Wohnung, wo mich die Besinnung verließ, daß ich sie für Zeitlebens zeichnete! — Ist denn Jene, die dort hinschleicht, wirklich die hochmüthige Gräfin, die sonst so geputzte, blühende, verächtlich auf Alles herabschauende Gräfin, die mir die Thür zeigte? — Kaum, daß sie den Blick vom Boden hat wenden können, als sie das Haus verließ, — und in ihren Mienen war Kummer, ja eine Traurigkeit, wie ich sie früher nie an ihr gesehen!

Was heißt das? — Geht es ihr schlecht? Das kann nicht sein, denn große, reiche Herren verkehren mit ihr. — Hat der Baron, der sie verführte, dieser elende Schurke, sie verlassen? Bah — was wird eine leichtsinnige Julie sich aus solch einer Kleinigkeit machen — sie versteht es ja, einen Menschen zu lieben und aufzugeben, im Handumdrehen! — So ist sie krank? Auch das wohl nicht — würde sie, kaum erst nach Hause gekommen, sogleich wieder fortgehen, wenn sie sich unwohl fühlte? — Sie hat wohl etwas vor, was sie im Stillen und unbeachtet zu thun gedenkt — und ein schmerzlicher, schwerer Gang muß das sein, den sie vorhat, denn sie wankt da unschlüssig und tiefsinnig hin, als wenn ihr das Herz gebrochen wäre! — Ist sie unglücklich, wie ich? Gott, wenn das wäre —!"

Während Anton so dachte, hatte er sich bis zum Außenpfeiler des Thorweges nach vorn gelehnt und starrte, den Hals weit vorgestreckt, in fieberhafter Erregung seiner ehemaligen Geliebten nach.

Die Gräfin sah sich nicht um, sie ging langsam, fast wie eine Träumende.

„Sie hat mich nicht bemerkt!" murmelte Anton. — „Jetzt ist sie an der Ecke! O mein Gott — gehe ich ihr nach? Zu was bin ich denn eine ganze Stunde hier

gestanden, stehe ich täglich hier? Was will ich? — — Anton, Du bist ein armer, elender Narr!"

Und während Anton diese Worte vor sich hinflüsterte, während er sich und die wahnsinnige Liebe verhöhnte, mit der er sich noch an ein Wesen gekettet fühlte, das er im Grunde seiner Seele verachten mußte, trieb ihn dennoch etwas unwiderstehlich hinter ihr drein, die er jetzt so bleich und anscheinend kummervoll erblickt hatte. Würde ihm Julie in üppigem Glanze begegnet sein, von Kavalieren umgeben, schäkernd und tändelnd in koketter Ungebundenheit, er hätte wohl mit todeswundem Herzen die Flucht vor ihr ergriffen. Jetzt zog es ihn ihr nach, nun sie still und traurig, wie es schien, allein und ohne Pomp ihren Weg verfolgte, jetzt erfaßte ihn eine unbestimmte Angst, eine brennende, unerklärliche, düstere Begier, zu erfahren, wohin sie ihre Schritte lenken werde. Und indem er noch, wie gesagt, sich und sein thörichtes Handeln verurtheilte, hatte er bereits den Eingang des Hauses verlassen, und folgte vorsichtig der Gräfin. Seine Seele lag in seinen vorwärts auf den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit starrenden Augen.

Die Gräfin kreuzte die Vorstadt Spittelberg und wandte sich zum Glacis. Dort aber bog sie nicht in eine der durch Spaziergänger belebten Alleen ein, sondern schritt, einige derselben flüchtigen Fußes durchschneidend,

der weiten von der Sonne halbversengten Rasenfläche zu, die sich von der Josefstadt bis zur Alservorstadt ausdehnt, und auf der an heiteren Sommertagen sich zahllose Kinder der angrenzenden Vorstädte lustig tummeln.

Es war nach acht Uhr, die Dämmerung begann hereinzubrechen. Von dem Spielplatze der fröhlichen Jugend hatte sich der größte Theil jener Gruppen bereits verloren, welche ihn zu beleben pflegen, als die Gräfin Julie ihn betrat.

Sie verdoppelte jetzt ihren Schritt, und eilte auf dem am wenigsten begangenen der Wege, welche die Rasenfläche durchlaufen, ohne zur Seite oder hinter sich zu blicken, vorwärts.

Anton folgte ihr, indem er sich stets in gleicher Entfernung von ihr hielt.

Die Gräfin erreichte die gepflasterte Straße, welche sich vom Schottenthor zur Währingergasse hinzieht. Auch diese durchkreuzte sie und schritt den Holzstätten zu, die neben der Neubrücke liegen.

„Hoho," sagte sich Anton, „ihr Weg führt sie weit! Vermuthlich wird sie zur Leopoldstadt gehen und dort in der Augartenstraße oder sonst wo in ein Haus verschwinden, um es erst am nächsten Morgen wieder zu verlassen. Ich werde dann dort stehen, das Haus anstarren, zu dem sie wohl ein verliebtes Abenteuer geru-

fen hat, und mich und mein thörichtes Treiben verwünschen! Was brauche ich um ihre Wege zu wissen? Bin ich nicht elend genug? — Noch ist es nicht völlig finster, noch kann sie mich erkennen. Ich werde an ihr vorübergehen, sie trotzig und verächtlich anschauen, und sie dann ihrem nächtlichen Abenteuer überlassen! Was martere ich mich länger! Landsberger und der Herr von Weidner haben recht, — sie ist für mich verloren!"

Anton beschleunigte seine Schritte. Er hatte seine ehemalige Geliebte fast erreicht, da übermannte ihn von Neuem die peinliche Unentschlossenheit von zuvor, und jenes ahnungsvoll beängstigende Gefühl, das ihn vorhin angetrieben hatte, der Gräfin heimlich zu folgen.

„Mit einem so düsteren, traurigen Gesicht schleicht ein Frauenzimmer ihrer Gattung zu keinem Rendezvous," flüsterte es in Anton — „sie hat etwas anderes vor!"

Und der junge Arbeiter hemmte seine Schnelligkeit. Der Entschluß, welchen er soeben gefaßt hatte, war verraucht; Anton blieb zurück nnd folgte der Gräfin wie zuvor.

Diese überschritt jetzt die Neubrücke und schlug dann links die Straße ein, welche, am Donaukanal und den zahllosen dortigen Holzstätten entlang, zur Brigittenau führt.

Anton stutzte.

„Was hat sie in dieser einsamen, für ein Frauenzimmer unheimlichen Gegend zu suchen?“ murmelte er vor sich hin.

Die Straße lag finster da, in weiten Zwischenräumen wenige spärliche Gaslaternen, deren matter Schein nur einen kleinen Fleck in ihrem Umkreise erhellte, zur Rechten zuerst eine düstere Häuserreihe, dann nur vereinzelte Gebäude, zur Linken schwarze, hohe Massen aufgeschichteten Holzes, und dahinter das Rauschen und Plätschern des Kanals.

Alles öde ringsumher, wie ausgestorben.

Kein Geräusch in der Gasse, als dasjenige, welches die Schritte der Gräfin verursachten; Anton's Tritt war nicht vernehmbar, athemlos, aufgeregt folgte er ihr gleich einem Schatten.

„Zu solcher Stunde sich hieher zu wagen!“ flüsterte er — „Sie hat Muth!“

Jetzt hatten Beide das letzte Haus der Gasse hinter sich. Rechts und links ragten nun die riesigen Holzstöße wie unheimlich schwärzliche Felsendämme empor, eine düstere, einförmige Straße bildend.

Anton überfiel eine Unruhe, die sich zur Angst steigerte.

„Wohin will sie?“ war Alles, was er zu denken vermochte.

Und er beschleunigte seine Schritte, um ihr näher zu sein. Er trat fester auf.

„Sie muß doch jetzt hören, daß ihr Jemand folgt!" sagte er sich.

Aber die Gräfin blickte sich noch immer nicht um.

War sie so verstört, daß sie nichts vernahm? Ging in ihrem Innern etwas vor, das ihren Geist Allem entrückte, was sie umgab? War es vielleicht gar die Verzweiflung, was ihr Muth verlieh, in dieser einsamen, unsichern Gegend rastlos vorwärts zu eilen?

Anton stellte sich diese Fragen in wilder Hast und herzbeklemmender Besorgniß. Er vergaß in diesem Momente, was jenes Weib, das vor ihm durch die Nacht dahinschritt, ihm Alles angethan.

Und jetzt führte ein kleiner Seitenweg an einer der Holzstätten vorüber zum Kanal. Die Gräfin schlug diesen Weg ein.

Anton hörte das Rauschen der Flut deutlicher. Er erblickte vor sich in geringer Entfernung am Saum des abschüssigen Ufers das düstergraue Flutengewimmel.

Und dort stand Julie. Sie starrte dort hinab.

Ein eisiger Schauer überlief Anton.

Jetzt vernahm er einen leisen Schrei. Er sah Julie sich vorüber beugen.

Außer sich stürzte er vor. Er umfaßte die Wankende.

„Unglückliche, was willst Du thun?“ rief er entsetzt.

Er fühlte die Schwere ihres Körpers in seinen Armen und vernahm ein leises Röcheln.

„Sie ist ohnmächtig!“ stammelte er.

Er ließ sie sanft auf den Boden niedergleiten. Dann tauchte er seine Kappe in den Kanal und bespritzte das Antlitz der Liegenden mit dem geschöpften Wasser.

Die Gräfin stieß einen Seufzer aus. Anton sank neben ihr auf die Kniee. An der Stelle, wo sich das Paar befand, war es nicht so finster, daß Anton nicht die Züge der ehemaligen Geliebten hätte erkennen können. Er sah jetzt, wie sie die Augen aufschlug und ihn schreckhaft anstarrte.

„Wo bin ich?“ stammelte sie mit einer Stimme, die Anton bis in's Innerste seines Herzens erbeben ließ. — „Wer — wer ist da?“

„Unglückliche — was hast Du thun wollen?“ flüsterte Anton tief erschüttert.

Ein leiser Schrei tönte von den Lippen der Gräfin.

„Anton — Anton!“ rief sie mit verzweiflungsvoller Geberde und suchte dann ihr Antlitz mit ihrer Hand zu bedecken. — „Was kommst Du, die letzten Augenblicke einer Elenden noch qualvoller zu machen? — Sag's,

Du bist ein Gespenst und hetzest mich in den Tod, den ich um ihn verdient habe!"

Anton schauderte und war keines Wortes fähig.

Die Gräfin ließ die Hand sinken und stierte wie im Wahnsinn auf ihn, der neben ihr kniete.

„Noch diese Erscheinung, — sie weicht nicht!" stöhnte sie mit markdurchschneidender Stimme. — „Drohe mir nicht — vergib mir, ich will ja büßen — jetzt — jetzt und in Ewigkeit! — Barmherziger Gott, sei meiner armen Seele gnädig!"

Die Gräfin raffte sich auf und machte eine Bewegung nach dem Ufer hin, als wolle sie sich in den Kanal stürzen.

Anton sprang ebenfalls in die Höhe und vertrat ihr jetzt den Weg.

„Julie!" rief er, indem seine Zähne vor Angst und Aufregung aneinander schlugen. — „Ich bin kein Gespenst, ich bin der Anton, den sie entlassen haben! — Und Deinen Tod will ich nicht, — Gott ist mein Zeuge! — Ich bin Dir nachgeschlichen — eine Ahnung sagte mir, daß Du hier etwas Unglückseliges vorhabest! Hinweg von diesem schrecklichen Ort!"

Und Anton erfaßte den Arm der Gräfin und zog sie vom Kanal zurück.

Sie sträubte sich.

„Lass' mich, Anton!“ stöhnte sie, — „Dich wiedersehen, im Augenblick, wo ich — o meine Strafe ist entsetzlich! — Sage mir, Anton, daß Du mir vergibst, und — und überlaß mich meinem Schicksale — fliehe mich!“

„Nein, nein!“ antwortete der junge Mann leidenschaftlich. — „Ich weiche nicht von Deiner Seite. — Du mußt mit mir fort von hier! Was, Unglückliche, hat Dich zu einem so fürchterlichen Entschluß getrieben? Seit Kurzem bin ich frei, aber wenn ich auch nicht wagte, Dir in den Weg zu treten, weiß ich doch um Dein Thun und Treiben! Lebst Du nicht im Ueberfluß, Julie, wirst Du nicht — geliebt, verehrt? Wozu also dieses entsetzliche Vorhaben?“

„Du fragst?“ wimmerte die Gräfin. — „Ueberfluß? Glanz? Was sind sie gegen die Nächte, die ich schlaflos durchwacht habe, — durchwacht um mein Verbrechen, das ich an Dir beging, Anton! — Du riefst es mir zu, als ich Dich einst in stolzer Frechheit von mir wies, als ich gott- und liebevergessen in übermüthigem Taumel, statt vernichtet vor Dir niederzusinken, Dich verhöhnte, — Du riefst es mir zu, daß dermaleinst Gewissensbisse mein Herz zerfleischen werden —! Anton, sie sind früher gekommen, als ich wähnte — Du hattest recht, und nun ist's aus mit mir! — Ueberfluß! Verdeckt er meine Schande? Berühre nicht länger ein

ehrloses Weib, das Scham und Reue der Verzweiflung preisgeben, und hast Du auch nur ein Fünkchen Erbarmen mit mir, Anton, so laß' mich! Sag', ich beschwöre Dich, sag', daß Du mir vergeben willst und dann — dann gehe fort von hier!"

„Vergeben?" stammelte Anton. „Habe ich ein Recht darauf? Bin ich es nicht, der Dich in toller Wuth an den Haaren zur Küche Deiner Wohnung schleifte, dort ein Beil ergriff, und Dich verstümmelte? Muß ich nicht Vergebung von Dir erflehen für die Rohheit des Verbrechens, das ich an Dir beging? Hätte ich nicht bedenken sollen, daß Du ein schwaches Weib seiest, daß die Verblendung, die Verführung schon zahllose brave Mädchen unglücklich gemacht habe, mußte ich mir nicht sagen, daß Dich die Strafe auch ohne mein Dazuthun früher oder später treffen werde, — daß es edler sei, Dich zu beweinen, statt sich an Dir zu rächen?"

„O, klage Dich nicht an, Anton!" rief die Gräfin mit dem Ausdruck der Verzweiflung. — „Jedes Deiner Worte verwundet mich zehnfach, denn ich, ich bin die alleinige Urheberin all' dieses Mißgeschickes!"

„Dein Verführer ist's!" murmelte Anton dumpf. — „Er verließ Dich also?"

„Nein! Das that er nicht!" rief die Gräfin lebhaft. — „Nicht traurige Aussichten, Verlassenheit und

Täuschung sind es, die mich hierher geführt haben! Ich kann noch täglich in Glanz und Ueppigkeit leben, der Baron denkt nicht im Entferntesten daran, mich aufzugeben — ich bin es, die ihn flieht! Ich verachte Geld und Ueberfluß — Du hast es gehört, Anton, Scham und Reue verzehren mich, ich fühle mich elender als das ärmste Bettelweib, ich — ja, betteln würde ich lieber, als mein Leben ferner hinbringen, wie die letzten Jahre hindurch!“

„Gelobt sei Gott, so bist Du gerettet!“ rief Anton erschüttert und schluchzend.

„Gerettet!“ stöhnte die Gräfin. — „Ja, Anton, wenn Du mich ferner nicht hindern willst, meinen Entschluß auszuführen! Was habe ich noch auf dieser Welt zu erwarten?“

„Alles, — Alles,“ schluchzte Anton, „wenn es Dir möglich wäre, zu der Einfachheit zurückzukehren, in der Du früher lebtest, wenn Du in Deinem Herzen noch einen Funken von dem bewahrtest, was Du ehemals für mich fühltest!“

„O,“ antwortete die Gräfin im Tone des heftigsten Schmerzes, „jetzt fühle ich, daß ich nur Dich liebte, daß Alles nur ein Reiz der Sinne war, was ich seitdem empfunden — jetzt, jetzt steht es vor meiner armen Seele, nun ich Dich verloren! Ja, Anton, belüge Dich

selber nicht durch Mitleiden! Ich kann Dir nicht mehr sein, was ich Dir war! Laß mich!"

„Nun ich Dich wieder gefunden, Julie, nun weiche ich im Leben nicht von Dir!" rief Anton leidenschaftlich. „Komm, gehen wir von hier fort! Es ist unheimlich da herum! Gehen wir — und denken, unser Herrgott hat's gewollt, daß wir doch wieder zusammenkommen, wir litten Beide durch einander, wer mehr, wer weniger, und wessen die Schuld, was rechnen wir da mit einander? Ich kann nicht ohne Dich leben, ich fühle es, und Du — Du bereuest — Du —"

Er sprach nicht zu Ende, er zog die Geliebte mit sich fort. Sie folgte ihm ohne Widerstreben, zitternd, wie willenlos.

Als sie die öde Gasse erreichten, welche durch die Holzschichten der Lagerplätze gebildet wurden, und nun das blasse Licht einer vereinsamten Laterne auf das Paar fiel, da blieb die Gräfin stehen, richtete ihre großen leidenschaftlichen Augen voller Zärtlichkeit auf den blassen Anton und sank dann an seine Brust.

„Anton," schluchzte sie, „schwöre mir, daß Du mich noch liebst!"

„Ich schwöre Dir's!"

„Und ich liebe Dich mehr, als ich Dich je geliebt habe!" fuhr sie fort, indem sie das Haupt wieder erhob.

— „Doch eben weil ich Dich liebe, darf ich Dir nicht wieder im Leben angehören!"

„Wie sagst Du?"

„Ich würde es nicht ertragen, daß man Dich um meinetwillen verachte —!"

„Sprich nicht so, Julie! Was gilt mir die Welt, bist Du mein! Und dann — höre mich — laß uns fort von Wien, weit fort, an einen kleinen Ort, wo man Dich und mich nicht kennt."

„O mein Gott," stammelte die Gräfin, „wie habe ich das verdient, ich Unglückliche! Anton, ja, rette mich, rette meine Seele vor dem Untergange! Ich will leben, leben für Dich allein auf dieser Welt, für ein Lächeln von Dir, für einen gütigen Blick, ich will Deine Magd sein, Anton, aber stoße mich niemals von Dir — mache mich ehrlich! Du bist meine einzige Zuflucht!"

Und die Gräfin klammerte sich krampfhaft an ihn, der sie von Neuem leidenschaftlich umfaßte und nun ihr Antlitz mit Küssen bedeckte.

Der Arme! Welcher minder Befangene als er wäre nicht durch das der Natur abgelauschte Spiel dieses heuchlerischen Weibes getäuscht worden. Nur die Hälfte von dem, was sie in ihrer Vorsicht aufbot, würde hingereicht haben, den einfachen liebebethörten jungen Mann vollkommen zu täuschen.

Plötzlich fuhr die Gräfin auf, als werde sie von jähem Schreck ergriffen.

„Was ist Dir?“ murmelte Anton.

„Ich bin verloren!“ antwortete sie schmerzlich. — „Was helfen mir da alle guten Vorsätze? Was nützt es, daß ich mit Dir Wien verlasse um still und bescheiden im Verborgenen zu leben?! Wird er mich nicht überall aufzuspüren wissen, wird er mir nicht folgen? Ich bin sein Opfer geworden, sein Werkzeug, er bedarf noch täglich meiner zu seinem trügerischen Spiel, er wird sich wie ein Schatten an meine Fersen heften, meiner wieder habhaft zu werden — und um das zu erreichen, wird er sich — o ich bin dessen gewiß! — wo wir auch immer sein mögen, zwischen mich und die rechtschaffenen Leute drängen, die meine Vergangenheit nicht kennen, er wird mich kompromittiren, und jegliche List ersinnen, mich in seine Hände zu bekommen! Nein, Anton, verlaß mich, ich bin meinem Schicksale verfallen! So lange er lebt, werde ich, wohin wir uns auch verbergen mögen, keine Ruhe vor ihm haben, muß ich jeden Augenblick angstvoll aufschrecken, und eines Fallstrickes, eines Verrathes gewärtig sein!“

Anton's Augen begannen wild zu funkeln.

„Der Baron soll es nur wagen, sich Dir zu nähern, wenn Du bei mir bist!“ rief er in heftiger Erregung.

„Du kennst ihn nicht Anton," entgegnete die Gräfin, „er ist zu Allem fähig, ein verwegener Mensch — und da er von Dir weiß, daß Du — — — so wird er Dir alles Mögliche in den Weg legen, Dein Fortkommen zu verhindern um desto sicherer mich wieder in seine Macht zu bekommen!"

„Soll ich ihn umbringen?" rief Anton mit heftiger Geberde.

„Um Gottes willen!" stammelte die Gräfin. — „Wie kannst Du nur solchen Gedanken fassen! Willst Du Dich und mich unfehlbar zu Grunde richten? Keine Gewaltthätigkeit, ich beschwöre Dich! Vielleicht läßt sich doch noch etwas finden, das uns eine Waffe gegen ihn in Händen gibt, etwas, wodurch wir ihn von uns fern zu halten vermögen! Er muß den Muth verlieren sich mir zu nähern — ja, ja! — Laß mich nachsinnen, Anton — o mein Gott, ich bin so verstört!"

„Weißt Du nichts, das ihn kompromittirt, ohne daß es Dich zugleich trifft?" fragte Anton.

Die Gräfin schien einen Augenblick nachzusinnen.

„Ich hab's, ich hab's!" rief sie plötzlich.

Ihr Antlitz drückte leidenschaftliche Freude aus.

„Nun?" fragte Anton hastig.

„Der Baron ist mit einem jungen Manne befreundet, dessen Vater Papiere besitzt, die meinen schändlichen

Verführer in's Zuchthaus bringen können. Der junge Mann hat eine Schwester, und diese machte der Baron in sich verliebt, um so zu den für ihn gefährlichen Schriften zu gelangen."

„Wie das?"

„Die Geschwister sollen dem Vater die Papiere heimlich entwenden! Sie haben es dem Baron zugesagt, in diesen Tagen wird das Mädchen heimlich das elterliche Haus verlassen, ihm das Entwendete zuzustellen."

„Und da soll ich in die Wohnung des Baron dringen, und —?" begann Anton hastig.

„Nicht doch!" unterbrach ihn die Gräfin, „Das Mädchen muß verhindert werden, bis zu ihm zu gelangen! Diese Verhinderung kann nur ein Mann durch List und Entschlossenheit bewerkstelligen! Die Papiere, welche den Baron in's Zuchthaus bringen können, dürfen nicht in seine Hände, sie müssen in die meinigen fallen! Das ist's. Dann wird der Baron in beständiger Furcht schweben, durch mich dem Gericht überliefert zu werden, er wird mich freigeben, mir ferner nicht nachstellen!"

„Julie!" rief Anton lebhaft, „Was ein Mann nur vollbringen kann, führe ich aus, handelt es sich doch hier um Deinen Besitz! Aber wird es möglich sein, dieses

Mädchen aufzuhalten, irgendwo hinzuführen, sie dieser Papiere zu berauben, von denen Du sprichst? Hast Du einen Plan? Sag' was soll ich thun?“

„Noch weiß ich es nicht, Anton!“ entgegnete die Gräfin. — „Aber bis morgen werde ich sicher einen Plan entworfen haben, die Liebe zu Dir und der Gedanke an meine Rettung werden mich erfinderisch machen! Komm morgen zu mir, um die Mittagszeit, wenn Du kannst, oder nach Deiner Arbeitsstunde, vielleicht habe ich bis dahin etwas ersonnen. Ich werde meinen Leuten den Befehl geben, daß sie Dich jederzeit in meine Wohnung lassen. Der Baron kommt ohnehin nur Nachmittags oder spät, nach neun Uhr. — O mein Gott,“ — setzte sie mit einer Stimme hinzu, in der Wonne heftig zu zittern schien — „so soll ich doch noch glücklich werden! Ich suchte den Tod, um den verlorenen Frieden zu finden, und — finde ihn in Deinen Armen, Anton!“

Die falsche Abenteurerin barg von Neuem ihr Antlitz an die Brust des jungen Arbeiters und schluchzte.

Anton's Gemüth schwelgte in seliger Trunkenheit.

Da blickte die Gräfin auf und schaute nach der Brigittenau hinüber, die Straße entlang.

„Horch!“ flüsterte sie. — „Mir scheint, dort kom-

men Leute! — Ich sehe in der Ferne dort Gestalten aus der Nacht auftauchen."

Und jetzt war sie es, die den glücklichen, bethörten Anton, nach der Richtung der Leopoldstadt hin, mit sich fortzog.

Sechstes Capitel.

Stahl triumphirt.

Stahl und der Mamsell Lisette war es am Montage gelungen, ohne daß sie ein besonderes Aufsehen erregten, Therese Ferval, nachdem sie ihr im schmalen Gange hinter dem „Paradeisgarten" einigen Beistand geleistet hatten, in halbbewußtlosem Zustande zum Fiaker zurückzuführen.

Lisette war mit der jungen Frau sogleich nach Neuwaldegg gefahren. Stahl aber zu dem Platze zurückgekehrt, welchen die Gräfin, ihre Gesellschafterin Toni und Ferval eingenommen hatten.

Stahl überzeugte sich, daß Niemand von den Dreien auf das Ereigniß, welches so ziemlich in ihrer Nähe stattgefunden und doch einige Neugierige herbeigezogen hatte, aufmerksam geworden war.

Er fand Ferval noch immer in lebhafter Unterhaltung mit der schönen Abenteurerin, die, des Preises eingedenk, den Stahl ihr für ein günstiges Resultat ihrer Bemühungen geboten hatte, sich angelegen sein ließ, den jungen Ausländer so viel wie möglich zu fesseln.

Und nun Stahl seinen Zweck erreicht, nämlich den, seiner Kousine Therese den Gatten als einen Treulosen erscheinen zu lassen, der einen Vorwand herbeigeführt habe, um mit ihr brechen und ungestört galanten Zerstreuungen nachgehen zu können, nun lag ihm nicht viel daran, die Gräfin und Ferval noch lange beisammen zu lassen. Da er obendrein in den Augen des Letzteren, trotzdem die reizende Verführerin alle Minen der Koketterie springen ließ, eine gewisse ängstliche Unruhe entdeckte, so führte er bald eine Gelegenheit herbei, sich sammt seinem jungen Freunde von der Gräfin verabschieden zu können.

„Man muß nichts überstürzen!“ sagte sich der Fabrikant. — „Ueberdem ist es kaum nöthig, daß er sich verliebe und die Bekanntschaft der Gräfin fortsetze, — es könnte nur dazu führen, daß ich in Wirklichkeit den Preis dieser sogenannten Wette an die Leggiero auszahlen müßte. Ich habe die Angelegenheiten der Fervals jetzt ohnehin verwickelt, und baue ich darauf meine kleine In=

trigue weiter, so komme ich auch ohne sonstige Beihülfe zum Ziele, und — spare mein Geld!"

Stahl's Scharfblick sagte ihm sogleich, wie es um Ferval stehe, nachdem sie die Gräfin verlassen hatten. Dieser war es wohl gelungen, einigen Eindruck auf den jungen Mann zu machen, doch keineswegs in solchem Grade, daß sie für Ferval hätte gefährlich werden können. Ferval würde mehr als leichtsinnig gewesen sein, hätte er seinen Schmerz beim ersten Begegnen einer schönen Frau ohne Weiteres abschütteln können, selbst in einem durch Wein und Stahl's schlau berechnete Einflüsterungen animirten Zustande. Während die Gräfin den jungen Mann zu entflammen suchte, war doch in diesem immer wieder der Gedanke an seine, von ihm treulos geglaubte, Gattin aufgestiegen, ihr Bild vor seiner Seele emporgetaucht.

Stahl mußte ihm neue Zerstreuungen zuführen, und er that dieses in gewandter Weise. Spät in der Nacht erst verließ er ihn an der Wohnung in der Kaiserstraße, indem er ihm die heilige Versicherung gab, daß er am folgenden Tage zu Theresen hinausfahren wolle, der Sache völlig auf den Grund zu kommen, und die junge Frau zu einem offenen Geständniß zu bewegen.

Freilich mußte es auch in Stahl's Absicht liegen, am folgenden Morgen Therese aufzusuchen, oder eigent-

lich weniger diese als die Tante Heuber, denn durfte er jetzt zögern, die alte Dame in das ränkevolle Spiel hineinzuziehen, das er mit den jungen Eheleuten trieb? Galt es nicht, diese Therese so wie Ferval, vorsichtig der Tante in einem Lichte hinzustellen, das der Greisin die Lust benehmen mußte, sich ferner ihrer anzunehmen?

Stahl rechnete darauf, daß Mamsell Lisette bereits in seinem Interesse gewirkt habe, wenn er am folgenden Morgen bei der Tante erscheinen werde; um so mehr beschloß er, rasch zu handeln.

Und was war inzwischen mit Theresen geschehen?

Während sie in Begleitung der Mamsell Lisette nach Neuwaldegg hinausfuhr, fühlte sie sich von Fieberschauern gerüttelt. Sie war kaum eines Wortes mächtig, und starrte, zu Zeiten in Thränen ausbrechend, tiefsinnig vor sich hin.

Die heuchlerische Lisette suchte sie dann und wann durch christliche Worte zu trösten. Sie hielt der armen jungen Frau salbungsvolle Reden über die Sündhaftigkeit des ganzen Menschengeschlechtes, und legte ihr an das Herz, keine Stunde länger in Gemeinschaft eines Mannes zu leben, der so wenig die Pflichten eines Gatten wie die eines Vaters erfülle.

Therese war völlig verstört, sie begriff nicht das Geplapper der alten Gleißnerin, sie vernahm es kaum.

Alle ihre Gedanken weilten bei jener Scene, welche sie so tief erschüttert hatte, bei Charles, von dem sie sich verrathen wähnte. Und um so abscheulicher erschien ihr seine Handlungsweise, als er, nach Stahl's Aussage, sie selber einer Treulosigkeit, eines geheimen, verbrecherischen Verhältnisses beschuldigte. Theresens Schmerz und Aufregung steigerten sich, je näher sie der Villa kam, welche ihr seit einigen Tagen zum Aufenthalt diente.

Und als sie nun am Eingang derselben den Wagen verließ, und ihr das Mädchen mit dem Kinde entgegentrat, da stürzte sie dem Kleinen schluchzend und händeringend entgegen. Aber bevor sie noch die Magd und das Kind erreichte, sank sie bewußtlos zu Boden.

Man trug sie ins Haus und auf das Zimmer, welches ihr von der Tante war eingeräumt worden. Man brachte sie zu sich und ins Bette. Sie bekam einen heftigen Fieberanfall, ihr Hirn erglühte, sie rief jammernd nach ihrem Gatten und konnte durch die sich um sie bemühenden Mägde nur mit Mühe am Aufstehen verhindert werden.

Endlich übermannte sie eine furchtbare Schwäche. Was hatte Therese nicht Alles seit wenigen Wochen durchlebt, welche Foltern, welche geistigen Kämpfe bestanden? Sie versank in eine Empfindungslosigkeit, welche dem Schlafe glich. Ihre Augen schlossen sich, dann

und wann nur zuckte sie noch und stöhnte leise. Angstvoll blickte ihre Umgebung auf sie, man glaubte, eine Sterbende vor sich zu haben. Es ward zu einem Arzt geschickt.

Während so die arme Therese die Folgen des Auftrittes ertrug, den der falsche Stahl für sie mit so großer Schlauheit in Scene gesetzt hatte, war seine Verbündete zur alten Dame des Hauses geschlichen, auch ihr Theil zum Sturze der Fervals beizutragen.

Sie fand die Frau von Heuber mit ihren Hunden beim Nachtmahl.

„Was ist das für ein Spektakel?" schnarrte die Greisin der dürren Gesellschafterin entgegen, — „Meine Nichte ist krank, heißt es? He? — Es ist ein wahres Unglück jetzt, immer gibt's etwas anderes! Die Joli hat sich auch wieder den Magen verdorben! — Was ist denn mit ihr geschehen, he? Und warum ist ihr Mann nicht mitgekommen, he?"

„Ach, gnädige Frau," seufzte Lisette, die Augen verdrehend, — „ich danke unserem Schöpfer, daß er mich davor bewahrt hat, einem Manne angehören zu müssen, und ich schwöre, daß mich nichts in der Welt bewegen wird, einer so sündhaften Kreatur —"

„Du brauchst nicht zu schwören," unterbrach sie die alte Dame mürrisch, „es wird Dich so Keiner mehr

mögen! Beruhige Dich, Dir geht's wie der alten Mira dort — nun sie räudig und lahm ist, mag sie weder der Mylord noch der Luxl!"

Mamsell Lisette kniff die schmalen Lippen zusammen, und warf einen gehässigen Blick auf ihre Herrin.

„Die gnädige Frau," versetzte sie dann, „wissen nichts anderes, als einen rechtschaffenen Menschen mit Ihren ab — mit Ihren lieben Hündchen zu vergleichen!"

Lisette zwang sich zu einem Lächeln.

Die alte Dame lachte hell auf.

„Was ist's denn weiter?" schnarrte sie. — „Bei Gott, mir ist mancher Hund lieber als mancher Mensch! Unter jenen gibt's nicht so viele, welche die Hände lecken und hinterher beißen, als unter diesen! — Aber was ist's mit der Ferval?"

„Sie liegt im Fieber, wie mir scheint!"

„Unser jetziges Geschlecht ist auch nicht einen Pfifferling mehr werth — wie von Kartenpapier!" brummte die alte Dame. — „Beim Schnupfen bekommen sie Nervenzufälle, und redet Einer laut, da fallen sie in Ohnmacht! — Hm! Ist's denn arg? Ich werde doch wohl nachschauen müssen!"

Frau von Heuber erhob sich und griff zu ihrem Stocke.

„Wollt Ihr Ruhe geben, Ihr Sakermenter?“ rief sie einigen einander anknurrenden Hunden zu, indem sie rüstig den Stock schwang. — „Also marsch, Lisette!“

„Ich möchte der gnädigen Frau doch rathen hier zu bleiben!“ entgegnete die Angeredete in süßlichem Tone. — „Die Frau von Ferval gewährt nicht eben einen angenehmen Anblick jetzt —“

„Ei was, angenehm oder nicht!“ brummte die alte Dame. — „Aber sie leidet, und da — doch,“ — unterbrach sie sich selber — „ich weiß noch immer nicht, was denn eigentlich ist, und wo der Ferval bleibt? Hat es vielleicht eine Scene zwischen den jungen Leuten gegeben? Du kneifst die Lippen zusammen und sprichst so sanft wie ein alter Landschulmeister, Lisette, dann gibt's gewöhnlich eine Hiobspost hinterher! Heraus damit!“

„Ach, gnädige Frau,“ lispelte die hagere Mamsell, „es ist kein Wunder, wenn meine Zunge sich sträubt, die Gräuel mitzutheilen, welche diese sündhafte Welt mir wieder vor Augen geführt hat! Hätte mich mein Wohlwollen für die Frau von Ferval doch nicht verleitet sie heute zur Stadt zu begleiten!“

„Was ist denn dort geschehen? Fasse Dich kurz, wenn ich bitten darf!“

„Ach, gnädige Frau! Es ist haarsträubend! Als wir zur Stadt kamen, fanden wir Herrn von Ferval

nicht in seiner Wohnung — wohl aber — was glauben die gnädige Frau, wie dieser Herr die Abwesenheit seiner Gattin benutzt hat?

„Dumme Frage! Wie kann ich's wissen?" brummte die alte Dame ungeduldig.

„Hab' ich's nicht immer gesagt? Leichtfertige Franzosen und Belgier, das kommt auf eins heraus! Aber man wollte die ehrliche Lisette nicht hören!"

„Schwatze morgen mehr! Jetzt erzähle — wo fandet Ihr Ferval? Warum blieb er am Sonntag aus? Was ist heute mit der Therese geschehen?"

„Wir sahen ihn," entgegnete Mamsell Lisette mit der Miene frommen Entsetzens, „im „Paradeisgarten" fröhlich und schäkernd an der Seite einer verrufenen, sündhaften Person, die ein Gewerbe daraus macht, junge Leute an sich zu locken."

Frau von Heuber schlug die Hände zusammen.

„Wie?" rief sie erstaunt — „Und am hellen Tage? Vor aller Welt?"

„Am hellen Tage, vor aller Welt!" seufzte Mamsell Lisette.

Die Greisin richtete sich hoch auf und heftete ihren Blick durchdringend auf Lisette, während ihre Züge finster und strenge wurden.

„Und meine Nichte hat das gesehen?"

„Sie verlor ihr Bewußtsein bei diesem Anblick!“ antwortete Mamsell Lisette sanft und traurig. — „Mir und Herrn von Stahl, der uns begleitete, gelang es mit Mühe, sie in den Fiaker zu schaffen, der uns hierher gebracht hat.“

Die alte Dame, von heftigem Zorn erfaßt, schlug mit dem Stocke, welchen sie in der Hand hielt, auf die Lehne ihres Armstuhles.

„Er soll mir nicht wieder über die Schwelle kommen!“ stieß sie ingrimmig hervor. — „Während wir mit dem Essen auf ihn warten, treibt er sich in der Stadt mit Dirnen umher! Das ist schmachvoll! Er hat ein junges hübsches Weib, ein Kind! — Das ist gewissenlos! — Meine Nichte darf mit diesem Menschen nicht wieder zusammentreffen — sie muß fort von ihm — ich hoffe, sie hat Charakter genug, dieses selber einzusehen! Gott sei Dank, noch sind sie nicht getraut —! Und doch — hm! — es muß geschehen, ich werde darauf dringen, ich will einen Erben, der aus gesetzlicher Ehe stammt! Heute Trauung und morgen eine Scheidungseingabe! So soll es sein!“

Die Greisin sank in ihren Lehnsessel, und spielte einige Augenblicke, in düsteres Brüten verloren, mit ihrem Stocke.

Lisette stand in geringer Entfernung von ihr, und blickte schlau forschend zu ihr hinüber.

Plötzlich erhob die alte Dame rasch ihr Haupt, und starrte ihre demüthige Gesellschafterin an.

„Und wie kam Stahl zu Euch?“ fragte sie barsch.

„Wir fanden ihn in der Ferval'schen Wohnung,“ versetzte Lisette, „er erwartete Ihre Nichte, gnädige Frau, weil —“

„Nun, was stockst Du?“

„Weil Herr von Ferval, der heute Morgen das Eintreffen seiner Frau voraussehen mußte, sich an den Herrn von Stahl, den Verwandten und Freund, gewendet hatte, damit dieser —“

Mamsell Lisette stockte von Neuem und verdrehte die Augen.

„Was heißt das? Warum willst Du nicht mit der Sprache heraus?“ rief die alte Dame in höchster Ungeduld.

„Gnädige Frau,“ versetzte Mamsell Lisette mit trefflich erkünstelter Niedergeschlagenheit, „ich möchte Ihnen eine traurige Mittheilung ersparen, einen Schmerz — o mein Gott — und doch ist es wieder meine Pflicht, zu reden — wollte der Himmel, ich wäre nicht bei dem Gespräche gegenwärtig gewesen, hätte nicht Enthüllungen anhören müssen, die mir von der Verderbtheit der

Menschen neuerdings einen entsetzlichen Beweis geliefert haben! — O, gnädige Frau, ich habe es immer gesagt — wer nicht im Glauben fest ist, wer diesen neuen freigeisterischen Lehren anhängt, der ist auch zu jeder Schlechtigkeit fähig!"

„Alle Wetter, was hat denn der Ferval sonst noch angestiftet?" fragte die Greisin erstaunt.

„Leider Gottes handelt es sich nicht um ihn, sondern um — Ihre Nichte!" antwortete Mamsell Lisette mit anscheinendem Zaudern.

Frau von Heuber starrte Lisette in noch größerer Ueberraschung an.

„Therese?" rief sie.

„Lassen Sie mich schweigen!" seufzte die alte Mamsell. — „Mich schaudert, die Anklage zu wiederholen, welche Herr von Stahl, der wackere Mann, mit aufrichtigem Herzeleid sich genöthigt sah, im Namen des Gatten der Frau von Ferval, gegen diese auszusprechen!"

„Das wird ja immer ärger!" murmelte die Greisin erregt.

„Der Himmel bewahre mein christliches Gemüth," fuhr Lisette fort, „ferner vor solchen Enthüllungen, damit ich nicht allen Glauben an die Menschheit verliere! Wahrlich, gnädige Frau, wenn ich doch einmal reden

soll, nur das Gefühl christlicher Barmherzigkeit, das man auch schweren Sündern gegenüber nicht in die Brust zurückdrängen soll, bewog mich, der ohnmächtigen Frau von Ferval hülfreiche Hand zu leisten, denn sonst —"

„Du wirst mich ernstlich böse machen, Lisette," unterbrach sie Frau von Heuber aufbrausend, „wenn Du nicht auf der Stelle rund heraussagst, was Du weißt!"

„Nun denn," entgegnete die alte Mamsell, „der Herr von Ferval ist seiner Frau auf ein Verhältniß gekommen, das sie mit einem Manne unterhielt, bevor sie nach Belgien ging, ein Verhältniß, das sie — ich bringe es kaum über meine Lippen — das sie seit ihrer Rückkunft nach Wien von Neuem angeknüpft hat!"

„Therese? Unmöglich!" — stammelte die Greisin heftig erschreckend.

„Leider liegen Beweise vor," fuhr Lisette fort — „ein herzzerreißender Brief jenes Mannes, in dem er von Zusammenkünften, die erst kürzlich stattgefunden haben müssen, von Betrogensein, ja, von — von einem Kinde redet —"

„Allmächtiger Gott!" schrie Frau von Heuber auf — „Meine Nichte, die ich immer für tugendhaft gehalten, die — sie wäre fähig gewesen —?"

Die alte Dame ließ in ihrer Bestürzung den Stock fallen, welchen sie noch immer gehalten hatte.

„Der bisher so geheimnißvolle, sogenannte Ueberfall im Pötzleinsdorfer Gehölze," begann Lisette von Neuem, „steht mit dem Allen in Verbindung, wie leider ein Brief beweist — jener Mann wollte sich selber vor den Augen der Frau von Ferval entleiben, und —"

„Genug!" rief die Greisin, in deren Antlitz der Ausdruck des Schreckens demjenigen des Zornes gewichen war. — „Das ist ja ein entsetzliches Gewebe von Schändlichkeit und Verworfenheit!"

„Das ist das moderne eheliche Leben der Aufgeklärten unserer Zeit!" seufzte Mamsell Lisette, wiederholt die Augen verdrehend.

„Und Alles — Alles ist erwiesen?" stieß die alte Dame hervor.

„Frau von Ferval und ich sahen mit eigenen Augen den Herrn von Ferval an der Seite einer berüchtigten Person, Herr von Stahl aber las selber den Brief, den der Gatte Ihrer Nichte aufgefangen hat!"

„Schrecklich, schrecklich!" murmelte die Greisin. — „So ist Einer wie der Andere — und ich ließ mich von solchen Kreaturen täuschen, beschwatzen, umschmeicheln, ich vertraute ihren einnehmenden Gesichtern! Es ist ein Unglück, weich zu sein!"

Frau von Heuber starrte einen Augenblick vor sich

hin, dann erhob sie die zornfunkelnden Augen zu ihrer Gesellschafterin.

„Lisette," rief sie empört, „gehe hinauf zu ihr, sie soll aufstehen, keine Sperenzen machen, sich anziehen, und auf der Stelle mein Haus verlassen! Verstanden? Ich will weder sie noch ihren Mann wiedersehen, hörst Du?"

„Gnädige Frau —!"

„Man soll ihre Siebensachen zusammenpacken, einen Wagen holen! Ich dulde sie keine Minute länger unter meinem Dache!"

„Gnädige Frau, die christliche Barmherzigkeit gebietet — Ihre Nichte liegt im Fieber!"

„Verstellung! Spielt nicht Alles um mich her mit mir Komödie, meine Hunde ausgenommen?" höhnte die alte Dame voll ingrimmiger Bitterkeit.

„Gnädige Frau!" — begann Mamsell Lisette in scheinheiliger Entrüstung.

„Still!" herrschte Frau von Heuber.

Die hagere Schleicherin blieb in unterwürfiger Haltung stehen. Ihre Herrin versank in düsteres Brüten, sie erholte sich allmälig von dem ersten Ausbruch ihrer Leidenschaft.

Nach einigen Minuten blickte sie auf.

„Ist sie ernstlich krank?" brummte sie dann.

„Ja, sie liegt im Fieber!“ antwortete Mamsell Lisette äußerst sanft.

„So mag sie bis morgen bleiben! Aber dann muß sie fort, mit Kind und Allem! Ich will sie nicht sehen, und ihn auch nicht, außer denn — beide vermöchten ihre Schuldlosigkeit klar wie der Tag zu beweisen! Laß mich allein!“

Mamsell Lisette ging.

„Ich glaube, es wird Stahl recht sein,“ sagte sich diese, „daß ich der Alten ausgeredet habe, die Ferval schon heute fortzuschicken — er wird wohl nicht wünschen, daß die Eheleute so bald auf einander treffen. Morgen kommt er sicher heraus, dann mag er selber über das Weitere verfügen.“

Und so geschah es. Am folgenden Morgen — es war jener Dienstag, an welchem Abends die Gräfin Julie den armen Anton an den Holzlagern des Donaukanales freventlich umgarnte — erschien Stahl bei der Tante Heuber.

Bevor er sich zu dieser begab, suchte er Therese auf.

Die junge Frau lag nicht mehr im Fieber, aber sie fühlte sich außerordentlich angegriffen und hütete noch das Bett. Mamsell Lisette hatte ihr den Entschluß der

Tante verschwiegen. Stahl gab Theresen jetzt die Versicherung, daß er noch am selben Morgen eine Unterredung mit Ferval haben, und ihn über seine gestrige Handlungsweise ausforschen und eindringlich zur Rede stellen werde.

Dann verließ er die Arme, flüsterte der alten Mamsell einige Vorschriften über ihr ferneres Verhalten zu und begab sich schließlich zur „Frau Tante."

Er fand die rüstige, energische Frau ruhig und entschieden. Sie vernahm aus dem Munde des Gleißners die Bestätigung dessen, was Lisette am Abend zuvor ausgesagt hatte. Er lobte Lisettens christliche Fürbitte, welche darauf hinausgegangen war, das Fortschaffen der Leidenden zu verhindern. Er ging noch weiter, er sprach mit gut gespieltem frommen Eifer, daß man die jungen Leute nicht ungehört verdammen dürfe.

„Sie kennen meine Natur, Stahl," versetzte die alte Dame barsch, „ich bin heftig, ich will mit dem Volke nichts zu thun haben! Soll ich mir den Tod an den Hals ärgern? He? Und zu was auch sollte ich mit ihnen reden? Liegt ihre beiderseitige Schuld nicht am Tage?"

„Leider war ich Zeuge dieser ganzen traurigen Angelegenheit," sagte Stahl nach einigem Zögern —

„und mich will bedünken, das Laster habe in diesen jugendlichen Gemüthern Wurzel gefaßt! Aber als gewissenhafter, ehrlicher Mann rathe ich Ihnen, Frau Tante, allen diesen unseligen Dingen auf den Grund zu gehen, bevor Sie Ihre Hand von Ferval's abziehen!"

„Ich habe schon durch diese ganze Zeit Aerger und Kummer genug von ihnen gehabt!" brummte die Greisin erregt. — „Es ist eine gräuliche Wirthschaft. — Das Kind noch ungetauft, der Mann in Gesellschaft von Maitressen, die Frau eine Ehebrecherin — Stahl, reden Sie was Sie wollen, ich sage mich von diesem Volke los! Lisette hat recht — das sind die Folgen dieser modernen Freigeisterei!"

„Gestatten Sie mir, liebe Frau Tante," bemerkte Stahl sanft, „daß ich nochmals Alles reiflich untersuche, und Ihnen darüber berichte, damit wir uns nichts vorzuwerfen haben!"

„Thun Sie was Sie wollen, Stahl," antwortete die alte Dame, „aber so viel sage ich Ihnen im Voraus, der Mann darf nicht über meine Schwelle, und die Frau muß zum Hause hinaus, sobald — sobald ihr Zustand es erlaubt!"

Stahl küßte der „Frau Tante" ehrfurchtsvoll die Hand und verabschiedete sich.

„Noch Eins!“ rief die Greisin ihm nach. — „Lassen Sie sich doch bald wieder bei mir sehen, — recht bald, hören Sie? — lieber Stahl!“

Siebentes Capitel.

Pauline und Franz.

Es war Mittwoch geworden und Pauline befand sich noch immer im Hause Weidner's. Sie lag nicht mehr an ihren Wunden darnieder, und hätte recht gut zu den Eltern zurückkehren können, aber der wackere Fabrikant und seine Frau litten das nicht.

„Ei was," sagte Weidner lächelnd, wenn Pauline in Bezug darauf schüchtern eine Andeutung fallen ließ, „wir haben Sie nun einmal hier, und lassen Sie nicht so leicht wieder los! Sie werden kaum zu Hause sein, so wird man Sie kränken, armes Kind, und dazu kommen Sie noch immer zu früh! Sie müssen sich erst ordentlich erholt haben, damit Sie wieder einen „Puff" vertragen können! Sehen Sie, Paulinchen," — fuhr er vertraulich fort, — „wäre ich an Ihrer Stelle, ich würde schauen,

vom Hause fortzukommen. Was haben Sie dort? Liebe, Theilnahme, oder auch nur freundliche Begegnung? Nichts von Allem! Es ist schön von Ihnen, daß Sie trotzdem Ihre Pflicht erfüllen, aber geschieht das nicht auf Kosten Ihres Zartgefühls, Ihres Glückes? Und sollte es für dieses rege Pflichtgefühl denn gar keinen anderen Wirkungskreis geben, einen, in dem sich Ihr Streben thatsächlich belohnte?"

„Finde ich nicht meinen Lohn in mir selber?" antwortete Pauline zagend und befangen. — „In dem Bewußtsein, das meinige gethan zu haben?"

„Ganz schön, liebes Kind," versetzte Weidner gütig, — „aber man kann nicht immer geben, man muß auch empfangen, sonst wird das Gemüth endlich doch verbittert und das Leben völlig freudenlos! Da schauen Sie hin, meine Alte nickt dazu, sie stimmt mir bei, wie das alle vernünftigen Leute thun werden. Und ich sage Ihnen, Pauline, wir ruhen auch Beide nicht eher, als bis das mit Ihnen anders geworden ist, denn wir haben Sie lieb gewonnen, die Alte da und ich, und — und da mag's kommen wie es wolle, wir müssen Sie glücklich sehen!"

Paulinens Augen füllten sich mit Thränen. Sie fühlte in diesem Momente nicht den Kummer des Verkanntseins von Eltern und Geschwistern, so wenig wie ihre Wunde an der Schulter jetzt sie schmerzte, sie

empfand nur jene Rührung, welche in dem Bewußtsein der Wonne liegt, von rechtschaffenen Menschen anerkannt zu sein.

Sie streckte dem väterlichen Freunde jenen Arm entgegen, dessen sie sich jetzt frei bedienen konnte — denn der andere ruhte in einer Bandage — und drückte dem bewegten alten Herrn die Hand. Dann sank sie an die Brust der Gattin Weidner's und schluchzte leise.

„Rede noch nicht von solchen Sachen, Mann!" sagte die Hausfrau, des Mädchens blasse Wange streichelnd — „Du siehst, sie ist in ihren Nerven noch nicht fest genug!"

„Ei was," versetzte Weidner, wie vorhin lächelnd, und jetzt mit einem bedeutungsvollen Blick auf seine Frau, — „gerade mein Thema soll ihr die Nerven stark machen! Glaubst Du denn, es schade etwas, wenn wir sie mit ihrer ewigen Aufopferung und Entsagung ein „bisserl" in die Beichte nehmen? Sie soll auch an sich selber denken lernen! Was die Anderen bei ihr im Hause zu viel haben, davon hat sie zu wenig. Verbindest Du die Wunden ihres Körpers, so laß mich's doch mit denen ihres Gemüthes versuchen, Alte! Aber damit ich das meinige dazu ganz und redlich thun kann, Paulinchen, müssen Sie mir auch behülflich sein und mir anvertrauen, wo die wundeste Stelle ist!"

Pauline richtete ihr verbundenes Haupt vom Busen der Hausfrau auf. Verwirrt, Antlitz und Blick gesenkt, stand sie vor Weidner da.

„Ei," sagte dieser, „nicht so niedergeschlagen, mein Kind, haben Sie nicht Freunde zur Seite, die nur Ihr Bestes wollen, und bei Allem, was Sie über sich entscheiden, zu helfen bereit sind? Muth, mein Kind, Sie zeigten ihn, als Sie uns vor einer harten Prüfung bewahrten, als Sie einem fremden Knaben das Leben retteten, zeigen Sie ihn auch jetzt, wo es sich um Ihr eigenes künftiges Wohl handelt! Ich will Ihnen etwas sagen, Paulinchen, Sie müssen auf jeden Fall aus dem elterlichen Hause fort, entweder zu redlichen Leuten, die bereit wären, Sie gleich einer Tochter zu halten — und ich glaube, solche Leute zu kennen — oder — hm! — wär's nicht gleich einfacher, Sie heiratheten?"

In Paulinens bleiche Wangen schoß das Blut; sie bebte.

Frau Weidner gewahrte die unsichere Haltung des Mädchens, trat zu ihr, umfing sie und führte sie liebevoll zu einem Lehnsessel, der am Fenster stand.

„Wie kannst Du nur dem guten Kind mit solchen Geschichten kommen!" sagte sie, einen ernsten Blick auf ihren Mann werfend. — „Siehst Du nicht, daß sie ohnehin aufgeregt und angegriffen ist? Wer wird sie

denn gleich so über Hals und Kopf mit allerlei Vorschlägen bestürmen, die — die —"

Die wackere Frau stockte. Weidner blickte sie schmunzelnd und ein wenig verlegen an.

In diesem Augenblicke ward die Thür des Wohnzimmers, in dem sie sich befanden, geöffnet; Franz trat ein.

„Komm mir zu Hülfe, Franz!" sagte Weidner noch immer lächelnd. — „Deine Mutter kanzelt mich herunter — ich bin vielleicht in meiner ungeduldigen Gutherzigkeit wieder einmal zu rasch gewesen. Pauline möchte schon wieder auf und davon, vielleicht hast Du ein besseres Mundwerk als ich, und verstehst es, sie durch triftigere Gründe, als mir zu Gebote gestanden sind, noch auf — auf eine Zeitlang bei uns festzuhalten! Versuch's, Franz, die Muttersöhnchen pflegen ja mit Allem Glück zu haben, und überdem bist Du ein Sonntagskind!"

Franz trat leicht erröthend näher.

Der biedere Fabrikant aber gab seiner Frau ein verstohlenes Zeichen.

„Höre, Frau," sagte er, „Du thätest wohl gut, auf ein Viertelstündchen mit mir zu kommen, ich habe gerade jetzt Zeit, mich über Dein Hausstandsbuch herzumachen und möchte mich nicht gern von Dir mahnen

lassen. Aber ohne Dich finde ich mich darin nicht zurecht!"

„Gut, gut!" murmelte Frau Weidner. — „Ich komme schon. Was meinen Sie, liebes Kind," fuhr sie zu Paulinen gewendet fort, die, verlegen erröthend und den Blick zu Boden geschlagen, regungslos dasaß — „möchte es nicht für Sie ganz zuträglich sein, wenn wir nachher ein wenig spazieren fahren wollten? Sie und ich? Der Nachmittag ist so schön! Und riskiren werden wir auch nichts dabei, denn wir nehmen zum Kutscher unsern alten Johann, und nicht diesen jungen Herrn da, auf denn ich mich nun nicht mehr verlasse!"

Frau Weidner wies lächelnd auf ihren Sohn, der nicht weniger befangen als Pauline schien.

Diese stammelte einige Worte, aber so leise, daß sie nicht verstanden wurde.

„Nun, nun!" rief Weidner lachend. — „Bringe mir den Burschen bei dem Mädchen nur nicht um allen Kredit! Vielleicht gibt's doch noch Dinge, in denen man sich ihm getrost anvertrauen kann, — wenn das auch nicht gerade beim Kutschiren der Fall sein sollte!"

Frau Weidner trat rasch zu Paulinen, küßte ihre Stirn und schob dann ihren Gatten zur Thür hinaus in's Arbeitskabinet.

Während dieses letztere geschah, flüsterte sie ihm

zu: „Du bist ein rechtes altes Weib mit Deinen voreiligen Anspielungen. Erst hast Du das große Wort und kannst dann nachher doch nicht den Mund halten! Denkst Du denn nicht, daß sich schon Alles von selber machen werde, ohne unser Dazuthun? Ich hab's dem Franz schon angesehen!“

Weidner lachte in sich hinein, die Frau schloß die Thür hinter ihm und sich.

Als sich die jungen Leute im Vorzimmer allein befanden, trat Franz an's Fenster und setzte sich Paulinen gegenüber.

Er war sichtlich beklommen.

„Wie,“ murmelte er kaum hörbar, „Sie denken ernstlich daran, uns schon zu verlassen?“

„Muß ich das nicht?“ antwortete Pauline fast ebenso leise und mit merklich zitternder Stimme. — „Heute ist bereits der fünfte Tag, daß ich Ihren Eltern zur Last falle, und —“

„Wie können Sie nur so sprechen, Pauline!“ unterbrach sie Franz mit Wärme, indem er seinen Blick voll Innigkeit auf dem blassen Antlitz des Mädchens ruhen ließ. — „Lesen Sie nicht in den Mienen des Vaters und der Mutter, daß Ihre Anwesenheit in unserem Hause, weit entfernt, ihnen eine Last zu sein, sie mit aufrichtiger Freude erfüllt? Sehen Sie nicht, daß

sie sich glücklich fühlen, wenigstens durch Sorgfalt, Pflege und herzliche Theilnahme einen Theil der Schuld abtragen zu können, die mich Ihnen gegenüber niederdrückt?!"

„O reden wir nicht davon, Herr von Weidner!" versetzte Pauline heftig erröthend. — „Sie klagen sich stets als den Urheber des Unfalles an, der mich betroffen hat, und doch ist es nur der Zufall oder die Vorsehung, welche gewollt hat, daß geschehe, was geschehen ist!"

„Ja, die Vorsehung ist es," rief Franz lebhaft, „die uns Allen mit einem Schlage enthüllt hat, welch ein hochherziges Gemüth bisher in bescheidener, stiller Verborgenheit wirkte, die Vorsehung, Pauline, die nicht wollte, daß Sie ferner noch selbst von rechtschaffenen Menschen verkannt werden sollten! Darum wenden Sie sich auch jetzt nicht scheu von ihnen ab, von Denen, die Ihren Werth zu schätzen wissen, die dankbar und in Hochachtung Ihnen die Hand zu fröhlicher Gemeinschaft reichen! Sind doch der Guten und Redlichen so wenige im Leben, daß sie da, wo sie einander begegnen und sich erkennen, nicht aneinander vorübergehen sollten!"

Pauline zitterte leise, sie wagte nicht den Blick vom Boden zu erheben. Sie fand kein Wort der Entgegnung.

„Sie wollen uns dennoch so bald verlassen!" fuhr

Franz mit gepreßter Stimme fort. — „Sie fühlen sich also nicht heimisch bei uns?"

„O doch," stammelte Pauline hastig, „wie könnte das nicht in einem Kreise der Fall sein, wo Alle mir voll Herzlichkeit begegnen, wo man mir eine Theilnahme widmet, die ich nicht verdiene! Halten Sie mich nicht für undankbar, Herr von Weidner," — setzte sie voll Schüchternheit hinzu — „ich weise nicht die Freundschaft zurück, welche man mir hier widmet, ich bin stolz auf die Achtung Ihrer würdigen Eltern, auf die Ihrige — ich — was soll ich es leugnen — ich lebe hier auf, wo man mich mit Güte überhäuft — aber — mich ruft die Pflicht nach Hause!"

„Welche Pflicht erfüllt man dort gegen Sie, Pauline?" entgegnete Franz, — „Verzeihen Sie meine Indiskretion, mit der ich Ihnen gestehe, daß Ihr Antlitz, Ihr Blick, Ihr ganzes Wesen mir verrathen haben — Sie fühlen sich zu Hause nicht glücklich!"

„Herr von Weidner," entgegnete Pauline mit bebenden Lippen, indem sie die Augen erhob, einen schmerzlichen Blick auf den jungen Mann richtete und zu gleicher Zeit zu lächeln versuchte, „es ist nicht die Bestimmung eines jeden Menschen glücklich zu werden. Wohl Demjenigen, der wenigstens sein Los standhaft zu tragen weiß, wie — wie ich es tragen werde!"

„Sie sind ein edles Mädchen,“ erwiederte Franz erregt, — „aber Sie gehen in Ihrer Entsagung zu weit, — es gibt auch Pflichten, die man gegen sich zu erfüllen hat. Und ein Jeder hat sein Los oft mehr in der Hand, als er zu glauben wähnt! Wenn Sie sich heimisch bei uns fühlen, Pauline, was fliehen Sie uns, und drängen sich in einen Kreis zurück, der Sie — vergeben Sie mir — nur duldet? Wo finden Sie dort einen Halt, als in sich selber? Der Stärkste von uns bedarf aber der Gemüther Solcher, die gleich ihm fühlen — es ist so menschlich schön, daß sich ein Herz zum andern sehnt, und nicht allein für sich bestehen mag, so lange ihm noch die Hoffnung bleibt, ein solches zu finden! Hier achtet man Sie, hier — liebt man Sie, hier sind wir Alle untröstlich, wenn Sie bald von uns scheiden sollten, — stoßen Sie die Herzen meiner Eltern nicht zurück, Pauline, nicht — das meine!“

Franz beugte sich vorüber und ergriff die Rechte des Mädchens.

Pauline schrak zusammen, ihre Hand zitterte heftig in derjenigen des jungen Mannes, dessen Blick leidenschaftlich zu ihr hinüberschweifte.

„Herr von Weidner — !“ stotterte sie erglühend und in höchster Verwirrung.

„Vergeben Sie mir,“ flüsterte Franz, bestürzt

über die heftige Erregung des Mädchens, „wenn das Aufwallen meines Gefühles Sie verletzt! Seit das Unglück, das meine Unvorsichtigkeit über Sie heraufbeschwor, Sie uns näher geführt hat, Pauline," fuhr er leidenschaftlich fort, — „seit mir vergönnt wurde, mehr und mehr Ihre edlen Gesinnungen, Ihr reines Herz kennen zu lernen, vermag ich in Ihrer Nähe nur den einen Gedanken zu fassen, daß Derjenige unendlich glücklich werden muß, der Sie besitzen wird! O wäre es mir vergönnt, dieser Glückliche sein zu dürfen!"

Pauline erhob sich, Franz that desgleichen. Er hielt noch immer ihre Hand, die in der seinigen zuckte.

Das überraschte Mädchen wankte beinahe betäubt einen Schritt vorwärts. Angst und Wonne rangen sich aus ihrer Brust empor, denn zu jäh, zu unerwartet war dieser Antrag gekommen.

Sie hatte in den letzten Tagen, wie schon früher erwähnt worden, aus dem ganzen Wesen des jungen Weidner geahnt, daß sie ihm nicht mehr gleichgültig sei, aber von der innigen Theilnahme bis zu jener glühenden Leidenschaft, die jetzt in Blick und Worten Desjenigen lag, den sie so lange als den Verehrer ihrer Schwester betrachtet hatte, war doch ein Sprung, den sie in ihrer zaghaften Anspruchslosigkeit für unmöglich gehalten. Darum fühlte sie sich jetzt auch überwältigt, ihr schwin-

delte vor dem Glücke, das so plötzlich an sie herantrat, an sie, die längst schon ihrer Liebe entsagend, gegen diese angekämpft, und erst in den jüngsten Tagen, ja bis zur Stunde, es schon als die höchste Seligkeit betrachtet hatte, in der Nähe des geliebten Mannes weilen zu dürfen.

Franz deutete in seiner ängstlichen Ungewißheit die hastige Bewegung, welche sie machte, ihre Verwirrung und ihr Schweigen zu seinem Nachtheile.

„Sie fliehen mich?“ sagte er zugleich flehend und traurig, indem er ihre Hand los ließ.

„O mein Gott“ — stammelte Pauline — „wie kann es sein —? — Lieben — lieben Sie nicht — Ottilie?“

„Ottilie?“ rief Franz lebhaft. — „Ist es allein der Gedanke an Ihre Schwester, was Sie mit Zweifel gegen meine Worte erfüllt? Ich schwöre zu Gott, der in die geheimste Falte meines Herzens sieht, daß ich Ottilie niemals geliebt habe!“

„Wie?“ murmelte Pauline kaum vernehmbar, deren Herz pochte, als wolle es zerspringen — „Sie hätten meine Schwester nicht geliebt? Ottiliens glänzende Eigenschaften —“

„Was sind ihre gesellschaftlichen Talente, ihre Schönheit gegen den Seelenadel, der Sie schmückt, Pau-

line," entgegnete Franz leidenschaftlich — „Ottilie hat kein inneres Leben — Gemüth, Weiblichkeit, Zartsinn und Anspruchslosigkeit, alle jene Zierden eines reinen Mädchenherzens, welche die wahre Schönheit eines Weibes bilden, sind ihr fremd. Sie aber, Pauline, vereinigen alle diese Eigenschaften in sich, ich preise mich glücklich, Sie erkannt zu haben, sollte selbst das, was ich für Sie empfinde, Pauline, was ich ewig für Sie fühlen werde, von Ihnen unerwiedert bleiben!"

Franz hatte die letzten Worte mit gepreßter Stimme gesprochen. Er blickte Pauline flehentlich an.

Diese zitterte und brach plötzlich in Thränen aus.

„Sie weinen?" stammelte Franz, die Hand des Mädchens von Neuem erfassend.

Pauline wankte und sank an die Brust des jungen Mannes.

„Ich darf zu hoffen wagen?" rief er außer sich.

„Franz," flüsterte sie, „ich habe Sie schon geliebt, als Sie meiner noch nicht gedachten! Zum Entsagen hatte ich die Kraft, das Glück überwältigt mich!"

Franz hielt das zitternde, schluchzende Mädchen umschlungen. Unendliche Seligkeit wogte in ihnen, erfüllte ihre laut pochenden Herzen. Es war ein Moment stiller Weihe.

Da knarrte leise die Thür, welche zum Geschäftszimmer führte.

Weidner und seine Frau erschienen an der Schwelle.

Die Angesichter der wackeren alten Leute verklärte der Glanz herzlicher Freude.

Das Paar fuhr aus einander. Pauline wagte nicht die Augen vom Boden aufzuschlagen, Franz aber blickte beseligt auf seine Eltern.

Eine kleine Pause entstand.

Dann aber ermannte sich Franz. Er ergriff Paulinens zitternde Hand.

„Vater —!" begann er mit bewegter Stimme.

„Still!" unterbrach ihn der Alte schmunzelnd. — „Kannst mir das doch nicht so schön wiederholen, was wir dort an der Thüre erlauschten! Und was soll ich Euch sagen, Kinder? Schaut mich und meine Alte an, da wißt Ihr's gleich selber, daß Ihr uns glücklich gemacht habt!"

Franz und Pauline sanken wechselseitig den greisen Leuten an die Brust.

Das war ein Jubel in dem kleinen Zimmer! Die Sonne, welche durch die Fenster herein leuchtete, und diese tiefbewegte Gruppe verklärte, sah wohl nie zuvor glücklichere Menschen unter ihrem Glanze lächeln und weinen zugleich.

Und als sich nun der erste Sturm des Entzückens gelegt hatte, da trat die wackere Hausfrau zu Paulinen heran.

„Wie ist's denn mit der Ausfahrt jetzt, mein Kind?“ sagte sie schelmisch — „Ich glaube, wir lassen den alten Johann heute garnicht die Pferde einspannen, denn mir scheint, — hier ist's heute doch noch schöner, als dort draußen!“

Achtes Capitel.

Der falsche Zehnkreuzerschein.

Stahl hatte am Dienstag und Mittwoch sein falsches Spiel gegen Ferval mit Gewandtheit fortgesetzt. Als er am erstgenannten Tage vom Besuche bei der Frau von Heuber zurückgekehrt war, hatte er nicht versäumt, sich sogleich zu dem unglücklichen Manne zu begeben und diesem zu erklären, daß es ihm durch väterliches Zusprechen wohl gelungen sei, das Gemüth Theresens zu erschüttern, aber noch nicht, sie zu einem offenen Geständniß zu bewegen. Er hoffe indessen, ihr dieses binnen wenigen Tagen zu entlocken, oder anderweitige Beweise für oder gegen sie bringen zu können, und bis dahin müsse und dürfe Ferval keinen Gewaltstreich gegen seine Gattin unternehmen.

So war Ferval, der verstört und düster rastlos

umherwankte, und den größten Theil des Tages seine Wohnung floh, in schlauer Weise während beider Tage hingehalten worden.

Stahl hatte inzwischen von seiner Frau erfahren, wie es nur das Interesse für Therese Ferval gewesen sei, was seine Tochter Pauline am Samstag zu Weidner's getrieben habe.

Am Mittwoch Nachmittag endlich entschloß er sich, das Mädchen dort aufzusuchen. Er begab sich nicht nur dahin, um nicht in den Augen des Weidner'schen Ehepaares als gegen seine Tochter herzlos zu erscheinen, sondern weil er auch fürchtete, die Theilnahme Paulinens für Therese könne das Mädchen verleiten, sich von Neuem, vielleicht gar durch die Vermittlung Weidner's, in die Angelegenheiten Ferval's zu mischen. Dieser Theilnahme sobald wie möglich allen Boden und Halt zu nehmen, machte er sich auf, nun ihm endlich so viele Zeit übrig blieb, sich auf einige Augenblicke um Pauline bekümmern zu können.

Er trat etwa eine Stunde später in das Weidner'sche Haus, als im Wohnzimmer des wackern Fabrikanten jener herzerhebende Auftritt stattgefunden hatte, den das vorige Kapitel zu schildern versuchte.

Eine geraume Weile bevor Stahl erschien, war unter den Glücklichen die Sprache darauf gekommen,

ob den Eltern Paulinens sogleich das frohe Ereigniß mitgetheilt werden solle? Weidner hatte ohne Weiteres erklärt, daß er sich selber vorbehalte, eine solche Mittheilung zu machen. Der Leser wird errathen, was den biederen Mann hiezu bestimmte — er nahm sich vor, bei dieser Gelegenheit nicht allein Stahl auszuforschen, sondern auch sein Uebergewicht gegen ihn geltend zu machen, und schließlich bei der Regelung eines einzugehenden verwandtschaftlichen Verhältnisses auch den Versuch zu machen, die Angelegenheiten des leichtsinnigen und trügerischen Mannes so viel wie möglich zu ordnen.

Stahl bewillkommte den kleinen Kreis, den er im Wohnzimmer versammelt fand, mit seiner gewohnten heuchlerischen Herzlichkeit. Ihm entging nicht das heftige Erröthen Paulinens, die Befangenheit des jungen Weidner, der gewisse Zwang, welcher im Benehmen des Wagenfabrikanten und seiner Frau ihm gegenüber sich unwillkürlich unter den obwaltenden Verhältnissen geltend machen mußte. Aber er hielt diese Symptome der Erscheinung bei seinem Erscheinen für nichts anderes als eine Bestätigung seines Argwohnes.

„Man konspirirt hier gegen mich zu Gunsten der Fervals!“ sagte er sich.

Und um so mehr hielt er es für nöthig, seiner Tochter eine schlechte Meinung von Theresen beizubringen.

Franz, dem wohl von Allen Stahl's Erscheinen am ungelegensten gekommen war, entfernte sich bald unter einem schicklichen Vorwande, um sein Zimmer aufzusuchen. Weidner und seine Frau, welche vermutheten, daß der Vater seine Tochter allein zu sprechen wünsche, boten ihm diese Gelegenheit, indem sie sich im Zimmer nebenan zu schaffen machten.

Stahl, der in Gegenwart der Familie Weidner gegen seine Tochter eine leutselige und besorgte Miene angenommen hatte, änderte jetzt in etwas seinen Ton.

„Wie thöricht hast Du gehandelt, mein Kind," begann er, „Dich in die Angelegenheiten der Ferval's zu mischen! Die Vorsehung selber hat Dir durch diesen Unfall, der Dich betroffen, einen Fingerzeig gegeben, daß Du auf falschen Wegen gewandelt bist!"

Pauline sah dieses freilich unter den obwaltenden Umständen durchaus nicht ein, da sie von derselben vor dem Vater keine Erwähnung thun konnte, so begnügte sie sich damit, ihn fragend und groß anzublicken.

„Wohl uns," fuhr der heuchlerische Vater fort, „daß Dein Gang hierher, den Du im Interesse Deiner Kousine Therese gethan hast, Dir nicht das Leben gekostet hat! Es wäre das um so entsetzlicher für uns gewesen, als Du Dich, ich leugne es nicht, von Gefühlen ange-

trieben, die Deinem Herzen zur Ehre gereichen, für eine schlechte Sache würdest geopfert haben!"

„Wie?" flüsterte Pauline erstaunt — „Sie billigen den Beweggrund, der mich geleitet, Vater, und doch verdammen Sie —"

„Mit Recht, mein Kind!" unterbrach sie Stahl sanft. — „Leider Gottes," fuhr er fort, indem er scheinheilig in seiner gewohnten Weise die Augen verdrehte — „ist mir seit einigen Tagen die traurige Gewißheit geworden, daß wir unsere Theilnahme, unsere verwandtschaftliche Liebe an unwürdige Menschen verschwendet haben, die unter der heuchlerischen Larve der Sittenreinheit, unter einnehmenden Manieren einen Pfuhl von Verworfenheit zu verbergen gewußt haben!"

Pauline blickte voll Verwunderung starr auf ihren Vater.

„Sie reden doch unmöglich von Fervals?" sagte sie betroffen.

„Leider dennoch, mein Kind!" versetzte Stahl mit anscheinend betrübter Miene. — „Ich gestehe Dir, und Du wirst es bemerkt haben, daß vor wenigen Tagen noch die gute Meinung, welche ich von ihnen hegte, so fest stand, wie die Deinige noch stehen wird, und ich vergebe Dir deshalb, daß Du Dich jener Leute so warm und selbst ohne Wissen Deiner Eltern angenommen hast,

da sie auch mich, den erfahrenen Mann zu täuschen gewußt haben! So wisse denn, Kind, — und entsage hinfort Deiner Theilnahme für diese Fervals — daß der Mann sowohl wie seine Frau Elende sind, mit denen wir, wie alle Leute von Ehre, ferner keine Gemeinschaft pflegen düefen!“

„Vater,“ stammelte Pauline, „was sagen Sie da? Therese, dieses edle, reine Gemüth — Ferval, dieser Mann von so rechtschaffener Denkungsart —!“

Stahl ließ sie nicht vollenden.

„In Worten, Kind, in Worten und gleißnerischen Geberden, die der Tugend und Einfachheit abgelauscht sind!“ sagte er ernst und in wehmüthig klingendem Ton. — „Aber was sind Worte, wo Handlungen, Thatsachen das Gegentheil von dem beweisen, was die Lippe ausspricht oder die Miene erheuchelt?!“

Und Stahl theilte seiner Tochter in dürren Worten zuerst mit, wessen Ferval seine Gattin anklage, und dann erzählte er der bestürzten Pauline, in welcher Weise Therese und er thatsächliche Ueberzeugung von dem Leichtsinn, der Frivolität und Schändlichkeit Ferval's, wie er sich ausdrückte, gewonnen hätten.

„Zweifelst Du noch an der Schmach, der Ruchlosigkeit Beider?“ so schloß Stahl seine gleißnerischen Enthüllungen. — „Hast Du den Muth sie zu verthei-

digen, Pauline, da Beweise gegen sie zeugen, die ich mit eigenen Augen gesehen? O, ich sage es offen, ich wagte kaum, meinen Sinnen zu trauen, als ich diese Beweise empfing, nun ich sie aber habe, hieße es, mich diesen Leichtfertigen gleichstellen, wollte ich ferner Sympathie für sie hegen! Auch Tante Heuber hat sich von ihnen losgesagt; Therese, die draußen in Neuwaldegg erkrankt ist, oder vielmehr, wie ich vermuthe, sich krank stellt, das Mitleid der Tante zu wecken, wird von dieser nur noch wenige Tage geduldet werden. Aus Barmherzigkeit sprach ich bei der empörten Tante dafür, das ist aber auch das Letzte, was ich für Therese habe thun können, was sich mit meinem Gewissen vereinigen ließ. Und auch Du, Pauline, darfst den Fervals keine Theilnahme mehr widmen, willst Du nicht Dein Ehrgefühl verdächtigen, Dich vor Dir selber herabwürdigen! Ich erwarte also von meiner Tochter, daß sie sofort mit Verwandten breche, die der Familie nur zur Schande gereichen!"

Stahl sprach die letzten Worte mit wohlberechneter Würde, doch zugleich auch in äußerst sanftem Tone.

Er trat an Pauline heran, nnd drückte seine schmalen Lippen auf ihre Stirn. Das bestürzte Mädchen fühlte sich bei dieser Berührung unheimlich durchfröstelt. Die innere Stimme sagte ihr: Es ist Alles Lug und Trug, was Du da vernommen hast!

Stahl ging und ließ seine Tochter in einem furchtbar aufgeregten Zustande zurück. Er trat in das Geschäftszimmer Weidner's und verabschiedete sich von den Eheleuten.

„Ich werde Dich dieser Tage in Deiner Wohnung aufsuchen," sagte Weidner, „denn ich habe mit Dir nicht Unwichtiges zu reden."

Stahl warf einen durchdringenden Blick auf das ruhige Antlitz Weidner's.

„Wenn Du mir eine Sache von Wichtigkeit mitzutheilen hast," antwortete er, „so rede doch gleich jetzt!"

„Nein, nein! Ich bin jetzt nicht dazu in der Stimmung!" war Weidner's trockene Antwort. „Wir werden schon zu gelegener Zeit unter vier Augen darüber reden. Jetzt will ich Dich nicht aufhalten, — leb' wohl!"

Stahl empfand eine gewisse, ihm unerklärliche Unruhe, als er diese Worte vernahm. Aber er verbarg diese Regung und empfahl sich. Auf dem Korridor starrte er gedankenvoll vor sich hin.

„Was hat mir der Weidner mitzutheilen?" murmelte er vor sich hin. — „Blickte der Mensch, als er das sagte, mich nicht so strenge und forschend an, wie einer, der sich bemüht, in der Seele des Anderen zu lesen? Bah, was kann er mir anhaben?! —"

Wir müssen Stahl verlassen, und zur Hausmeisterwohnung des Weidner'schen Gebäudes hinabsteigen.

Dort hatte sich Landsberger mit Frau, Kindern und Anton Schulhof bereits seit einigen Tagen häuslich eingerichtet.

Welche Fröhlichkeit herrschte in der kleinen, aber freundlichen Wohnung! Wie nett und ordentlich sah Alles darin aus!

Was in der Zeit der Bedrängniß versetzt worden war, hatte Landsberger jetzt auslösen können, und was dem kleinen Haushalt noch abgegangen, war dazu angeschafft worden.

Und wie zeigte sich jetzt Alles gescheuert und spiegelblank in der winzigen Küche, im gemeinschaftlichen Zimmer, in der Kammer Anton's!

Frau Nettel, die in ihrer ehemaligen Wohnung trübselig umhergeschlichen war, wenn sie einen Augenblick vom Handschuhnähen hatte ausrasten können, die noch bis vor wenigen Tagen ohne Freude an die häuslichen Verrichtungen ging, da so ziemlich Alles gefehlt hatte, und aus dem wenigen Dürftigen doch nichts Rechtes zu machen gewesen, schaffte jetzt tüchtig um. Man hätte das der blassen, hageren Frau noch vor Kurzem nicht zugetraut. Gibt das einzige Wort: Land! dem auf dem Ozean seit lange herumirrenden, halb ver-

schmachteten Seefahrer nicht seine ganze Spannkraft wieder? Fühlt sich nicht der kränkelnde Gefangene so gut wie genesen, da ihm die Freiheit verkündet wird? Nun denn, der Gedanke: Für unsere Zukunft ist gesorgt! — war für die Frau Nettel dasselbe, sie fühlte sich gesund, fröhlich, kräftig, schon jetzt erschien sie nicht so hohläugig, schon jetzt schimmerte eine leichte Röthe durch die Bläſſe ihrer Wangen, begann ihr halberloschener Blick fröhlich aufzuflackern.

Die Kinder wiesen lachende Gesichter, und fielen über die bessere Kost, die sie jetzt erhielten, mit Jubel her.

Und Landsberger, das Glück der Seinen überschauend, brummte mehr wie einmal lächend vor sich hin: „Die uns vor acht Tagen gesehen haben, sollen nur in einem halben Jahr wiederkommen, da werden sie sich wohl wundern!"

Worüber sich Landsberger selber aber jetzt schon wunderte, das war die Veränderung, welche mit Anton Schulhof, seinem „Kammerherrn," ganz plötzlich vorgegangen.

Er war am Dienstag Abend — jenem Abend, der ihn mit der Gräfin Julie am Donaukanal zusammenführte — sehr spät, aber nicht trübselig wie sonst, son-

dern in fröhlicher, ja beinahe in ausgelassener Stimmung nach Hause gekommen.

Auf Landsberger's Frage, was ihn so lustig gemacht habe? hatte er geantwortet: „Ei Gott, Vater Landsberger, ich habe endlich den ehemaligen Anton in mir wiedergefunden! Ich bin noch jung, soll ich die ganze Zukunft mir verbittern? Hol's der Henker, sagte ich mir heute, ich will leben! Gebt nur Acht, von nun an soll mich Keiner mehr kopfhängerisch sehen."

„Das ist brav," Anton, war Landsberger's Antwort gewesen — „hättest auch sonst nicht in unsere Wirthschaft hineingepaßt, denn die hat auch ein neues Kleid angezogen und eine neue Seele bekommen. Bleibe nur standhaft bei dem, Anton, was Du Dir vorgenommen. Geht's gut, dann wüßte ich noch allerhand für Dich! Aber damit hat's vorerst noch Zeit!"

Anton hatte gelacht und war dann wohlgemuth in seine Kammer gegangen.

„Wird schon wieder umsatteln!" hatte Landsberger dann vor sich hin gebrummt — „Die Hitzköpfe sind schon so! Aber dann heize ich ihm ein!"

Das war aber am folgenden Tage nicht nöthig gewesen. Anton war singend und mit fröhlichem, zuversichtlichem Blicke in aller Frühe aus der Kammer getreten, und hatte sich dann frisch und munter in der Fa-

brik an die Arbeit gemacht. Zum Mittagstisch war er gekommen und hatte gelacht und mit den Kindern Kurzweil getrieben.

Landsberger freute sich und baute wieder im Stillen seine Pläne für den Burschen auf.

Er ahnte nicht, welches „Land!“ dem armen Seefahrer auf dem stürmischen Ozean „Liebe“ war zugerufen worden!

Zu derselben Zeit, in der Stahl sich bei seiner Tochter Pauline befand, war Anton wieder vollauf in der Fabrik beschäftigt.

Landsberger aber lauerte an dem Schiebfensterchen seiner Wohnung. Er hatte wohl zuvor den Fabrikanten, seinen ehemaligen Herrn, in das Haus eintreten sehen, und hinaus wollen, sich durch sein, Stahl unerwartetes Erscheinen eine gewisse Genugthuung zu verschaffen, aber damals hatte ihn Frau Nettel zurückgehalten und gesagt: „Bleib' da, Anton, was hast Du davon? Schlechten Menschen soll man nicht mehr in den Weg kommen, als gerade nöthig ist. Wer weiß, welcher von Euch Beiden sich am meisten ärgert, wenn Ihr einander seht!“

„Es ist wahr, der scheinheilige Kerl ist mir ein Graus!“ hatte Landsberger geantwortet und war geblieben.

Aber nachher war ihm doch wieder der Kitzel gekommen, sich zu zeigen.

Und da stand er denn am Schiebfenster und paßte auf.

Plötzlich erschien unmittelbar vor der Scheibe, durch die er in den Ausgang hinausblickte, ein rosiges, lachendes Antlitz.

Landsberger wich angenehm überrascht zurück und öffnete die Thür.

„Die Fanni!“ rief er vergnügt seiner Frau zu. — „Kommen Sie nur herein“ — fuhr er fort, sich zu dem munteren Mädchen wendend, — „wir haben Sie schon längst erwartet!“

Die Schneider-Fanni, ihren Bruder Wilhelm an der Hand, trat mit heiterem Gruße über die Schwelle.

„Freilich,“ antwortete sie, „wenn man nur so immer zum Spazierengehen Zeit hätte!“

„Im Grunde wird's meiner Alten ganz recht sein, Fanni, daß Sie bis heute ausgeblieben sind,“ versetzte Landsberger schmunzelnd, „denn es sah in diesen Tagen schrecklich bei uns aus. Die Leute, welche vor uns in der Wohnung logirten, hinterließen sie uns in einem fürchterlichen Zustande! Aber jetzt dürfen wir schon keinen Besuch mehr scheuen, meine Alte hat nach Kräften

gethan, was sich thun ließ, und sie wühlt noch immer da herum!“

Frau Nettel hieß das Mädchen willkommen, die Kinder sprangen zu ihr heran.

„Ei, das schaut hier ja prächtig aus! Ich gratulire!“ rief Fanni umherblickend. — „Aber bevor ich alle Ihre Herrlichkeiten in Augenschein nehme, muß ich auf meinen Zweck denken, Herr Landsberger, auf das, warum ich und mein Bruder eigentlich hergekommen sind. Die junge Dame; welche dem Wilhelm das Leben rettete, ist doch noch hier im Hause?“

„Die Stahl-Pauline? Freilich ist sie da. Es geht ihr schon recht gut.“

„Gott sei Dank! Und kann man schon zu ihr? Wir haben uns noch immer nicht bedanken können, — sie muß uns für undankbar halten!“

„Ei nicht doch, Fanni, das Fräulein Pauline denkt sicher nur von jedem Menschen das Beste! — Aber jetzt gleich können Sie doch nicht hinauf zu ihr. Sie müssen sich schon ein wenig gedulden, —sie hat gerade jetzt einen Besuch, vor einer Viertelstunde ist Stahl gekommen, mein ehemaliger Brotherr, ihr Vater.“

Während Landsberger diese Worte sprach, kam es ihm plötzlich in den Sinn, daß er auf der Lauer gestanden sei, bevor die Schneider-Fanni erschienen war, und

da er jetzt noch eben so gern wie vor einigen Minuten durch seinen Anblick den Seidenfabrikanten geärgert hätte, trat er rasch an die Thür seiner Wohnung, einen Blick nach der Treppe zu werfen, die zur Wohnung des Hausherrn hinaufführte.

Indem Landsberger dieses that, hatte ihn gewissermaßen ein errathender Instinkt geleitet, denn kaum hatte er den Kopf vorgestreckt und den Thorweg entlang geschaut, als er auch Stahl erblickte, der in tiefes Sinnen verloren, den Blick auf den Boden geheftet, von der Treppe herab in die Einfahrt einbog und nun dahergeschritten kam.

Der neugebackene Hausmeister stellte sich in Positur. So gutherzig der wackere ehemalige Arbeiter auch war, konnte er doch nicht umhin, einen triumphirenden Blick auf Stahl zu werfen und den Anflug eines schadenfrohen Grinsens in seinem breiten Angesichte erscheinen zu lassen.

Aber die leichterklärliche Befriedigung des ehrlichen Alten erlitt im nächsten Augenblick einen argen Stoß. Stahl war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, als daß er seinen früheren Arbeiter hätte bemerken können. Mit gesenktem Blicke schritt er hastig dem Ausgange des Hauses zu.

Jetzt kam er an der geöffneten Thüre der Hausmeisterwohnung vorüber.

Fanni, noch immer den Bruder an der Hand, stand, nur wenige Schritte von dieser Thüre entfernt, im Zimmer.

Der Knabe blickte zufällig auf den Eingang. Er sah Stahl vorüberstreifen.

Fanni's Bruder stieß einen Schrei aus und riß sich von der Hand seiner Schwester los.

„Dort geht er, dort geht er!" schrie er wie besessen und sprang die beiden Stufen hinan, welche vom Thorwege aus in die Hausmeisterwohnung hinabführten.

Landsberger packte den Buben, welcher an ihm vorüberstürzen wollte, in demselben Augenblicke, als Stahl auf die Gasse hinaustrat, um die Ecke der Einfahrt bog und verschwand,

„Was hast Du denn, Kleiner?" rief Landsberger. — „Wer soll dort gegangen sein?"

„Lassen Sie mich los, sonst kommt er mir davon!" stieß Wilhelm hervor, indem er sich aus den Händen Landsberger's loszuwinden trachtete.

„Wer?" fragte dieser erstaunt.

„Der Herr, der gerade jetzt durch die Einfahrt gegangen ist!"

„Du kennst ihn?"

„Mein „falscher Zehner-Herr“ ist's!“

Landsberger schob mit einer Hand den Buben in die Wohnung zurück, während er sich mit der andern leicht an die Stirn schlug.

„Ei, Wetter noch einmal, hatte ich doch auf die ganze Geschichte vergessen!“ murmelte er rasch vor sich hin.

Das Angesicht Landsberger's zeigte heftige Erregung.

Im nächsten Momente ergriff er hastig eine der Hände Wilhelm's, der trotzig Miene machte, ihm zu entspringen.

„Still, Kleiner!“ brummte er, — „Der entgeht Dir nicht, wir kennen ihn!“

Und zu Fanni sich wendend, sagte er hastig: „Bleiben Sie bei meiner Nettel, Fanni, ich muß mit dem Buben zum Herrn von Weidner hinauf!“

Und ohne eine Antwort des überraschten Mädchens abzuwarten, zog Landsberger den Knaben mit sich fort. —

Während dieses Alles geschah, waren Weidner und seine Frau in das Wohnzimmer getreten.

Sie fanden Pauline in Thränen.

Das Mädchen theilte den besorgt Forschenden mit, was sie von ihrem Vater erfahren hatte. Sie verhehlte

dem würdigen Ehepaare nicht, daß sie von Theresen's Schuldlosigkeit überzeugt sei und auch Ferval für zu ehrenhaft halte, als daß er fähig sein könne, seine Frau nicht allein zu betrügen, sondern auch mit eigenem Wissen und Willen fälschlich anzuklagen.

Pauline ließ, von Schmerz und Angst gefoltert, nicht undeutlich durchblicken, daß sie befürchte, man habe einen Verrath an den beiden Gatten begangen, eine Intrigue gegen die armen Fervals angezettelt, aber sie schreckte in kindlicher Scheu davor zurück, den Verdacht, welcher in ihrem Herzen aufgedämmert war, unumwunden vor Weidner auf ihren Vater zu lenken.

Dagegen beschwor sie den alten Herrn, bei der Theilnahme und väterlichen Liebe, welche dieser für sie selber hege, der düsteren, verwickelten Angelegenheit der unglücklichen jungen Leute, deren Schicksal sie ergriff als gelte es ihr eigenes Wohl, nachzuforschen, und wenn sich ihre Ahnung bestätigen sollte, vor die Tante Heuber hinzutreten, und den Schleier des Truges zu zerreißen.

Frau Weidner suchte das erregte Mädchen so gut wie möglich zu beruhigen. Der ehrliche Fabrikant stand ernst und schweigend da. Sein Angesicht umdüsterte sich mehr und mehr. Paulinens Blick haftete flehend auf seinen zusammgepreßten Lippen.

Da ward leise an die Thür gepocht. Landsberger's Kopf erschien im nächsten Augenblick.

Der Hausmeister machte seinem Herrn ein geheimnißvolles Zeichen, er öffnete die Thür noch weiter und deutete verstohlen auf den Knaben an seiner Hand.

Weidner errieth, was Landsberger in Gegenwart Paulinens nicht zu sagen wagte. Beim Anblick des Knaben schoß ihm durch den Sinn, was ihm wenige Tage zuvor der jetzige Hausmeister mitgetheilt hatte.

Rasch trat er zu Paulinen, küßte ihr die Stirn und trat schweigend auf den Korridor hinaus, die Thür hinter sich schließend.

Kaum fünf Minuten mochten verflossen sein, als er zurückkehrte.

Seine Miene war ruhig aber ernst. Er blickte das junge Mädchen, deren Rechte in den Händen der künftigen Schwiegermutter ruhte, mit einem Gemisch von Wehmuth und inniger Theilnahme an.

„Ich werde morgen in der Frühe zur Heuber hinaus," sagte er, „mit ihr und der Therese Ferval reden. Ich zweifle jetzt nicht mehr daran," — fuhr er mit Zuversichtlichkeit fort, — „daß sich Alles noch wird günstig wenden lassen!"

„Dank, tausend Dank!" stammelte Pauline unter hervorbrechenden Thränen.

„Nur ruhig, ruhig mein Kind!“ antwortete der wackere Fabrikant bewegt — „Ich sehe, der Franz muß wieder her; laß ihn doch kommen, Frau. Und unser Töchterchen dort inzwischen auf andere Gedanken zu bringen, führe mir doch gleich die Leute herein, die draußen auf dem Gange stehen, und nicht erwarten können, Das los zu werden, was sie für ihren Rettungsengel auf dem Herzen haben!“

Neuntes Capitel.

Weidner schreitet ein.

Am folgenden Morgen ließ Weidner anspannen und fuhr zu der Frau von Heuber hinaus.

Als er die Schwelle der Neuwaldegger Villa betrat, war seine erste Frage nach der jungen Gattin Ferval's.

Zum Glück für Therese befand sich grade um diese Zeit Mamsell Lisette nicht mehr im Hause; sie war von der alten Dame in die Stadt geschickt worden, um ihr Allerlei zu besorgen, und ward vor Abend nicht zurück erwartet.

Mamsell Lisette würde, wenn im Hause gegenwärtig, sogleich von dem Erscheinen Weidner's in Kenntniß gesetzt worden sein, und entweder gesucht haben, eine Zusammenkunft des braven Mannes mit Theresen unter

irgend einem Vorwand zu verhindern, oder wäre eine solche nicht zu hintertreiben gewesen, zu erlauschen, was während derselben zwischen Theresen und Weidner verhandelt würde, um unmittelbar darauf an Stahl einen Bericht darüber abzustatten.

Weidner ließ sich nicht sogleich bei der Herrin des Hauses melden, sondern unmittelbar nach Theresen's Zimmer führen.

Er fand die junge, unglückliche Frau noch auf ihrem Lager ausgestreckt.

Das Fieber war von Theresen gewichen, aber sie fühlte sich in hohem Grade erschöpft und leidend.

Sie hatte in der Frühe versucht aufzustehen, war aber von einem Schwindel erfaßt, und genöthigt worden, sich wieder niederzulegen.

Als Weidner in das Zimmer trat, lag die junge Frau bleich und regungslos da.

Neben ihrem Bette saß die Magd, und hatte den Kleinen auf dem Arme. Theresens Blick hing düster und schmerzlich an ihrem Knaben. Sie hatte das Kind seit einigen Tagen nicht selber nähren können, ihr fieberhaft aufgeregter Zustand würde die Gesundheit des Kleinen gefährdet haben, hätte sie sich nicht nehmen lassen, was ihr als die heilige Pflicht einer Mutter erschien.

Ein Wunder war es, daß die junge Frau nach so

viel Seelenqualen und entsetzlichen Erschütterungen, die unmittelbar nach ihrer Entbindung sie bestürmt hatten, noch athmete und sich sogar wiederum zu erholen schien. Ein körperlich kräftigeres Wesen als sie, wäre vielleicht dahingerafft worden. Es ist eine eigenthümliche, doch sich öfter wiederholende Erscheinung, daß eine keineswegs starke Natur, mit fein organisirten Nerven begabt, meistens größere geistige so wie körperliche Widerstandskraft besitzt, als der derber geformte, weniger reizbare Mensch. Dieser bricht oft, Körper- wie Seelenleiden gegenüber, plötzlich zusammen. Im Pflanzenleben der Natur wiederholt sich dasselbe; wir sehen den kräftigen Stamm vom Orkan gespalten und zerschmettert, während die schlanke Weide sich unter diesem biegt, doch das Haupt unversehrt erhebt, hat er aufgehört zu tosen.

Therese wendete den traurigen Blick von ihrem Kinde ab und dem Eintretenden zu. Sie hatte Weidner seit ihrer Rückkehr von Belgien nur wenige Male gesehen, wie der Leser weiß, es überraschte sie daher lebhaft das unerwartete Erscheinen des wackeren Mannes.

Dieser schritt ohne Weiteres an das Bett der armen Frau, zog einen Sessel heran, und setzte sich, indem er mit einer gewissen Zurückhaltung grüßte.

Therese vermochte in ihrem Erstaunen den Gruß kaum zu erwiedern.

Weidner ließ den Blick forschend und ernst auf dem Antlitz der jungen Frau ruhen.

„Sie sind krank?“ fragte er.

„Ich leide sehr!“ versetzte Therese mit matter Stimme.

Weidner schaute sekundenlang zu einem Tische, der in der Nähe des Bettes stand.

Auf diesem Tische befand sich, neben einem Glase, das ein kühlendes Getränk enthielt, eine halbgefüllte Arzneiflasche. Frau von Heuber, so wenig sie auch von ihrer Nichte wissen wollte, hatte doch einen Arzt kommen lassen, nachdem sie von ihrem Mädchen erfahren, daß Theresens Zustand ernstliche Besorgnisse einflöße. Der Arzt hatte kalte Umschläge um den Kopf und eine beruhigende Medizin verordnet, und Frau von Heuber ihren Leuten Alles zu thun befohlen, was zur Linderung des aufgeregten Zustandes der armen Therese nöthig sei, ohne selber jedoch einen Fuß über die Schwelle des Zimmers zu setzen.

Theresens Blick folgte demjenigen Weidner's. Dann schauten Beide einander an.

„Sie haben die Tante besucht und dort erfahren, daß ich mich unwohl fühle?“ hauchte die junge Frau zagend, „Ich danke Ihnen für diese Theilnahme —“

„Nein,“ unterbrach sie Weidner ruhig, „ich habe Ihre Tante noch nicht gesehen.“

Therese horchte betroffen auf.

„Und kommen zu mir?“ stammelte sie, „So wissen Sie durch Stahl, daß —“

Therese stockte. Düster und erregt starrte sie zu Weidner empor.

„Ich komme —“ begann dieser. Dann unterbrach er sich und sagte: „Wird es Sie nicht zu sehr aufregen, wenn wir einige Worte mit einander wechseln?“

„Nein!“ brachte Therese mühsam hervor.

„So schicken Sie Ihr Mädchen fort!“ sagte Weidner.

„Geh' mit dem Kleinen in den Garten!“ murmelte Therese kaum hörbar der Magd zu.

Diese entfernte sich mit dem Kinde.

Als Weidner sich mit Theresen allein im Zimmer befand, blickte diese in heftiger Aufregung, ja sogar angstvoll auf den Fabrikanten.

„Ihr Angesicht verräth mir, Herr von Weidner,“ stammelte sie, ihre Kräfte zusammennehmend, „daß Sie um Alles wissen — Ihr Besuch ist kein zufälliger —“

„Nein! Und doch komme ich theilweise in einem Auftrage, theilweise aus eigenem Antrieb!“

„So wird Herr von Stahl —“

„Ein andere Person ist's, die mich beschworen hat, mit Ihnen zu reden.“

„Mein Mann?!“ hauchte Therese betroffen, — „Ist es möglich — Ferval war bei Ihnen?“

„Nein. Wir haben uns am Ende, seit Sie und Ihr Mann in Wien leben, zu wenig gesprochen, als daß Herr von Ferval sich an mich hätte wenden können, obwohl mir scheint, Ihr Mann würde besser gethan haben, mich oder den ersten besten anderen ehrlichen Menschen um eine Vermittlung zwischen Ihnen und ihm anzugehen, als Ihren Vetter Stahl.“

„Ja, ja!“ stammelte Therese — „Mir sagt es mein Gefühl, daß Stahl ein falsches Spiel mit uns getrieben hat. Doch — woher — woher wissen Sie dies Alles?“

„Durch Pauline Stahl. Sie veranlaßte mich, hierher zu gehen. Das gute Mädchen ist Ihrethalben in Angst und Sorgen, Frau von Ferval!“

„O mein Gott, ich leide seit einigen Tagen unendlich,“ antwortete Therese mit zitternder Stimme, „und nur das Bewußtsein meiner Schuldlosigkeit hält mich aufrecht. Daß Pauline mich nicht verdammt, daß es noch rechtschaffene Menschen gibt, die nicht blindlings eine arme, schwer verläumdete Frau verurtheilen, beweist

mir Ihr Erscheinen hier, Herr von Weidner. Wie soll ich Ihnen dafür danken?!"

„Dadurch, daß Sie sich aufraffen, und Ihren Widersachern mit Entschlossenheit entgegentreten."

„O Gott, wenn Sie Alles wissen, so werden Sie begreifen, was mich erschüttert hat, was mir alle Kraft des Widerstandes raubt. Dürfte ich der Hoffnung Raum geben, auch Ferval sei verläumdet worden, wie ich es ward, dann — ja dann wäre Alles anders! Doch so — was ich mit eigenen Augen sah —!"

„Meine Liebe," unterbrach sie Weidner milde, „wer sagt Ihnen, daß nicht trotzdem Alles auf einer Täuschung beruhe? Sie fehlten Beide, indem Sie einen Vermittler aufsuchten. Zwischen Mann und Frau soll Niemand stehen, auch nicht der Schatten eines Geheimnisses darf sich zwischen sie drängen, nur einander und Gott sollen sie vertrauen, was ihr Inneres bewegt, wenn Zweifel in ihnen aufsteigen. Ferval richtete Sie, ohne Sie gesprochen zu haben, Sie blendet der Augenschein, — ich will das Letztere wenigstens glauben, nach dem, was ich von Paulinen über Ihren Mann erfahren. Sie hatten vordem niemals Ursache, Ihrem Manne Achtung zu versagen?"

„Niemals!" hauchte Therese.

„Nun denn, so hätten Sie auch Ihrem Herzen mehr als Ihren Sinnen vertrauen sollen!"

Therese senkte den Blick traurig und verwirrt zur Decke ihres Bettes nieder.

„Muth, mein Kind," fuhr Weidner gütig fort, „ich bin nicht gekommen, Ihnen Vorwürfe zu machen, sondern Ihre Angelegenheit in's rechte Geleise zu bringen, aus Theilnahme für Euch beide unverständigen Leute, die Ihr in der Hitze nicht schnell genug in Euer Verderben rennen zu können scheint, und um Paulinens willen, die Euch weiß Gott eine edle Freundin ist, wie es solche selten gibt! Zu Ihrem Troste sage ich Ihnen vor der Hand, daß ich einer Schändlichkeit auf der Spur zu sein glaube, deren Enthüllung auch über alles Das, was Ihnen seit einigen Wochen widerfuhr, Licht verbreiten dürfte!"

„Ist es möglich —?!" rief Therese heftig.

„Ruhig, meine Liebe!" unterbrach Weidner die aufgeregte junge Frau. — „Ich will Ihnen keine überspannten Erwartungen in den Kopf setzen, aber so viel ist sicher — Sie haben keine Ursache zu verzagen. Vor Allem ist eine Zusammenkunft zwischen Ihnen und Ihrem Manne nothwendig."

„Ferval flieht mich," entgegnete Therese schmerzlich, — „er wird nicht hieher kommen. Auch zürnt die

Tante uns, sie duldet mich nur hier, weil ich zu schwach bin, mich entfernen zu können, sie hat ihm vielleicht schon das Haus verboten."

„Muß denn gerade hier die Zusammenkunft stattfinden? Dergleichen könnte ja ganz gut bei mir geschehen. Glauben Sie, daß es Ihnen möglich sein werde, übermorgen das Bett verlassen zu können?"

„Ja, die Zuversicht, welche Sie mir einflößen, wird mir die Kraft verleihen!"

„Gut. Ich erwarte Sie am Nachmittage in meiner Wohnung. Ich werde Ihnen meinen Wagen schicken. Ihr Mann erhält morgen einen Brief von mir, in dem ich ihn ersuche, sich zu mir verfügen zu wollen."

„Sie sind so gütig!" antwortete Therese mit dankbarem Blick doch noch immer sorgerfüllter Miene, — „Aber ich fürchte, daß Ferval nicht kommen wird, wenn er von meiner Anwesenheit in Ihrem Hause erfahren!"

„Was brauchen wir ihm davon zu schreiben? Ich ersuche ihn im Namen Paulinens. Sie wünscht ihn in meiner Wohnung zu sprechen, mehr hat er nicht zu erfahren. Er wird kommen und Sie finden. Inzwischen wird es mir gelungen sein, die Spur weiter zu verfolgen, auf die mich allerlei Dinge gebracht haben, — kurz, ich erwarte mit Zuversicht das Beste. Und das sollen auch Sie erwarten, seien Sie nicht so thöricht, sich sel-

ber zu quälen, es geht in den meisten Fällen besser aus, als man sich vormalt, und da hat man sich nur unnütz abgeplagt. Leben Sie wohl, mit Ihnen bin ich jetzt, fertig, und nun will ich mit Ihrer Tante ein vernünftiges Wort reden!“

Weidner lächelte freundlich die arme, junge Frau an; diese streckte ihm matt ihre Rechte entgegen. Er drückte dieselbe und ging.

Als der ehrliche Fabrikant Therese verließ, strahlte aus ihrem Blicke neues Leben.

Weidner ließ sich sogleich bei der Frau von Heuber anmelden. Diese war bereits durch eines ihrer Mädchen davon in Kenntniß gesetzt worden, daß der wackere alte Herr ohne viele Umstände, sogar ohne sich zuvor nach der Herrin des Hauses zu erkundigen, zur in Ungnade gefallenen Therese hinaufgegangen sei. Sie fand das höchst sonderbar, es sah das gewissermaßen in ihren Augen wie eine Art Demonstration aus. Sie empfand etwas wie Groll gegen den sonst in ihrer Achtung hochstehenden Mann, und als er nun um eine kurze Unterredung ansuchen ließ, da nahm sie sich vor, den Besucher, der ihre Würde verletzt hatte, indem er einem, nur mehr im Hause geduldeten, Geschöpfe zuerst seine Aufwartung machte, ein wenig ablaufen zu lassen. Sie errieth, daß Weidner komme, sich zu Gunsten Theresens zu ver-

wenden, und war entschlossen, dem alten Herrn zu zeigen, daß sie nicht gesonnen sei, sich von irgendwem in dieser Sache beeinflußen zu lassen, sei er auch eine noch so ehrenwerthe Persönlichkeit. Frau von Heuber war, wie der Leser weiß, eine etwas eigenwillige Dame.

Weidner trat in das Verandazimmer ein. Die Herrin des Hauses thronte inmitten ihrer Hundeschaar. Sie hielt ihren Liebling, den Seidenpintscher, auf dem Arme. Das Meerschwein kauerte in seinem gewöhnlichen Versteck.

Frau von Heuber erhob sich bei der Begrüßung Weidner's auf einen Augenblick gerade nur so viel, als nöthig war, um nicht unhöflich zu erscheinen. Ihre Miene war streng und hart, ihr Blick störrisch.

Weidner entging natürlich nicht die gemessene, steife Haltung, die gereizte Stimmung der Dame.

„Ich werde mit der Alten da ein kleines Scharmützel auszufechten haben,“ sagte er sich, „aber das schadet nichts. Sie muß klein beigeben, und ein Gewitter macht obendrein heitere Luft!“

Weidner, der praktische, verständige Mann, war nicht um die Art und Weise verlegen, in der es am geeignetsten sein mußte, der eigenthümlichen Greisin sich entgegen zu stellen. Wenn er auch nur selten mit der Frau aon Heuber in Berührung kam, so kannte er doch ihr

sonderbares Naturell, das aus Strenge, Gutherzigkeit, Hang zu thörichten Grillen, Frömmigkeit und Jähzorn zusammengesetzt, im Allgemeinen aber doch mit guten Eigenschaften und verzeihlichen Schwächen überwiegend bedacht war.

Der wackere Fabrikant machte eine Verbeugung, die womöglich noch steifer und förmlicher war, als das Kompliment der Greisin. Dann zeigte er dieser ein Gesicht, das nicht strenger und zuversichtlicher hätte sein können, und jedenfalls die herbe Miene der alten Dame überbot.

Frau von Heuber und Weidner blickten einander sekundenlang scharf an.

„Welchem Umstande verdanke ich denn eigentlich die Ehre Ihres Besuches?“ begann die Greisin in einem Tone, dem die Gereiztheit leicht anzuhören war, „So viel ich mich erinnern kann, pflegt Herr von Weidner mit seinen Visiten sehr haushälterisch zu sein!“

„Das geht auch kaum anders, meine Gnädige,“ versetzte der Angeredete so trocken wie nur möglich, „denn einmal läßt mir das Geschäft nicht viele freie Stunden, und dann bin ich überhaupt kein großer Freund davon, Andere um ihre Zeit zu betrügen. Ein Mensch, der ohne äußere und innere Veranlassung — ich meine mit der Letzteren, wenn Einen ganz besonders das Herz

dazu treibt — Besuche macht, kommt mir vor, wie Einer, der an einem Bache angelt, wo er weiß, daß kein Fisch drin ist. Wir sind einander von früher her recht gut bekannt, Frau von Heuber, ich schätze Sie, und glaube hoffen zu dürfen, daß auch Sie mich achten, aber das ist denn doch keine Veranlassung, einander über den Hals zu kommen, wenn zufällig unsere Wege nicht zusammenlaufen!"

„Ich sehe," versetzte die alte Dame durch die unumwundene Sprache Weidner's einigermaßen aus dem Konzepte gebracht, „daß Sie noch dieselbe — wie soll ich sagen — Offenheit besitzen, mit der Sie schon früher gewohnt waren, zeitweise Ihre Bekannten zu überraschen!"

„Das heißt, Sie wollen sagen, ich sei noch so grob, wie ehemals!" antwortete Weidner gelassen. — „Ja, sehen Sie, meine Gute, mit der Wahrheit ist es ein eigen Ding. Nicht Jeder mag sie hören, und doch, wir könnten uns Vieles ersparen, wenn wir sie immer reden und hören wollten. Uebrigens habe ich zu viele Achtung vor Ihnen, als daß ich von Ihnen denken könnte, Sie werden erwarten, und es vorziehen, von einem schlichten Manne schöne und verblümte Redensarten zu hören. Dazu bin ich auch heute keineswegs hiehergekommen,

sondern im Gegentheil, um — nichts für ungut, meine Gnädige, — um Ihnen den Text zu lesen."

Die alte Dame blickte sprachlos vor Erstaunen auf den, der so geredet hatte, und dessen Miene so ernst und ruhig war, daß sie keineswegs den Gedanken konnte aufkommen lassen, es sei dies Alles nur ein etwas derber Scherz, Frau von Heuber war in ihrem Kreise so wenig an eine solche Sprache und überhaupt an Widerspruch gewöhnt, daß sie sich, so zu sagen, verdutzt über diese unerwartete Anrede Weidner's fühlte, und ihre Sicherheit ihm gegenüber um so mehr augenblicklich einen argen Stoß erhielt, als Weidner's ganz entschiedene und würdige Persönlichkeit auch völlig geeignet war, ihr zu imponiren. Es ging diese Ueberraschung bei ihr so weit, daß sie darüber sogar auf ihre vierfüßigen Lieblinge ganz und gar vergaß. Der Seidenpintscher entglitt ihrem Arm und schlüpfte zu den übrigen Hunden, ohne daß sie es bemerkte.

Weidner ließ ihr keine Zeit, von der Ueberraschung möglicherweise zur Entrüstung überzugehen.

„Ich habe sie überrumpelt, und muß ihr an's Herz, bevor sie zur Besinnung kommt!" sagte er sich.

Und er zog, ohne daß er dazu aufgefordert worden war, einen Sessel heran und setzte sich der alten Dame gegenüber.

„Ich komme soeben von der Therese!“ begann er.

Frau von Heuber athmete hoch auf. Diese Worte Weidner's gaben ihr einen Theil ihrer Zuversicht wieder. Sie richtete sich im Sessel energisch empor. Was Weidner beabsichtigt hatte, erreichte er somit nicht ganz.

„Ich weiß,“ antwortete sie in beinahe polterndem Tone, „daß Sie seit einer Viertelstunde hier im Hause sind, und es für gut befunden haben, dieses Frauenzimmer früher als mich aufzusuchen. Auf diese letztere Ehre hatte ich auch schon halb und halb verzichtet als Sie bei mir eintraten!“ setzte sie spitzig hinzu, und fuhr dann grämlich fort: „Es wäre am Ende gescheidter gewesen, Sie hätten den Besuch bei wir völlig unterlassen, denn aus der Weise, in der Sie Ihr Gespräch beginnen, ersehe ich, daß es sich dabei nur um jenes Frauenzimmer handeln wird, die Ihnen vermuthlich der Himmel weiß was eingeredet hat, damit Sie sich hier zu ihrem Vertreter aufwerfen.“

„Ich muß darauf zweierlei antworten,“ versetzte Weidner trocken. „Einmal thun Sie unrecht, von der armen jungen Frau verächtlich zu reden, und sodann ist es Theresen durchaus nicht in den Sinn gekommen, mich zu beschwatzen, und zu ihrer Vertheidigung aufzufordern. Ich stehe hier auf eigene Faust, Frau von Heuber, ich glaube, Sie kennen meine relle Denkungsweise hin-

reichend, um überzeugt zu sein, daß ich mich keiner schlechten Sache annehmen werde. Ich —"

„Ei was," unterbrach ihn die alte Dame mit einiger Heftigkeit, „Sie haben nicht nöthig, mich daran zu erinnern, daß Sie ein Ehrenmann sind, aber ich muß Ihnen in's Gedächtniß rufen, daß gerade Leute von ehrlichem Schlag am Leichtesten hinter's Licht geführt werden. Wie war's doch mit der Geschichte vor zehn Jahren, wo wir Beide auf die Klagen und vertrauenerweckenden Gesichter des Kaufmannes Leinhard und seiner jungen Frau Geld hergaben, und hinterher in Erfahrung brachten, daß wir von einem Schwindlerpaar betrogen wurden, he? Ich muß Ihnen sagen, Herr von Weidner, wir hatten uns damals Beide mit unserer Menschenkenntniß blamirt. Mir scheint, Ihnen liege daran, zu beweisen, daß Ihr gutes Herz nach zehn Jahren nicht um ein Haarbreit gewitzigter sei!"

„So haben Sie also Therese persönlich vernommen, und ihren Gatten auch?" antwortete Weidner ohne eine Miene zu verziehen.

„Ich — das heißt — nein!" war die Antwort der alten Dame.

„So, so!" bemerkte Weider trocken — „Und also darauf hin —"

„Worauf hin?" unterbrach ihn die Greisin von

Neuem noch gereizter als zuvor, — „glauben Sie, ich verdamme einen Menschen in den Tag hinein, nach Laune und Willkür? Hat nicht Ferval selber erklärt, daß seine Frau ihn betrogen? Ist er nicht im Besitze eines Briefes, der gegen sie zeugt? Und sie — sah sie nicht den saubern Herrn Gemahl mit eigenen Augen am Arm einer Buhlerin? He?"

„Und das Alles wissen Sie durch —"

„Durch Stahl und Lisette, welche unfreiwillige Zeugen von den Auftritten wurden, die das Paar nicht die freche Stirn haben wird, ihnen abzuleugnen!"

„Hm!" sagte Weidner laut, doch als ob er nachdenklich vor sich hin rede. — „Stahl ist der Nächste zur Erbschaft der Tante, und Mamsell Lisette sieht vermuthlich, daß sie dereinst bei Fervals keine Aussichten haben wird —"

Die Dame fuhr entrüstet von ihrem Sitze in die Höhe und blickte Weidner zornerfüllt an.

Dieser hielt ihren Blick ruhig und würdevoll aus. Sein Antlitz hatte einen so achtunggebietenden Ausdruck, daß Frau von Heuber davon sichtlich in Schranken gehalten ward. Einen Augenblick nachdem sie für ihr Alter mit erstaunlicher Rüstigkeit emporgefahren war, fand sie es für gut, sich wieder niederzulassen.

„Wenn ich auch auf Lisettens Geschwätz nichts

geben wollte," sagte sie unwirsch und halblaut brummend, als sei sie wider ihren Willen genöthigt, Rede und Antwort zu stehen, „so darf ich doch nicht zweifeln, was Stahl aussagt, der sich mir jüngst erst als einen rechtschaffenen, christlichen, uninteressirten Mann zeigte. Und strafen ihn Ferval und Therese Lügen, he? Hat er sich hier eingefunden? Liegt sie nicht krank darnieder? Geben sie so nicht selber Zeugniß von der Wahrheit dessen, was Stahl und Lisette behaupten, he?"

„Aber gesprochen haben Sie doch weder Therese noch den Herrn von Ferval, nicht wahr?" bemerkte Weidner ruhig.

„Nein!" antwortete die alte Dame in der vorigen Weise. — „Und wozu auch sollte ich mit ihnen reden? Einen noch tieferen Blick in diesen Abschaum von Schlechtigkeit werfen? Soll mich Gott davor bewahren! Habe ich nicht genug schon an dem nächtlichen Ueberfall im Gehölze, der unseligen Taufgeschichte, die ein Skandal für einen ehrlichen Christenmenschen ist? Und diese Enthüllnngen, so viel ich davon weiß, das Alles ist eine Kette von Abscheulichkeiten —"

„Ja, daß ist sie," unterbrach Weidner die Greisin mit Festigkeit, „ganz recht, eine Kette von Abscheulichkeiten, aber die armen, unglücklichen Fervals haben diese Kette nicht zusammengefügt, sondern Jene, welche

darauf ausgehen, die jungen Leute aus selbstischen Gründen zu verderben! Frau von Heuber, ich kenne die Schmiede, aus der diese Kette stammt!"

Die alte Dame riß die Augen auf.

„Wie sagen Sie? Was soll das heißen?" rief sie im höchsten Grade überrascht.

„Das soll heißen," versetzte Weidner mit Nachdruck, „daß man durch allerlei heimtückische Intriguen die jungen Leute einander verdächtig gemacht, sie gegen einander aufgehetzt hat, und es so zu drehen wußte, daß auch vor der Welt der Schein gegen sie spricht. Ihnen ebenfalls, meine Gnädige, spielte man einen Trug vor!"

„Sie werden das zu beweisen haben, Herr von Weidner!" rief die alte Dame erregt.

„Ich liefere den Beweis, und das in einigen Tagen!" antwortete der Fabrikant zuversichtlich. — „Bis dahin beweisen auch Sie, daß Sie Willens sind, der Gerechtigkeit Gehör zu geben. Ich zweifle keineswegs an diesem Willen. Sie sind eine achtungswerthe Frau, und werden nicht den Abend Ihres rechtschaffenen Lebens durch eine Handlung verdüstern, die Sie dereinst vor Gottes Richterstuhl würden schwer verantworten können! Sie haben Stahl's und der Mamsell Lisette Worten vertraut," fuhr er mit Wärme fort, „sagen Sie mir ge-

rade heraus, verdient der alte, grobe aber ehrliche Weidner weniger Glaubwürdigkeit, als diese da?"

Die Greisin blickte den Sprecher in lebhafter Bewegung an. Die widerstreitendsten Empfindungen stürmten auf sie ein.

Sie schwieg einen Augenblick. Dann brummte sie halblaut:

„Ich halte Sie keiner Lüge fähig, und gelte es durch eine solche von dem Haupte Ihres eigenen Kindes ein Verderben abzuwenden! Sie sind einer der wenigen Männer, Weidner, die ich im Laufe der Jahre sich stets gleich habe bleiben sehen!"

Die alte Dame streckte dem Fabrikanten in ihrer raschen, derben Manier die Rechte entgegen. Weidner schüttelte diese grobknochige Hand.

„Nun denn," sagte er mit leuchtendem Blicke und zuversichtlicher Miene, „ich verbürge mich mit meiner Ehre für die Schuldlosigkeit Theresen's, und ich glaube fest, dasselbe mit eben solchem Rechte auch für ihren Gatten thun zu können. Wollen Sie mir versprechen," — fügte er voll Herzlichkeit hinzu — „nichts zum Nachtheile der jungen Leute zu unternehmen, bevor ich zu Ihnen trete und anerkenne: Ja, sie sind schuldig!?"

„Ich werde nichts gegen sie unternehmen!" murmelte die Greisin — „Aber" — fuhr sie in ihrer Weise

und hastig auf — „warum sagen Sie mir nicht jetzt, was Sie wissen?“

„Weil Ihnen nicht Worte, sondern Thatsachen die wirklich Schuldigen enthüllen sollen!“ antwortete Weidner, sich erhebend — „und diese Thatsachen lege ich Ihnen bei meinem nächsten Besuche vor, so Gott will! Leben Sie wohl!“

Weidner ging. Frau von Heuber war zugleich mit ihm aufgestanden und hatte ihn durch einen Händedruck entlassen.

Als sie sich allein sah, kehrte sie zu ihrem Fauteuil zurück, und sank in die Kissen desselben nieder.

Emir, Joli, Mylord, Nero, und wie ihre Lieblinge alle hießen, umsprangen sie.

Die alte Dame achtete nicht darauf.

Ernst und nachdenklich starrte sie vor sich hin. Weidner's Worte waren ihr zu Herzen gegangen.

Zehntes Capitel.

Die Entwendung.

Die Leute der Stahl'schen Fabrik drängten sich aus den verschiedenen Arbeitssälen zu der kleinen Treppe, die hinauf zum Bureau des Fabrikanten führte, denn es war sechs Uhr, und obendrein Sonnabend, der Tag der Auszahlung.

Es war bei Stahl eingeführt, immer ein halbes Dutzend seiner Arbeiter zur Zeit vorzulassen und abzufertigen. Die ersten Sechs standen denn auch jetzt bereits harrend in jenem Vorzimmer, das dem Buchhalter eingeräumt war.

Stahl war gewohnt, die Auszahlungen selber vorzunehmen, denn sein Schreiber verstand es nicht, wie er, den Leuten unter allerlei nichtigen Vorwänden mit der größten Kaltblütigkeit Abzüge zu machen.

Und jetzt blickten die armen Arbeiter erwartungsvoll nach der Thüre, welche das Bureau des Fabrikanten von dem seines Schreibers trennte, denn Stahl war noch nebenan beschäftigt.

Die Leute der Fabrik waren in der abgelaufenen Woche mit mehr Rücksicht als früher behandelt worden, weder Stahl noch sein heuchlerischer Werkführer hatten auch nur ein Wörtchen über den Verein fallen lassen, zu dessen Vorstandsmitgliedern der Fabrikant zählte.

Die Arbeiter sagten einander: „Das vedanken wir dem Landsberger!"

Aber sie trauten dem Frieden doch nicht recht, und waren überzeugt, daß ihr Herr nicht den Plan aufgeben werde, sie für seinen Verein zu gewinnen.

Er wird es vielleicht nicht wieder so gewaltsam wie vor acht Tagen anstellen, dachten sie, sondern uns allmälig und feiner zu bearbeiten und in die Enge zu treiben wissen!

So waren sie denn jetzt neugierig, ob nicht Stahl heute wenigstens ein Stückchen von einer Predigt halten werde. Vor Allem aber beschäftigte sie, was für die Armen die Hauptsache sein mußte, die Geldfrage.

„Wird er uns heute, wie gewöhnlich, abzuzwacken suchen, was er nur kann?" raunten sie einander zu, als

sie zur Thür hinüberschielten, durch welche Stahl in der nächsten Minute eintreten mußte.

Während so die erste Abtheilung der Arbeiter erwartungsvoll harrte, befand sich der Fabrikant vor seinem feuerfesten Eisenschranke.

Stahl war erst wenige Minuten zuvor in sein Bureau durch eine Tapetenthür eingetreten, zu der nur er den Schlüssel besaß. Diese Thür führte zu einem schmalen und kleinen Gange, der in das Vordergebäude mündete. Stahl begab sich fast immer von seiner Wohnung aus auf diesem Wege zu seinem Geschäftszimmer, weil er sich so den unbequemeren über den Hof ersparte. Doch war es Niemandem, selbst nicht einem Mitgliede der Familie, gestattet, den Gang zu benutzen, um in's Bureau zu gelangen. Ueberdem verschloß der Fabrikant jederzeit die Tapetenthür hinter sich, sobald er durch dieselbe in sein Arbeitszimmer eingetreten war, oder es durch den kleinen Korridor verließ. Das war denn auch heute geschehen.

Und nun finden wir Stahl, wie gesagt, vor dem geöffneten feuerfesten Schranke. Er starrte, in Gedanken vertieft, auf die theilweise mit Papieren angefüllten Fächer desselben.

Stahl dachte in diesem Augenblicke nur an das Geschäft.

Es war am folgenden Tage wiederum eine nicht unbedeutende Zahlung zu leisten. Aber Stahl befand sich deshalb keineswegs in Verlegenheit. Er wußte eine namhafte Summe in der Kassette, und berechnete nur jetzt im Geiste, wie er darüber zu disponiren haben werde, um für die nächste Zeit nicht genirt zu sein. Er hatte neue Aufträge erhalten, die Geschäfte „machten sich," wie der Gewerbsmann zu sagen pflegt. Freilich war für Stahl keineswegs die Aussicht vorhanden, sich durch alle diese Aufträge aus seiner verwickelten finanziellen Lage hervorzuarbeiten, aber er durfte doch mit Recht hoffen, sich so lange halten zu können, bis ihm entweder durch Weidner, den mit dem Heirathsprojekt zu überlisten er sich mehr als je vorgenommen hatte, wie der Leser weiß, oder durch die Tante Heuber sich Hülfsquellen eröffneten, die hinreichen mußten, sein Geschäft wieder flott zu machen. Bis dahin hieß es laviren und den Schein der Solidität bewahren, und Stahl war sich bewußt, die Spiegelfechterei aus dem Grunde zu verstehen.

Er empfand daher das frohlockende Gefühl der Zuversicht, als er nun die Kassette aus dem Schranke hob und zu seinem Schreibtische trug.

Während er dort diese Kassette öffnete, gedachte er einen Moment seines Erfolges bei der Tante.

„Ich muß sie noch heute aufsuchen," murmelte er

vor sich hin, „und es so einrichten, daß ich für mich und meine Familie auf morgen eine Einladung von ihr erhasche. Wir haben sie nach allen Seiten hin zu umspinnen, diese Fervals dürfen nicht mehr an sie heran. Bis ich der alten Närrin völlig gewiß bin, werde ich schon Therese und ihren Mann auseinander zu halten wissen. Sie ist mir draußen am wenigsten gefährlich, denn Mamsell Lisette wird ihr nicht von der Seite gehen! Und habe ich erst die Heuber zu letztwilligen Verfügungen bestimmt, die alle Aussichten jener Fervals vernichten, dann — dann mögen diese meinethalben zur Erkenntniß kommen, daß sie die Gefoppten waren. Sie werden dann ohnehin gegen mich ohnmächtig sein, sie verscherzten das Vertrauen der Tante und haben obendrein nichts mich kompromittirendes in Händen. Sie werden dann Gott danken müssen, wenn ich ihnen von meinem Ueberfluß einen Brocken hinwerfe, aus Barmherzigkeit. Und das muß ich wohl thun, als christlich denkender Mann!"

Stahl lachte in sich hinein. Dann blickte er in die geöffnete Kassette. Sie war in zwei Fächer getheilt, in dem einen lag ein Haufen Banknoten, immer tausend Gulden beieinander in einem Packet, das andere Fach enthielt allerlei Papiere, die Stahl von besonderer Wich-

tigkeit waren. Obenauf in diesem Fache lagen die gefälschten Oraviczaer Dokumente des Baron Lenz.

Als Stahl's Blick über diese Dokumente schweifte, sagte sich der falsche Mann: „Ich werde mir in Bezug auf den Baron ganz etwas Besonderes ersinnen müssen, denn seine Bons auslösen, das fällt mir nicht ein, und diese Schriften ihm auszuliefern wäre eine Thorheit. Wer wird die Ruthe fortgeben, mit der man Widerspänstigen drohen kann!

Nachdem Stahl dieses erwogen hatte, nahm er aus einem der Geldpackete einige hundert Gulden, griff dann zu einem beschriebenen Bogen, der ihm vom Buchhalter auf seinen Schreibtisch gelegt worden war, nnd schickte sich an, das anstoßende Bureau, in dem die Arbeiter seiner harten, zu betreten, als sich die Thüre des Kabinets öffnete.

Weidner trat ein.

Stahl empfing den ehrlichen Fabrikanten mit der größten Liebenswürdigkeit. Weidner war gemessen und kurz. Er kam, wenigstens gab er so vor, wegen der zehntausend Gulden, welche er nachträglich dem Vater Paulinens vorgeschossen hatte, wie dem Leser bekannt ist, noch eine Rücksprache zu nehmen. Stahl fiel ein Stein vom Herzen, denn beim Erscheinen Weidner's erinnerte er sich

wohl, daß dieser ihm vor wenigen Tagen angedeutet, er habe nicht Unwichtiges mit ihm zu reden.

Die Sache war bald abgethan. Weidner griff zum Hut. Aber er hatte sich nicht der Geschäftsangelegenheit halber eingefunden, das Motiv seines Erscheinens lag tiefer. Und so trat er denn jetzt dicht vor Stahl hin und blickte ihn fest und durchdringend an.

Der Seidenfabrikant hatte ihm bereits mit katzenfreundlich heuchlerischer Miene zum Abschied die Hand entgegengestreckt. Der raffinirte, scharf beobachtende Mann ersah aus den Zügen Weidner's, daß dieser noch etwas auf dem Herzen habe. Und er sagte sich, daß es sich wohl um eine keineswegs angenehme Ermahnung oder dergleichen handeln werde. Und einer solchen vorzubeugen konnte nur in seinem Wunsche liegen.

„Verzeih' mir, Freund," sagte er daher rasch, „daß ich Dir augenblicklich nicht ferner meine Zeit widmen kann. Meine Arbeiter stehen draußen und warten auf ihren Lohn. Ich möchte die guten Leute nicht unnütz aufhalten und wollte soeben hinaus, als Du gekommen bist. Dieser Tage stehe ich zu Deiner Verfügung sobald Du willst. Ich werde zu Euch kommen, das wird das Beste sein, denn ich habe mich ohnehin bei Deiner lieben Frau wegen Pauline zu bedanken, und das Mädchen endlich doch einmal abzuholen, denn sie dürfte Euch nach-

gerade beschwerlich fallen. Auch hätte ich Dir bei dieser Gelegenheit einen Vorschlag zu machen, der mich und meine Frau seit einiger Zeit lebhaft beschäftigt und dessen Inslebentreten unsere freundschaftlichen Beziehungen noch mehr befestigen dürfte, wie das nur mein und meiner Gattin aufrichtigster Wunsch sein kann. Doch davon mehr bei unserer nächsten Unterredung. Wie gesagt, lieber Weidner, entschuldige mich für heute und melde Deiner lieben Familie unseren Respekt!"

„Ich gehe schon," antwortete Weidner ernst, ohne die Freundschaftsversicherungen und Artigkeiten Stahl's einer Beachtung zu würdigen, „denn ich begreife, daß Du um diese Zeit beschäftigt genug sein wirst. Aber ich kann Dir nicht helfen, Du mußt mich doch noch einen Augenblick anhören. Sage mir doch," — fuhr er in seiner ihm eigenthümlichen trockenen Weise fort — „Du hast, wie mir Deine Tochter Pauline mittheilte, jenes Frauenzimmer, mit dem Ferval im Paradeisgarten gesehen worden ist, eben so gut erblickt, wie Therese, — war jenes Frauenzimmer nicht die Gräfin Leggiero, Deine Bekannte?"

Stahl, so sehr er auch immer seiner Herr war, erblaßte doch bei dieser plötzlichen, unerwarteten Frage ein wenig. Weidner, der nach reiflicher Ueberlegung auf's Gerathewohl diese Frage gestellt hatte, ließ seinen Blick

durchbohrend auf Stahl's Antlitz ruhen, dessen flüchtiger, nur sekundenlanger Farbenwechsel ihm nicht entgangen war.

„Ei," entgegnete Stahl in leichtem Tone, „wie kann ich wissen, ob sie es gewesen ist! Ich blickte nur hastig hin, denn ich hatte vollauf mit der Frau Ferval's zu thun, die sogleich ohnmächtig ward. Es kann sein, daß es die Gräfin war! Und jetzt verzeihe, wenn ich Dich —"

„Mich wundert, daß Du Dich darüber nicht bestimmt erklären kannst," unterbrach ihn Weidner hart und entschieden, „denn Du warst es, der Therese zum Paradeisgarten, zu jenem sie erschütternden Anblick führte —"

„Ich weiß nicht, weshalb Du mich so examinirst," rief Stahl im Tone der Ungeduld, „und das in einem Augenblicke, wo ich mit Geschäften überhäuft, und —"

„Du weißt das nicht, sagst Du?" schnitt Weidner die Worte Stahl's mit unerbittlicher Strenge ab. „Ich weiß es desto besser — und noch mehr! Wo warst Du an einem gewissen Mittwoch, an dem ein langer, hagerer Mann, der dem Fabrikanten Josef Stahl zum Verwechseln glich, einen Knaben in die Wohnung Ferval's schickte, um die Erkundigung einzuziehen, ob Therese und ihr Mann schon auf's Land hinaus seien? Wo warst Du,

als hinterher dieser Mann in den Fiaker Nr. 67 stieg und sich nach Neuwaldegg fahren ließ? Und endlich, woher kamst Du, als Du am gleichen Mittwoch, eine Stunde nachdem an Therese Ferval im Pötzleinsdorfer Gehölze ein verabscheuungswürdiges Attentat begangen ward, nicht unmittelbar nach Deiner Rückkehr in's Haus vor mir erscheinen konntest, da Du Deine zerrissenen Kleider wechseln und das Blut von den Schrammen Deiner Wange waschen mußtest? Stahl, Stahl! Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen!"

Weidner richtete sich hoch auf, während er sprach. Und nun er geendet hatte, warf er noch einen niederschmetternden Blick auf den Sünder und verließ, ohne eine Antwort desselben abzuwarten, das Bureau. Er hatte gethan, was seine Absicht gewesen, und nicht mehr, — nämlich Stahl erschrecken und dadurch den Gewissenlosen am weiteren Verfolgen jenes unseligen Weges, den er eingeschlagen, verhindern.

Als Weidner verschwunden war, taumelte Stahl bis zu seinem Schreibtische zurück. Er hatte, so lange der ehrenhafte Wagenfabrikant ihm noch gegenübergestanden, sich mit fast übermenschlicher Anstrengung zu beherrschen gewußt, nun er sich allein sah brach das Entsetzen, von dem er erfüllt war, das sein Herz konvulsivisch zucken

machte, und ihm den Angstschweiß auf die bleiche Stirne trieb, in Miene, Geberden und abgerissenen Worten hervor. Die langen, dürren Finger seiner Rechten preßten krampfhaft den Bogen des Buchhalters und die Banknoten, während er mit der zitternden Linken sich auf den Tisch stützte.

„Er weiß Alles!“ — murmelte er — „Fürchterlich! Wird er gehen — mich anklagen?“

Stahl vermochte im Moment, von Angst gefoltert, nichts anderes zu denken. Er hatte jeglichen Halt verloren. Er starrte auf die Thür, durch welche Weidner das Zimmer verlassen hatte.

Jetzt öffnete sich diese Thür. Ihre Bewegung ließ den Fabrikanten schreckhaft zusammenfahren.

„Was gibt's?“ rief er mit wildem, verstörtem Blick.

Der Buchhalter stand auf der Schwelle.

„Gnädiger Herr,“ sagte er überrascht, „die Leute sind da.“

„Ich komme schon!“ stieß Stahl beinahe mechanisch hervor, denn sein Geist war noch von den Schrecken beherrscht, die dämonenhaft vor seinem inneren Blicke sich aufthürmten.

„Der gnädige Herr fühlen sich unwohl, wie mir scheint,“ fuhr der Buchhalter fort, „soll ich die Leute abfertigen?“

„Nicht doch, nicht doch!“ stammelte Stahl halblaut, indem er seine Seelenkräfte gewaltsam anspannte — „Ein leichter Schwindel — weiter nichts — schon vorüber. Ich komme.“

Stahl sah in der Beschäftigung, die seiner wartete, das einzige Mittel, der furchtbaren Angst zu entrinnen, welche jede Faser seines Seins durchrieselte.

„Ruhe, Ruhe!“ rief er sich zu. — „Mich schreckt ein Gespenst, das ich mir selber schaffe! Wird Weidner mich verrathen? Hat er nicht eine bedeutende Summe bei mir stehen? Kann es da in seinem Interesse liegen, mich zu Grunde zu richten? Er will mich in meinen Plänen hemmen, das ist Alles, sonst hätte er mir gedroht! Und wie er hat erfahren können, —? Ob Fervals, die Tante Kenntniß davon haben —? Was martere ich mich — bei kälterem Blute werde ich mich schon durchzubringen wissen!“

So suchte sich Stahl Beruhigung aufzuzwingen, während die fieberhafte Angst nicht von ihm ließ.

Und nun wankte er hinaus zum Zimmer seines Schreibers. Es war ihm nun gelungen, sein Aeußeres einigermaßen zu beherrschen.

Kaum hatte er die Thür seines Bureaus hinter sich geschlossen, als an der entgegengesetzten Seite des Zimmers ein leises Geräusch ertönte. Es klang so, als

wenn im Schlosse der Tapetenthüre ein Schlüssel behutsam gedreht werde. Und dieses war wirklich der Fall.

Im nächsten Augenblick öffnete sich die Tapetenthür lautlos.

Robert stand an der Schwelle im Gange. Dicht hinter ihm Ottilie in Hut und Shawl.

Die Angesichter der Geschwister verkündeten heftige Erregung. Robert blickte scheu zur Thüre gegenüber und dann zum Schreibtische seines Vaters.

„Dort steht die Kassette!“ murmelte er kaum hörbar.

„Beeile Dich!“ flüsterte Ottilie drängend. — „Weißt Du gewiß, daß die Papiere des Barons auch darin liegen?“

„Ich sah sie noch heute Morgen dort, als ich beim Vater war! Und jetzt erblicke ich sie von hier aus. — Da liegen sie noch!“

„Vorwärts, Robert! Hörst Du nicht den Vater im anderen Zimmer mit den Leuten zanken? Er wird so bald nicht kommen! Jetzt geht's oder nie!“

Robert horchte noch einmal auf die Laute, welche aus dem angrenzenden Zimmer hervordrangen. Dann schlich er auf den Zehen bis zum Schreibtisch des Vaters.

Sein Blick überflog gierig den Inhalt der Kassette. Sein erster Griff galt den Geldpacketen; hastig steckte er

eines nach dem anderen ein. Er ließ nur etwa fünfhundert Gulden in der Kasse.

„Warum soll ich die Gelegenheit nicht auch für mich benutzen?“ murmelte er in sich hinein.

Und jetzt langte er nach den Schriften des Barons.

„Laß' keines der Papiere zurück, sieh' nach!“ zischelte Ottilie von der Schwelle aus zu ihm hinüber.

Robert entfaltete rasch aber vorsichtig die Schriften; ein Blick auf sie und die anderen Papiere, welche noch in der Kassette lagen, sagte ihm, daß er alles das in Händen habe, was sein Vater gegen den Geliebten Ottiliens hätte geltend machen können. Eilig schob er daher diese Schriften in eine andere Tasche seines Rockes und sprang auf den Zehen zur Tapetenthür zurück, denn er vernahm jetzt die Stimme seines Vaters lauter als zuvor.

Im nächsten Augenblick befand sich Robert draußen auf dem Gange neben seiner Schwester. Lautlos schloß er die Tapetenthür, wie er sie geöffnet hatte. Dann ertönte wieder sekundenlang das leise Geräusch des Schlüssels, der im Schlosse gedreht ward.

Im benachbarten Bureau aber ereiferte sich Stahl wohl noch in der Dauer von zehn Minuten, bei seinen Arbeitern. Er hatte sich in eine künstliche Aufregung

hineingeredet, seine innere Haltlosigkeit, seine fieberhafte Unruhe zu verdecken.

Jetzt riß er die Thür seines Geschäftszimmers auf und trat mit stürmischer Hast in dasselbe.

„Kommt nur gleich herein!“ rief er, „Ich habe da gewissenhaft Euer ganzes Guthaben von den früheren Wochen her notirt. Glaubt Ihr, ich gehe darauf aus, Euch auch nur um einen Kreuzer zu benachtheiligen? Ich hoffe, Niemand wird von mir sagen können, daß ich an meinen Leuten nicht wie ein Vater handle!“

Die Worte waren an mehrere Arbeiter gerichtet, welche nun dem Fabrikanten in sein Bureau folgten, und sich daselbst murrend und mit finsteren Mienen aufstellten.

Stahl trat, ohne einen Blick auf seinen Schreibtisch zu werfen, ohne Weiteres zu dem offenen feuerfesten Schrank. Er entnahm einem Fache desselben ein großes Buch, und ging damit zu dem Tische, an welchem wir bereits früher den Fabrikanten seine Leute haben auszahlen sehen.

„Da seht selber, überzeugt Euch!“ sagte er, indem er das Buch auseinander schlug und auf den Tisch legte. — „Da hat Jeder sein Konto, und das muß mit den Auszügen des Buchhalters stimmen, die Ihr nebenan eingesehen habt.“

Die Arbeiter blickten auf die beschriebenen Blätter des Buches.

„Schreiben läßt sich freilich Vieles, das Papier ist geduldig!“ murmelte Einer.

„Und wenn man in seiner eigenen Sache Richter ist, dann freilich —!“ setzte ein Anderer lauter hinzu.

„O welch ein Geist ist über dieses Volk gekommen!“ rief Stahl. — „Nirgends mehr Ehrerbietung und Vertrauen —!“

„Freilich,“ brummte ein Dritter gereizt. — „Wer trägt denn die Schuld, daß wir keines von Beiden mehr haben können?“

Stahl gab sich den Anschein, als habe er diese Worte überhört. Er wendete sich unmittelbar an diesen dritten Arbeiter.

„Da schauen Sie her, Linzinger,“ sagte er, auf ein Blatt des Buches deutend, „hier steht Ihr Guthaben verzeichnet, das bekommen Sie, und nicht mehr!“

„Zehn Gulden, Herr, bekomme ich!“ erwiederte der Angeredete — „Der Landsberger, den Sie fortgeschickt haben, kann es mir bezeugen, und der Steindel auch, der gestern entlassen wurde!“

„Entlassene Arbeiter sind unglaubwürdige Zeugen!“ rief Stahl herrisch. — „Da steht's geschrieben, von

meinem Buchhalter geschrieben, da muß es wahr sein! Und damit holla!"

Nach dieser kurzen, jedenfalls nur in den Augen Stahls gerechten Weisung machte sich der Fabrikant von Neuem über das Buch, die Forderungen seiner Leute gewaltsam niederdrückend. Und so verging etwa eine Viertelstunde. Stahl zahlte den Männern was ihm beliebte und entließ die murrenden und protestirenden Leute.

„Laßt die Nächsten hereinkommen!" rief Stahl.

Und andere Arbeiter traten in das Bureau.

Jetzt erst schritt der Fabrikant von dem Zahltische zu seinem Schreibpulte. Er suchte eine Feder.

Der Blick des Fabrikanten überflog von Ungefähr die geöffnete Kassette.

Plötzlich bebte Stahl zusammen wie vom Schlage getroffen, seine Haare sträubten sich, seine Augen wurden starr unter der Macht des furchtbaren Schreckens, der sich seiner bemeisterte, seine Lippen bewegten sich krampfhaft, er stieß einen unartikulirten Schrei aus.

Dann beugte er sich in wilder Hast zu der Kassette vorüber und fuhr mit den zitternden Händen in dieselbe. Er warf die Papiere, welche sie enthielt, durcheinander.

Nun zog er die konvulsivisch zuckenden Finger zurück und begann auf dem Schreibtisch die Schriften,

welche dort lagen, mit fliegender Eile zu durchstöbern. Sein Blick irrte schreckhaft hier und dort hin.

Im nächsten Moment schlug er die Hände aneinander und sank kraftlos in den Ledersessel, der vor dem Schreibtische stand.

„Ich bin bestohlen!“ schrie er mit vor Angst heiserer, halbunterdrückter Stimme.

Eine heftige Bewegung entstand unter den Arbeitern.

Der Buchhalter stürzte ins Zimmer, ihm folgte der heimtückische Werkführer.

„Bestohlen?“ rief der Letztere, indem er sich durch die Arbeiter zu seinem Herrn drängte.

„Bestohlen!“ stammelte der Fabrikant, „Zehntausend Gulden sind fort! Noch vor einer halben Stunde waren sie dort — dort in der Kassette!“

„Niemand darf das Zimmer verlassen!“ schrie der Buchhalter den Arbeitern zu, indem er sich an die Thür stellte.

Ein Schrei der Entrüstung entfuhr den Kehlen der Arbeiter.

„Wie?“ riefen sie empört durcheinander. „Man hält uns für Diebe?!“

Ein Tumult entstand.

„Die Anderen, die hier gewesen sind, können noch

nicht fort sein!" rief der Werkführer und stürzte hinaus, den Leuten nach, welchen bereits ausgezahlt worden war.

Stahl ermannte sich. Plötzlich fuhr er, von einem Gedanken aufgerüttelt, jäh in die Höhe.

Waren denn die Arbeiter, welche eben das Zimmer zuvor verlassen hatten, auch dem Schreibtische nahe getreten? hatte sich Stahl gesagt. Nein, er hätte es bemerken müssen, er, dessen Adleraugen nichts zu entgehen pflegte. Und Niemand war vor den Arbeitern bei ihm gewesen, als Weidner. Dieser Mann aber mußte über jeglichen Verdacht erhaben sein.

„So ist der Dieb in's Zimmer gedrungen, während ich drüben beim Buchhalter war! Vielleicht — vielleicht, durch den Gang!"

Und dieses war der Gedanke, welcher durch das wüste, glühende Gehirn des Fabrikanten schoß, als er sich jäh erhob.

Und von diesem Gedanken getrieben stürzte er zur Tapetenthüre. Er riß den Schlüssel aus der Tasche und schickte sich mit fliegenden Händen an, die Thür zu öffnen. Der Versuch mißlang.

„Oeffnet!" lallte er einem der zunächst stehenden Arbeiter zu und hielt ihm den Schlüssel hin.

Der Mann ergriff diesen und setzte ihn an. Im

Schlüsselloche leistete ein Körper Widerstand. Der Mann bückte sich dann und untersuchte das Schloß.

„Die Thür ist so nicht zu öffnen!" rief der Arbeiter. — „Von außen steckt ein Schlüssel im Schloß."

„Ein Schlüssel?" schrie Stahl entsetzt. — „Der Dieb ist von meiner Wohnung hergekommen!"

Stahl stieß einige Arbeiter zur Seite und eilte zu dem anderen Ausgang des Bureau's. Er war so verstört, daß er im ersten Moment nicht an die Kassette und den feuerfesten Schrank dachte, welche beide geöffnet waren. An der Thüre aber schlug er sich vor die Stirn, stürzte zum Schreibtische, ergriff mit bebenden Händen die Kassette, schob sie, wie sie war, in den Eisenschrank und verschloß diesen. Das war die Sache eines Augenblicks. Und nun erst eilte er davon, durch das Zimmer seines Buchhalters, die Treppe hinunter, über den Hof, dem Vordergebäude zu. Sein Gehirn brannte ihm, eine namenlose Angst trieb ihn ahnungsvoll vorwärts. Und während eine wüste Vorstellung von etwas Ungeheuerlichem, das ihm noch bevorstehe, ihn erfaßte, murmelte er dumpf aus keuchender Brust vor sich hin: „Morgen ist ein Wechsel von fünftausend Gulden zu zahlen!"

Bevor er das Vordergebäude erreichte, kam ihm der Werkführer entgegen.

„Ich habe bereits zur Polizei geschickt!“ rief dieser dem Fabrikanten zu.

Stahl schien kaum zu vernehmen, was der Mann sagte; er stürzte zu einer Thüre, von der aus man zur Haupttreppe des Vordergebäudes gelangte.

Er riß diese Thür auf und eilte die Treppe hinan. Vom Wohnzimmer her vernahm er ein Geschrei.

Das Stubenmädchen der Gattin Stahl's sprang ihm mit erschreckter Miene auf dem Vorflur des ersten Stockes entgegen.

Der Fabrikant stutzte einen Augenblick.

„Was gibt's?“ lallte er, das Mädchen anstarrend.

„Die gnädige Frau liegt ohnmächtig im Zimmer!“ war die hastige Antwort.

Stahl fühlte einen Stich im Herzen, als bohre man ihm einen Dolch in dasselbe. Eine unnennbare Angst schnürte ihm die Kehle zusammen, er stöhnte einen Moment, wie unter dem Griffe einer Eisenfaust.

Der Fabrikant ahnte zwischen der Ohnmacht seiner Frau und dem Diebstahle einen Zusammenhang. Er wankte einen Augenblick und stürmte dann wieder vorwärts. Athemlos betrat er das Wohnzimmer.

Dort lag die dicke Dame, eine unförmliche Fleischmasse, regungslos und mit geschlossenen Augen in einem Fauteuil. Ein Theil des weiblichen Dienstpersonals, der

lange rothäugige Diener Anton und der korpulente Hausmeister-Portier waren um die Bewußtlose beschäftigt.

Als Stahl in's Zimmer stürzte, bückte sich soeben der lange Anton, und hob ein geöffnetes Billet auf, das unstreitig die dicke Dame hatte fallen lassen, als sie in Ohnmacht gesunken war.

„Was ist hier geschehen?“ keuchte der Fabrikant.

„Ein unbekanntes Frauenzimmer hat dieses Billet für die gnädige Frau gebracht,“ antwortete der Diener, „und als die Gnädige es gelesen hat, ist ihr unwohl geworden.“

Der Diener hielt Stahl das Billet hin.

Dieser riß es mit krampfhafter Hast an sich. Sein Blick irrte blitzschnell über die Zeilen, welche es enthielt. Die Handschrift war ihm fremd.

Im Billete stand Folgendes:

„Gnädige Frau!

„Wenn Sie diese Zeilen lesen, ist Ihre Tochter Ottilie eine Verbrecherin, eine Diebin geworden, und hat sich mit dem, was sie dem Vater entwendet, aus dem elterlichen Hause geflüchtet. Zu wem, das werden Sie ahnen. Gewisse Papiere, die ihren Geliebten kompromittiren könnten, sind sammt dem entwendeten Gelde in ihren Händen. Eilen Sie, ihre Flucht mit

dem Manne, an den sie sich gehängt hat, zu verhindern!"

Das Billet war ohne Unterschrift.

Stahl's Antlitz ward aschfarben. Er zerknitterte das Briefchen und steckte es ein. Er wußte sichtlich im Augenblicke nicht, daß er es that.

„Wo ist Ottilie?" fragte er mit schwankender Stimme.

„Das gnädige Fräulein ist vor einer halben Stunde etwa ausgegangen!" antwortete der dicke Hausmeister.

Stahl wankte.

„Und Robert?" stammelte er dann.

„Hier bin ich, Vater!" rief der Sohn des Hauses.

Robert stand auf der Schwelle des Zimmers.

Der Fabrikant wendete sich um und stierte seinen Sohn an. Dann stürzte er auf ihn los, und drängte ihn hinaus in den Gang, wo sie allein waren. Er schlug die Thür des Wohnzimmers hinter ihnen zu, und packte den Sohn an der Brust.

„Robert," rief er mit fast versagender Stimme und verzerrtem Antlitz, „Deine Schwester hat mich bestohlen und steht im Begriff, mit dem Baron zu entfliehen!"

Robert blickte seinen Vater kaltblütig, ja höhnisch sogar an.

„Bis dahin also ist es mit ihr gekommen!“ sagte er ruhig. — „Was wundert Ihr Euch? Ihr habt sie darnach erzogen und ihr Freiheit genug zu thörichten Streichen gelassen!“

Stahl's von Angst und Wuth zugleich erfüllter Blick bohrte sich in den grausamen des Sohnes hinein. Seine hageren Finger umklammerten fester Robert's Rockkragen, an dem er ihn hielt.

„Unseliger!“ stieß er hervor, — „Du wußtest um Ottilien's Vorsatz!“

„Nein!“ entgegnete Robert, ohne eine Miene zu verziehen, — „Glauben Sie, Vater, ich könne hier sonst so ruhig stehen? Lassen Sie mich los!“

Stahl's Hände ließen von Robert ab.

„Du wußtest nicht um ihre Flucht?“ stammelte der Vater.

„Ich erfahre sie soeben erst!“ antwortete der Sohn.

„Sie ist zum Baron, um vermuthlich mit ihm in die weite Welt zu fliehen!“ rief Stahl in fieberhaftem Tone. — „In der Fabrik weiß man um den Diebstahl, einige der Arbeiter sind zur Polizei gelaufen, die Dienstleute im Hause wissen um Ottilien's plötzliche Entfernung, vielleicht haben sie den Brief gelesen, der von unbekannter Hand kam, und Deiner Mutter das Verbrechen Deiner Schwester enthüllte. — Die Sache kann

im Hause nicht mehr vertuscht, aber doch noch der Oeffentlichkeit entzogen werden! Robert," fuhr der geängstigte Mann fort, indem er seinen Blick flehentlich auf den Sohn richtete, „wenn Dir im Geringsten etwas an der Ehre unseres Namens liegt, stehe mir bei! Eile hinüber zur Wohnung des Baron's, nimm einen Wagen, verhindere Ottiliens Flucht, um jeden Preis! Ich fahre indessen zur Polizei, berichtige die Anzeige, welche der Werkführer dort hat machen lassen, und verhindere, daß von dort aus weitere Erkundigungen eingezogen werden! Fort, Robert, die Ehre unseres Hauses steht auf dem Spiele! Fort, ich beschwöre Dich!"

„Ich werde thun, was ich vermag!" versetzte Robert mit heuchlerischem Ernst, indem er sich rasch entfernte. Während er dieses that, sagte er sich unruhig: „Zum Teufel, wer schrieb der Mutter? Es ist auf alle Fälle gut, daß ich zum Baron hinübereile!"

Stahl lehnte sich einen Augenblick erschöpft an das Geländer der Treppe. Ihm begann es vor den Augen zu flimmern. Sein Gehirn brannte ihm heftiger als zuvor. Es war ihm, als ob ihm alles Blut aus dem Herzen zum Kopfe steige.

Der lange Anton trat aus dem Wohnzimmer.

„Meinen Hut!" stöhnte der Fabrikant.

Während der Diener ging und das Verlangte

brachte, litt Stahl unsägliche Qualen. Die Gedanken begannen in seinem Gehirne wirr durcheinander zu kreisen. Entsetzliche Bilder tauchten vor ihm auf, deren er kaum Herr zu werden vermochte, seine Phantasie sprang hier und dorthin in tollem Jagen. Weidner's Worte, die zuvor niederschmetternd auf ihn gewirkt hatten, das Attentat, die Entwendung der Summe, deren er so dringend schon am folgenden Tage bedurfte, der Papiere des Barons, die Flucht Ottiliens, das geheimnißvolle, an seine Frau gerichtete Schreiben, das auf einen Ueberwacher seiner Familienverhältnisse deutete, die möglichen Folgen des Verbrechens seiner Tochter, wenn es ihm nicht gelingen sollte, die ganze Sache zu vertuschen, seine Berührung mit den Behörden in einem Augenblicke, wo er selber Gefahr lief, seine Verbrechen von anderer Seite aufgedeckt zu sehen, das Alles stürmte auf ihn ein und raubte ihm fast die Besinnung. Er vermochte nichts von dem, was wie wilde, beängstigende Fieberträume in seinem Gehirne aufschoß, niederzukämpfen. Sein Zustand grenzte an Wahnwitz.

Der lange Anton stand jetzt wieder vor ihm; er schien es nicht zu sehen.

„Hier ist der Hut, gnädiger Herr!" sagte der Diener.

Stahl fuhr zusammen und starrte einen Moment schreckhaft auf seinen Untergebenen.

Er griff lautlos zum Hut und fuhr mit der hageren Rechten über die feuchte Stirn.

Dann wankte er, das Antlitz verstört, den Blick stier, die Treppe hinunter und auf die Gasse hinaus.

Eilftes Capitel.

Ein Handstreich.

Etwa eine Stunde bevor Ottilie mit dem entwendeten Gelde und den gefälschten Oraviczaer Dokumenten die Wohnung ihrer Eltern verließ, erschien an der Ecke der Mariahilfer Hauptstraße und Zieglergasse, welch Letztere in den Mittelpunkt der Vorstadt Schottenfeld führt, ein Paar, das dem Leser dieses Romanes bekannt ist.

Das Frauenzimmer war Karoline, das Stubenmädchen der Gräfin Leggiero, in dem jungen Mann, welcher an ihrer Seite daher schritt, erkennen wir Anton Schulhof.

Anton sah ziemlich verändert aus, denn er trug nicht seine Arbeiterkleidung, sondern einen neuen, ziem=

lich eleganten Anzug, der ihm das Aussehen eines dem Mittelstande Angehörigen gab.

Karoline und Anton kamen von der Stadt her. An der Ecke der Zieglergasse hielt das Mädchen den jungen Arbeiter an.

„Hier werden Sie warten müssen!“ sagte sie.

„So!“ antwortete Anton umherblickend. — „Ich sehe noch keinen Fiaker.“

„Er muß sich jeden Augenblick einstellen!“ sagte das Mädchen. — „Der Ignaz des Herrn Barons nannte mir deutlich die Stunde, von welcher an der Wagen hier auf die junge Dame warten soll, die kommen wird.“

„Sind Sie sicher, daß dieser Ignaz sich nicht mit dem Fiaker zugleich einfinde?“

„Ganz sicher! Er vertraute mir an, daß er mit dem Packen der Koffer seines Herrn genug zu thun habe, und daher zu Hause bleiben müsse.“

„Gut. Sie werden sich also jetzt in der Nähe der Stahl'schen Wohnung aufstellen.“

„Ja, und darauf Acht geben, wann die Tochter des Fabrikanten das Haus verläßt.“

„Man kennt Sie dort nicht?“

„Nein!“

„Seien Sie trotzdem vorsichtig!“

„Die Frau Gräfin ist nicht gewöhnt, sich von einfältigen Geschöpfen bedienen zu lassen!“

„Ich habe Sie nicht beleidigen wollen, und bin überzeugt, daß Sie Scharfsinn und Listigkeit besitzen! So was sieht man schon auf den ersten Blick!“

„Sie sind sehr gütig!“

„Also Sie geben den Brief dort für die Frau von Stahl ab?“

„Ungefähr eine halbe Stunde, nachdem sich das Fräulein aus dem Hause entfernt hat. Und dann mache ich mich sogleich aus dem Staube. Sie hören, mein Herr, daß ich den Auftrag der Gräfin völlig im Gedächtniß habe, und können also unbesorgt sein.“

„Nun denn, so seien Sie so gut, und gehen sogleich auf Ihren Posten. Sie kennen natürlich das Fräulein vom Ansehen?“

„Nein, aber das Fräulein ist mir von der Frau Gräfin so genau beschrieben worden, daß nicht viel Mutterwitz dazu gehört, sich nicht in der Person zu irren. Ich empfehle mich!“

Karoline grüßte ein wenig schnippisch und entfernte sich von Anton durch die Zieglergasse.

„Ich möchte denn doch wissen,“ murmelte das Mädchen vor sich hin, „was die Gräfin und dieser Mensch so Geheimnißvolles vorhaben. Jedenfalls gehen sie dar-

auf aus, dem Baron und der Tochter des Fabrikanten einen Streich zu spielen. Das ist mir im Grunde schon recht, denn der Baron ist ein Mensch, der Einem fortwährend Laufereien und Arbeit macht, wenn er bei uns ist, und sich einbildet, er belohne Einen für die Plackereien, die er verursacht, hinreichend dadurch, daß er Einem von Zeit zu Zeit in die Wangen kneift! Er soll von mir lernen, daß man das Stubenmädchen seiner Geliebten nicht ungestraft nur mit dergleichen abfinden darf! — Aber," fuhr Karoline nachdenklich fort, während sie ihre Schritte beschleunigte, „wenn ich nur herausbringen könnte, in welchem Verhältniß meine Herrin zu diesem Arbeiter steht, der uns so plötzlich über den Hals gekommen ist! Letzthin ging sie ganz sicher nur seinethalben Abends noch aus. Zwei-, dreimal hat sie ihn schon heimlich bei sich gesehen, er darf ungemeldet eintreten, sie steht augenscheinlich auf einem vertraulichen Fuße mit ihm, behandelt ihn so, daß man ihn gewissermaßen respektiren muß und schickt mich immer fort, sobald er zu ihr in den Salon tritt. Es ist eine Bekanntschaft von früher, als sie noch — nun, das ist klar! Und heute steckt sie ihn in neue Kleider, und schickt mich mit ihm auf Dinge aus, von denen ich nicht eben viel begreife! Aber ich möchte begreifen, wofür bin ich denn ein „Wiener Stubenmädel", sollt' ich meinen?"

Karoline ging sinnend weiter.

Anton, welcher an der Ecke der Zieglergasse stehen geblieben war, blickte ihr nach bis sie in der Ferne in eine andere Gasse einbog.

Dann sah er die Mariahilfer Hauptstraße entlang. Auf der anderen Seite der Gasse, in geringer Entfernung von ihm, hielt eine ansehnliche Reihe Fiaker, die dort ihren Stand hatten.

„Das ist gut," redete Anton vor sich hin, „ich kann jeden Augenblick einen Wagen haben, ohne daß ich gezwungen sein werde, die Ecke hier auch nur eine Minute aus den Augen zu lassen. Das Fräulein wird mir also nicht entgehen!"

Anton hatte kaum diese Betrachtung angestellt, als ein leerer Fiaker, der von der Stadtseite herkam, dicht an ihn heranrollte und neben dem Trottoir, auf dem er stand, anhielt.

Der Kutscher des Wagens sprang vom Bock herab und trat zu seinen Pferden.

„Das wird er sein!" sagte sich Anton.

Und er näherte sich dem Kutscher.

„Hat der Herr Baron Lenz Sie hierher bestellen lassen, eine Dame zu erwarten?" fragte er.

„Ja!" antwortete der Kutscher. — „Ich soll die Dame zur Wohnung des Herrn Barons fahren."

„Ganz richtig, in der Schottengasse."

„Ja, ja!"

„Sie sind umsonst gefahren."

Der Kutscher blickte Anton verwundert an.

„Wie so?" fragte er. — „Wird die Dame nicht kommen?"

„Nein. Sie ist verhindert, und hat mir soeben den Auftrag gegeben, dem Fiaker, welchen ich hier auf sie wartend finden werde, zu sagen, daß er nur wieder fortfahren könne. Und da Sie der Herr Baron schickte, so —"

„Schon recht!" unterbrach ihn der Kutscher gleichmüthig, — „Es ist mir gleich, zahlen muß der Herr Baron ja doch. Ich fahre also wieder hinein. Und was soll ich dem Herrn Baron melden?"

„Sie haben nicht nöthig, ihm die Nachricht zu bringen, denn die Dame hat mich auch beauftragt, von hieraus sogleich in die Stadt zu dem Baron zu gehen. Aber richtig, Sie sind noch nicht bezahlt worden, nicht wahr?"

„Ich werde mir doch nicht die Fahrt vorausbezahlen lassen!" versetzte der Fiaker in ärgerlichem Tone. — „Was denken Sie denn? Und der Herr Baron gehört obendrein zu meiner Kundschaft!"

„Nun, damit Sie nicht unterweges in Ihrem Ge-

schäfte behindert werden, falls Sie auf dem Rückweg eine Fahrt bekommen könnten, zahle ich Ihnen gleich den Weg; die Dame hat das ebenfalls gewünscht."

„Das muß eine charmante Dame sein! Nun denn, Euer Gnaden, es ist mir schon recht; wenn Sie die Güte haben wollen, und den Herrn Baron selber benachrichtigen —"

„Was bekommen Sie?"

„Drei Gulden, Euer Gnaden!"

„Mir scheint das zu viel —"

„Bitte um Entschuldigung, Euer Gnaden, es geht nicht anders," versetzte der Fiaker lächelnd, „der Hafer ist so theuer, und die Baumwolle in Amerika, des Krieges wegen, wie die Seidenwaarenhändler sagen!"

„Fressen Ihre Rosse denn Baumwolle?"

„Na, 's könnt' die Zeit kommen, wo man's damit probiren müßte!"

„Hier sind drei Gulden!" antwortete Anton, der keineswegs in der Stimmung war, auf den Fiaker-Humor einzugehen, ziemlich kurz und bestimmt.

Der Kutscher steckte das Geld ein, welches ihm gereicht ward, und schwang sich auf seinen Sitz.

„Euer Gnaden," rief er gutmüthig vom Bock herab, „gezahlt ist ja doch, wenn Sie mit mir hineinfahren wollen, so steigen Sie ein. Ich habe meinen Stand auf

der Freiung, da ist es nur ein paar Schritte bis zur Schottengasse, und weil Sie zum Herrn Baron müssen—"

„Ich danke Ihnen," unterbrach ihn Anton, „ich werde gehen, denn ich habe hier auf der Hauptstraße zu thun!"

Der Fiaker schob den Hut auf's rechte Ohr, schnalzte seinen Pferden zu und wendete. Der Wagen rasselte nach der Stadt.

Kaum hatte sich das Fuhrwerk im Durcheinander der Stellwagen, Equipagen und Fiaker verloren, als Anton einen flüchtigen Blick in die Zieglergasse hinein, dann einen zweiten über die Hauptstraße nach der Richtung der Linie hinwarf, und hierauf zu der Reihe hinübereilte, welche jenseits der Straße von den daselbst aufgestellten Fiakern gebildet ward. Er winkte den Kutscher des ersten derselben zu sich heran.

„Fahren Sie dort hinüber an die Ecke!" sagte Anton.

Der Fiaker sprang auf den Bock und that, wie ihm geheißen worden. In der nächsten Minute hielt der Wagen, wo der vom Baron bestellte kaum erst gehalten hatte. Anton bedeutete dem Kutscher, daß er hier warten müsse, und stellte sich dann wenige Schritte vom Wagen auf.

Er mochte kaum eine Viertelstunde dort gestanden

sein, als eine junge, elegant gekleidete Dame hastig um die Ecke der Zieglergasse bog und sich rasch dem Fiaker näherte.

Anton sah, daß das schöne Antlitz dieser Dame jedenfalls durch Aufregung blaß war, und den Ausdruck lebhafter Unruhe trug.

Die Dame blickte mit einer gewissen fieberhaften Ungeduld zu dem Kutscher hinüber, der phlegmatisch an eines seiner Rosse gelehnt dastand.

Anton ließ der Dame keine Zeit den Kutscher anzureden. Rasch trat er an sie heran.

„Um Vergebung, Sie sind Fräulein von Stahl?“ fragte er, indem er ehrerbietig den Hut lüftete.

„Ja!“ antwortete Ottilie verwirrt, sich so unerwartet bei ihrem Namen angeredet zu hören.

„Seit einer halben Stunde erwarte ich Euer Gnaden hier mit dem Wagen, wie es mir der Herr Baron befohlen hat!“ fuhr Anton fort.

Ottilie ließ einen unruhigen, hastigen Blick über den jungen Mann gleiten.

„Sie kommen vom Baron?“ sagte sie, indem sie suchte, ihre Erregung vor Anton zu verbergen, „Wer sind Sie?“

„Der neue Kammerdiener des Herrn Barons,“ versetzte Anton respektvoll, „das heißt, ich bin dem

Herrn Baron seit längerer Zeit bekannt und besitze sein Vertrauen! Wollen Euer Gnaden gefälligst einsteigen? Der Herr Baron hat gesagt, es sei keine Zeit zu verlieren!"

Der Kutscher war inzwischen an den Schlag des Wagens getreten und hatte ihn geöffnet.

Ottilie stieg ohne Weiteres ein. Anton war ihr dabei behülflich, und schloß dann die Wagenthür.

Während der Kutscher seinen Platz auf dem Bocke einnahm, zog Anton vor Ottilien den Hut.

„Gnädiges Fräulein," sagte er, „der Herr Baron erwartet Sie nicht in seiner Wohnung."

„Weshalb nicht?" fragte Ottilie erstaunt und beunruhigt.

„Der Herr Baron läßt Ihnen sagen, daß er es für zu gefährlich halte. Man werde, hat er gesagt, vermuthlich sogleich auf ihn denken, sobald das Verschwinden von Euer Gnaden aus dem elterlichen Hause —"

„Aber wohin haben Sie den Auftrag mich zu führen?" unterbrach ihn Ottilie aufgeregt.

„In die Leopoldstadt, zum Gasthof „zur Krone." Der Herr Baron wählte ihn, weil er in einer Seitengasse liegt und nicht so weit vom Nordbahnhof entfernt ist. Bevor ich die Wohnung des Herrn Barons verließ, fuhr er schon mit seinen Sachen dorthin!"

„Also erwartet er mich ganz bestimmt in jenem Gasthofe?"

„Ja, gnädiges Fräulein!"

„Gut denn!" versetzte Ottilie hastig, sich in die Kissen des Wagens zurücklehnend. „Sagen Sie dem Kutscher, daß er so rasch wie möglich fahre!"

Anton's Antwort hierauf war eine ehrerbietige Verbeugung. Er kletterte zum Kutscher auf den Sitz und ließ den Wagen wenden.

Dann ging es in scharfem Trab zur Leopoldstadt.

Bald rollte der Wagen vor den Gasthof „zur Krone."

Anton sprang vom Bock und trat an den Schlag, noch bevor die Kellner des Gasthofes sich näherten.

„Bleiben Euer Gnaden einen Augenblick im Wagen!" flüsterte er Ottilien zu. „Ich werde den Herrn Baron von Ihrer Ankunft benachrichtigen. Vielleicht ist es nicht nothwendig, daß Euer Gnaden aussteigen, falls der Herr Baron den Fiaker sogleich zur Weiterfahrt benutzen will!"

Ottilie verblieb in der Haltung, welche sie während der ganzen Fahrt angenommen hatte; sie wollte so wenig wie möglich gesehen sein.

Anton aber trat vom Wagen fort und zog den

Kellner, welcher ihm aus dem Gasthofe entgegenkam, in denselben zurück.

„Kann man hier ein Zimmer haben?“ fragte er.

„Zu dienen!“ war die Antwort. „Im ersten Stock, aber nur auf den Hof hinaus.“

„Das thut nichts zur Sache!“ versetzte Anton. „Es wird ohnehin nur auf ein Stündchen benützt.“

Der Kellner lächelte bedeutsam, denn er vermuthete sogleich, daß es sich hier um ein Rendezvous, ein kleines Souper unter vier Augen handle.

„Franz!“ rief der Kellner dem Portier zu, „Den Schlüssel von Nummer Sieben.“

„Er steckt oben an der Thür!“ brummte der Portier zurück, ohne sein Kabinet zu verlassen. „Das Zimmer ist ja gerade erst leer geworden!“

Anton, der mit dem Kellner, während er die Erkundigung einzog, den Thorweg durchschritten hatte, kehrte jetzt rasch zum Fiaker zurück. Er reichte dem Kutscher seinen Fuhrlohn hinauf, und öffnete dann den Wagenschlag.

„Der Herr Baron läßt Euer Gnaden ersuchen,“ flüsterte er Ottilien zu, „sich in den Gasthof zu bemühen!“

Ottilie stieg aus, ihr Schnupftuch vor den Mund

haltend, und folgte Anton, während der Fiaker davonfuhr.

Anton und Ottilie gingen in den ersten Stock des Gasthofes, ein Kellner hinter ihnen drein.

Auf der obersten Stufe der Treppe wendete sich Anton zu dem Kellner.

„Sie können gehen," sagte er, „wir werden das Zimmer schon finden. Es ist ja gleich hier im Gange—"

„Rechts die dritte Thür!" entgegnete der Kellner. „Aber es ist nur —" fuhr er gedehnt fort, — „wenn Euer Gnaden vielleicht — werden Euer Gnaden nichts bestellen?"

„Doch, doch!" versetzte Anton lächelnd. „Aber später! Man wird schon läuten!"

Der Kellner zeigte ein etwas verdrießliches Gesicht, machte aber doch Kehrt und schob die Treppe hinunter.

Anton, von Ottilien auf dem Fuße gefolgt, trat in den Gang und vor die bezeichnete Thür. Er fand diese unverschlossen und öffnete sie.

„Treten Sie gefälligst ein!" sagte er Ottilien, indem er ihr Platz machte.

Ottilie, in der Erwartung den Baron im Zimmer zu finden, überschritt hastig die Schwelle.

Sie sah das Zimmer leer und warf auf Anton einen forschenden Blick.

Der junge Arbeiter war unmittelbar hinter Ottilien eingetreten und hatte die Thür hinter sich geschlossen. Jetzt sah die Tochter Stahl's, wie Anton einen an der Thüre befindlichen Riegel vorschob.

Bestürzt starrte sie auf Anton.

„Was heißt das?“ stammelte sie. „Und wo ist der Baron, Ihr Herr?“

Anton näherte sich ihr mit ruhiger Miene und blickte sie ernst und durchdringend an.

„Mein Fräulein,“ sagte er, indem er leise, doch in sicherem Tone sprach, „der Baron ist weder hier, noch bin ich ein Diener desselben!“

Ottilie wich erschrocken einen Schritt zurück und ward todtenbleich. Dann machte sie eine rasche Bewegung nach dem Fenster hin. Anton sah, daß sie sich anschickte, um Hülfe zu rufen.

Eilig vertrat er ihr den Weg.

„Keinen Laut, mein Fräulein,“ flüsterte er energisch, „oder es ist um Sie geschehen! Ich bin ein Beamter der Polizei!“

Ottilie fuhr zusammen und stieß einen kaum hörbaren Schrei aus. Sie zitterte an allen Gliedern.

„Beruhigen Sie sich, mein Fräulein,“ fuhr Anton ruhig fort, „wenn Sie sich gutwillig in Das fügen, was man von Ihnen begehrt, wird Ihnen nichts geschehen!“

Ottilie blickte verstört auf Anton.

„Wozu," stieß sie bebend und fast tonlos in abgerissenen Worten hervor, „hat man — mich hierher gelockt? Was — will man — von mir?"

„Mein Fräulein," begann Anton so gelassen und entschieden wie zuvor, „machen wir nicht viele Worte. Sie haben ein Verbrechen begangen. Wie Sie sehen, hat die Behörde bereits Kenntniß davon erhalten. Bevor Sie zu dem Fiaker gelangten, der Sie erwartete, war ich bei Ihrem Vater. Ich handle jetzt nur in seinem Auftrage, denn die Behörde wird Sie schonen, aus Rücksicht für den würdigen, ehrenwerthen Herrn Josef Stahl! Das heißt" — fügte Anton hinzu — „falls Sie sich in die Anordnung dieses achtungswerthen Mannes, Ihres Vaters, fügen."

Ottilie starrte vernichtet zu Boden. Sie wankte zu einem nahen Sessel und sank auf denselben nieder.

„Und was begehrt mein Vater?" stöhnte sie nach einer kurzen Pause.

„Sehr wenig, mein Fräulein, der That gegenüber, zu der Sie sich in — in Ihrer Verblendung hinreißen ließen!" entgegnete Anton.

Ottilie machte keine Bewegung, sie wagte weder zu leugnen, noch dachte sie an einen Widerstand. Das sonst

so stolze, hochfahrende Fräulein saß völlig niedergeschmettert da, bleich bis in die bebenden Lippen.

„Sie haben aus der Kasse Ihres Herrn Vaters eine namhafte Summe entwendet!“ fuhr Anton fort. „Ich sehe dort bei Ihnen ein sammtnes Handtäschchen — vermuthlich enthält es, was Sie widerrechtlich an sich nahmen, mein Fräulein?“

Ottilie öffnete zitternd die Tasche und langte hinein.

„Hier ist das Geld, mein Herr!“ stammelte sie.

„Ihr Vater begehrt es nicht!“ erwiederte Anton; „Er begreift sehr wohl, daß ein Rückkehren in das elterliche Haus für Sie unter diesen Umständen eine schwere Aufgabe sein werde, und will Sie weder dazu zwingen, noch Sie ganz ohne Mittel in die weite Welt hinauslaufen lassen. Können Sie sich daher nicht entschließen, reumüthig zu Vater und Mutter zurückzukehren, so dürfen Sie das Geld, in dessen Besitz Sie sich zu setzen wußten, gewissermaßen als eine Abfindungssumme betrachten, durch welche Ihr Vater sich von Ihnen völlig lossagt. Dieses habe ich Ihnen von ihm zu melden. Bedenken Sie wohl, was Sie thun, mein Fräulein! Als ein ehrlicher Mann kann ich Ihnen nur rathen, von jeder weiteren Flucht abzustehen, und bei Ihren Eltern Vergebung zu suchen, die — Sie finden werden!“

Anton hatte die letzteren Worte in einigermaßen theilnahmsvollem Tone gesprochen. Ottilie starrte den vermeintlichen Polizeibeamten in sprachlosem Erstaunen an. Endlich fand sie Worte. Und mit diesen kehrte auch ein Theil ihrer gewöhnlichen Zuversicht zurück.

„Mein Vater läßt mich gewähren!“ — sagte sie hastig. — „Ah, er weicht nur der Nothwendigkeit, er weiß, daß ich Dinge ausplaudern könnte, die —“

„Mein Fräulein,“ unterbrach sie Anton ernst, „ich denke, Sie haben hier mehr zu fürchten, als Ihr Herr Vater. Entschließen Sie sich, nach Hause zurückzukehren?“

„Nimmermehr!“ rief Ottilie, indem sie ihren ganzen Muth zusammennahm und ungestüm aufsprang.

„Nun, so bleibt mir nur noch übrig, von Ihnen die Auslieferung jener Papiere zu begehren, welche Sie nebst dem Gelde Ihrem Herrn Vater entwendeten!“ versetzte Anton gemessen und strenge.

Ottilie erschrack von Neuem.

„Ich verstehe Sie nicht!“ antwortete sie mit unsicherer Stimme.

„Ihre Haltung sagt mir das Gegentheil!“ versetzte Anton gelassen. „Ihr Herr Vater verlangt, wie gesagt, nicht das Geld zurück, wohl aber jene Papiere, welche den Herrn Baron Julius Lenz betreffen, und die

heute mitsammt den Banknoten verschwunden sind. Ich hoffe, Sie werden mich jetzt verstehen, mein Fräulein."

Ottilie erbebte so heftig wie zuvor. Aber sie nahm noch einen Anlauf zur Entschiedenheit.

„Und wenn ich mich weigere, diese Papiere auszuliefern?" sagte sie.

„Dann — es thut mir leid, mein Fräulein, — dann muß ich Sie verhaften; dann ist jede Rücksicht auf Ihren würdigen Herrn Vater zu Ende, und die Behörde sieht sich statt seiner gezwungen, gegen Sie einzuschreiten. Sie verfallen dem Gesetze, die Papiere, welche Sie mit sich führen, werden bei der Polizei deponirt. Es ist das der Wille und der Wunsch Ihres Herrn Vaters!"

Ottilie stieß von Neuem einen leisen Schrei aus und sank nochmals auf den Sessel nieder. Der Rest einer erheuchelten Energie war nun völlig gebrochen.

Die Kette des Sammttäschchens entglitt ihren bebenden Fingern, es fiel auf den Boden.

Anton bückte sich, hob es auf, öffnete es und untersuchte den Inhalt desselben mit anscheinender Kaltblütigkeit. Er fand die Oraviczaer Papiere neben den Banknotenpäckchen und steckte die ersteren in die Brusttasche seines Rockes.

„Sie sehen, mein Fräulein," sagte er, noch immer anscheinend kalt, während sein Herz gewaltig schlug und

innerer Jubel seine Brust zu zersprengen drohte, als er sich im Besitze jener Papiere sah, die ihm als Waffe und Abwehr gegen den Baron dienen sollten, wie er wähnte, „daß ich den Auftrag Ihres Herrn Vaters gewissenhaft erfülle, und nur das an mich nehme, was er begehrt, die Papiere des Barons. Mit dem Uebrigen mögen Sie nach Gutdünken verfahren. Und da ich in dieser traurigen Angelegenheit nicht als Beamter, sondern mehr für Ihren achtbaren Herrn Vater als Freund gehandelt habe, so rathe ich Ihnen als ein solcher, und lege es Ihnen an's Herz, ohne Weiteres zu Ihren bekümmerten Eltern zurückzukehren. Leben Sie wohl!"

Anton hatte, während er sprach, das Sammttäschchen auf den nahestehenden Tisch gelegt. Nun er geendigt hatte, verbeugte er sich, schritt zur Thür, schob den Riegel zurück und verließ das Zimmer.

Er eilte die Treppe hinunter. Am Fuße derselben stand der Oberkellner. Anton drückte ihm eine Fünfguldennote in die Hand.

„Die junge Dame," sagte er, „welche auf Nummer Sieben ist, wird wohl sogleich fortgehen. Nehmen Sie dieses als Entschädigung, daß wir nichts im Hotel verzehrt haben!"

Und Anton eilte davon.

Der Handstreich, den die Gräfin ersonnen, war

gelungen, Anton war von ihr vollständig einstudirt worden, er hatte sich ganz und gar an die Vorschrift der raffinirten Demimonde-Dame gehalten. Wohl war ihm, der ehrlichen Natur, die Ausführung dieser Komödie schwer geworden, aber hatte es sich nicht dabei um sein und Juliens ganzes zukünftiges Lebensglück gehandelt? Und dieser Gedanke war es, der Anton ausführen ließ, was ihm Ueberwindung kostete, der ihn, den schlichten Burschen, zum Schauspieler machte, der ihm jene schlaue Geistesgegenwart verlieh, welche dem in Ränken und Hinterlist geübten Weltmenschen jederzeit zu Gebote steht.

Zwölftes Capitel.

Robert.

Während Ottilie mit Anton den Auftritt hatte, der soeben geschildert worden ist, eilte ihr Bruder Robert von Schottenfeld in die Stadt zum Baron.

Als er in die Wohnung des Abenteurers trat, kam ihm dieser entgegen.

Beim unerwarteten Anblicke Roberts wich Lenz betroffen zurück.

„Was heißt das?" rief er. „Sie kommen? Und Ottilie?"

„Ist sie nicht längst hier?"

„Nein! Ich erwarte sie seit einer halben Stunde in der peinlichsten Ungeduld! Sie wollen mich auf die Folter spannen, Robert, Ottilie ist mit Ihnen und harrt vielleicht am Hause im Wagen."

„Nicht doch!“ unterbrach ihn Robert bestürzt, „sie hat lange vor mir unser Haus verlassen. Alles glückte uns, Ottilie konnte mit dem Gelde und Ihren Papieren unaufgehalten das Haus verlassen. Erst eine halbe Stunde nach ihrer Entfernung hat mein Vater den Abgang der Banknotenpackete und der Schriften entdeckt, Ottilie müßte längst hier sein!“

„So hat sie vielleicht den Wagen verfehlt, den ich ihr schickte, und —“

„Das glaube ich kaum! An der Ecke der Zieglergasse war von einem Fiaker keine Spur, als ich vorhin daran vorüberjagte, um hierher zu gelangen. Lenz, ich fürchte einen Verrath! Die Mutter hat, kaum nach Ottiliens Entfernung, einen Brief erhalten, der unbegreiflicher Weise Alles enthüllt, von der Entwendung Ihrer Papiere, von Ottiliens Flucht spricht und angibt, daß meine Schwester mit Ihnen auf und davon zu gehen beabsichtigte!“

„Das wäre der Henker!“ stammelte der Baron erbleichend. „Ein Brief hätte Alles verrathen? Wer konnte denn wissen —“

„Wen machten Sie, außer mir, zum Vertrauten in dieser Sache?“

„Niemanden, auf Ehre!“ betheuerte der Baron sichtlich verwirrt. „Ich ließ sogar meinen Diener Ignaz,

der meinen Koffer packen und Sachen von der Schneiderin holen mußte, im Unklaren! Höll' und Teufel! Und die Mutter hat Ihrem Vater diesen Brief gegeben? Er weiß Alles?"

„Alles! Wäre ich sonst hier? Der Vater hat mich abgesandt, Ottiliens Flucht mit Ihnen zu verhindern."

„Und Ottilie ist noch immer nicht da!" rief der Baron in großer Unruhe, an das Fenster des Vorzimmers eilend, in dem das Gespräch stattfand.

„Vielleicht ist ihr unterwegs ein Unfall begegnet!"

„Das wäre entsetzlich!"

„Oder sie ist wohl gar während der Fahrt hieher abgefangen worden! Doch" — fuhr Robert sinnend fort — „das glaube ich kaum; ist doch mein Vater selber auf die Polizei geeilt, eine Verfolgung Ottiliens zu verhindern, die ganze Sache zu vertuschen, wenigstens hat er diese Absicht gegen mich ausgesprochen, als er mich fortschickte."

„Er kann nachher anderen Sinnes geworden sein!"

„Das ist möglich!"

„Tod und Teufel! Wer mag der Verräther sein?" murmelte der Baron halblaut. — „Und Ottilie" — setzte er düster hinzu — „hat die Papiere, welche mich kompromittiren!"

Dee Baron eilte von Neuem an's Fenster, dann

auf den Gang vor der Wohnung, und starrte die Treppe hinunter.

Bleich und verstört kehrte er in das Wohnzimmer zurück.

„Nichts!“ rief er mit verzweiflungsvoller Geberde.

Robert, der indessen nachgesonnen hatte, trat an ihn heran.

„Ich glaube, daß bei Ottilien und Ihnen von einer gemeinschaftlichen Flucht, wie die Sachen jetzt stehen, nicht die Rede sein kann!“ sagte er — „Man würde Sie vermuthlich schon am Bahnhofe festnehmen.“

„Ich glaube das selber!“ murmelte der Baron.

„Und in einer halben Stunde haben Sie vielleicht hier in Ihrer Wohnung die Polizei.“

„Wohl möglich! Dagegen ist nichts zu machen.“

„Lassen Sie Ihre Koffer von Ignaz wieder auspacken, und verschieben Sie die Entführung meiner Schwester.“

„Ganz recht!“ versetzte der Baron, dessen Unruhe sich steigerte. — „Wenn man aber Ottilien angehalten haben sollte — mit dem Gelde und meinen Papieren —“

„Ah, richtig, — es ist Ihnen nur wegen der Papiere, ich begreife —!“ antwortete Robert in sarkastischem Tone.

„Mir ist — wegen Ottiliens Lage — und auch Ihretwegen Robert!“ versetzte der Baron beklommen.

„Da seien Sie außer Sorgen!“ warf Robert lächelnd hin. „Der Vater wird es nicht wagen, gegen mich und Ottilie vorzugehen. Ich glaube auch darum nicht, daß man meine Schwester polizeilich verfolgt hat. Ein anderer Umstand wird ihr Erscheinen hier verzögern. Aber ich halte es doch für gerathen, daß Sie jetzt Ihre Wohnung verlassen, wenigstens auf einige Stunden. Besser ist besser, auf alle Fälle! Ottilie wird kommen, ich zweifle nicht daran und ich werde sie hier erwarten. Ist sie da, so lasse ich mir von ihr die Schriften geben, welche Sie kompromittiren, Lenz, und führe das Mädchen wieder nach Hause. So wird die Sache ohne Eklat geordnet. Sie gelangen nebstbei in den Besitz Ihrer Papiere, und — mögen dann späterhin meine Schwester entführen, wann es Ihnen und ihr beliebt!“

Der Baron blickte mit gerunzelter Stirne vor sich hin. Er gewahrte nicht das schadenfrohe Lächeln, welches um Roberts Lippen schwebte.

Der junge Stahl, anfänglich darüber bestürzt, daß Ottilie nicht bei dem Baron erschienen, hatte jetzt, nachdem er alle Umstände und seine und der Schwester Stellung zum Vater wohl erwogen, seinen völligen Gleichmuth, seine gewöhnliche Unverschämtheit wieder

erlangt. Der Baron aber war augenscheinlich verstört; nun seine Kombinationen jedenfalls empfindlich durchkreuzt worden, empfand er Zorn und Angst zugleich.

Doch nach kurzem, finstern Brüten sah er ein, daß es hier heißen müsse — sich in die Umstände fügen. Und für diese war Roberts Vorschlag das Passendste, was sich im Augenblicke thun ließ.

„Gut!" sagte er. „Empfangen Sie Ottilie, setzen Sie ihr auseinander — machen Sie ihr begreiflich, daß —"

„Ich verstehe!" unterbrach Robert den Stockenden lächelnd. „Und nun machen Sie, daß Sie fortkommen, Baron."

„Ich werde also vor morgen früh nicht in meine Wohnung zurückkehren. Bevor das geschieht, könnten wir uns vielleicht, der Vorsicht halber, zeitig morgen in einem Kaffeehause treffen, — doch nicht in dem, das ich für gewöhnlich besuche —"

„Ganz recht. Kommen Sie morgen um 10 Uhr zum „Rebhändl" in die Goldschmidtgasse, das Kaffeehaus liegt so ziemlich versteckt. Dort unterrichte ich Sie vom Stand der Dinge, —"

„Und bringen mir die Papiere!" ergänzte der Baron.

„Ja, ja!" versetzte Robert trocken.

Lenz achtete in seiner Unruhe nicht auf Robert's beinahe verächtliche Miene. Er läutete seinem Diener, ertheilte ihm einige Befehle, ließ sich Hut und Palletot bringen, drückte dem jungen Stahl hastig die Hand, und schlüpfte dann die Treppe hinunter und zum Hause hinaus.

Als der Baron fort war, murmelte Robert in sich hinein: „Schade, daß ein Mädchen, wie Ottilie, sich an Diesen gehängt hat!“

Dann warf er sich im Vorzimmer in ein Fauteuil, griff zu einem Buche, das auf dem Tische neben ihm lag, und begann gleichmüthig darin zu blättern.

Das Buch beschäftigte ihn indessen wenig. Er überlegte Allerlei in Bezug auf seine Schwester. Robert, nicht weniger Egoist als sein Vater, hatte so gut wie dieser seine Intrigue, durch welche er hoffte sein Glück zu begründen.

Er hatte Ottiliens Thorheit und des Barons Plan unterstützt, nicht etwa, weil er eine besondere Sympathie für seine Schwester oder Lenz empfand, sondern weil er sogleich begriff, daß ihm die Entfernung des Mädchens aus dem Hause, und zwar unter solchen Umständen, von großem Nutzen sein müsse. Es kümmerte ihn das Schicksal seiner Schwester gar wenig, und ob sie sich einem Abenteurer in die Arme liefere oder

nicht, er würde ihr ebensowohl Beistand geleistet haben, hätte sie geradezu mit einem Verbrecher in die weite Welt fliehen wollen. „Je weiter, desto besser," war Robert's Gedanke gewesen, „denn hier werde ich durch sie immer benachtheiligt sein, sie weiß die Mutter besser zu nehmen als ich, und versteht sich selbst beim Vater auf ihren Vortheil! Hat sie seither für sich allein gearbeitet, warum soll ich das nicht auch thun, selbst wenn ich mir den Anschein gebe, für sie zu wirken?" Dieser, eines Stahl's Grundsätzen würdige, Gedanke hatte den jungen Taugenichts geleitet, als er zu Allem seiner Schwester die Hand bot.

„Es war Alles so schön eingeleitet," sagte sich Robert, während er mechanisch in dem Buche blätterte, „ich wäre im Handumdrehen zu Hause der Hahn im Korbe geworden, würde dieser verwünschte Brief nicht gekommen sein! Ottiliens Flucht hätte freilich so nur wenige Stunden verborgen bleiben können, aber diese wenigen Stunden würden ja hingereicht haben, die ganze Sachlage zu ändern. Sie waren einmal im Vorsprung! Jetzt dürfen sie nicht mit einander fliehen, mir kann damit nicht gedient sein, daß man Ottilie noch an demselben Abend in's Haus zurückbringt! Sie würde mir bald wieder Konkurrenz machen! Nein, sie darf nicht mehr nach Hause! Und brauche ich denn jetzt den

Baron dazu, meinen Plan durchzusetzen? Hat man sie nicht schon erwischt und nach Hause geführt, kommt sie hi-her, dann — dann werde ich die Sache schon in Richtigkeit bringen!“

Robert starrte sinnend auf die Blätter, ohne zu lesen, was er vor sich hatte. Von Zeit zu Zeit lachte er höhnisch in sich hinein.

So mochte etwa eine Viertelstunde vergangen sein als die Wohnungsglocke heftig ertönte.

„Aha!“ sagte sich Robert, indem er das Buch zur Seite legte und sich erhob. — „Jetzt werden wir sehen.“

Bevor noch Ignaz, der im Schlafkabinet des Barons an den Koffern beschäftigt war, bis zum Vorzimmer gelangen konnte, hatte Robert die Wohnungsthür erreicht.

Das Läuten wiederholte sich stürmischer.

Ignaz erschien. Robert winkte ihm, sich zurückzuziehen. Der Diener gehorchte.

Und nun erst öffnete Robert.

Ottilie, bleich und athemlos, stürzte über die Schwelle.

„Du hier?“ rief sie keuchend. „Wo ist der Baron?“

Und sie eilte dem Vorzimmer zu.

„Halt, Ottilie!“ rief ihr Robert nach, indem er

die Wohnungsthüre schloß. „Du findest den Baron weder dort, noch überhaupt zu Hause!“

Ottilie wendete sich hastig zu ihrem Bruder und starrte ihn an.

„Wo ist er?“ stammelte sie. „Hat man ihn arretirt?

„O nein,“ versetzte Robert in spöttischem Tone, „er hat nur das Hasenpanier ergriffen! Dein Held und Liebhaber ist Dir davongelaufen!“

„Robert, Du lügst!“ rief Ottilie leidenschaftlich. „Das ist unmöglich!“

„Frage den Ignaz, den Du im Kabinet seines Herrn finden wirst. Der Baron denkt nicht an ein Entfliehen mit Dir, seit er durch mich erfahren hat, daß der Vater und die Polizei um Alles wissen. Dein Held hat mich beauftragt, Dir das zu sagen und ihn zu entschuldigen, daß er es nicht für gerathen erachtet, Dein Erscheinen hier abzuwarten. Er hat sich aus dem Staube gemacht!“

„O mein Gott, das ist schändlich, niederträchtig!“ stöhnte Ottilie, indem sie auf einen Sessel niedersank.

„Es ist das jedenfalls weder galant noch muthig!“ antwortete Robert ernst. „Als Dein Geliebter sollte er

mehr dem Gebot seines Herzens, als dem der Vorsicht folgen! Ich habe ihm das auch gerade heraus gesagt."

„Schändlich!" murmelte Ottilie außer sich.

„Du hast also einem Feiglinge Deinen Ruf, Deine Ehre geopfert!" fuhr Robert fort, „Ich hoffe, Du wirst ihn hinfort verachten, statt ihn zu lieben!"

Ottilie antwortete nicht sogleich. Ein Kampf ging in ihr vor, der rasch beendigt wurde. Das Blut schoß in ihre Wangen. Ihr Blick ward düster und stolz. Sie machte eine leidenschaftliche Bewegung.

„Ich liebe meine Freiheit, meine Unabhängigkeit!" stieß sie dann mit bebender doch zugleich herrischer Stimme hervor.

„So ist es recht!" rief Robert, scheinbar in lebhafter Theilnahme. — „Eine Ottilie Stahl ist kein gewöhnliches, schwaches Mädchen. Und für einen solchen Elenden hast Du Alles gewagt! Aber wir werden uns rächen! Gib mir die Schriften des Barons."

„Ich habe sie nicht mehr!" rief Ottilie, in ihrer heftigen Erregung das Sammettäschchen auf den Tisch schleudernd. — „Der Polizeibeamte, der mich am Wagen erwartete, und sich für den neuen Diener des Barons ausgab, hat sie mir in einem Hotel abgenommen. Er handelte im Auftrage des Vaters, wie er gesagt hat,

daher werden die Schriften jetzt wohl schon in den Händen desselben sein!"

Robert erschrack ernstlich, als er das Wort „Polizeibeamte" vernahm. Hatte der Vater also doch keine Rücksicht darauf genommen, daß seine eigene Tochter die Diebin gewesen? Und wenn nun Ottilie den Beistand des Bruders gestanden hätte, oder nachträglich eingestehen mußte? Wie dann?

Aber im nächsten Augenblicke bedachte Robert, daß Ottilie ihm ja frank und frei gegenüber sitze, der Beamte sie also auch auf Wunsch des Vaters habe laufen lassen. Die ganze Sache schien ihm räthselhaft. Hastig forschte er nach den Einzelnheiten des Geschehenen. Und als er nun durch Ottilie Alles erfuhr, da war ihm der Vorgang noch unerklärlicher.

„Ein Polizeibeamter war das keinesfalls," sagte er zu Ottilie, als diese geendet hatte, „denn ein solcher hätte Dich trotz der Weigerung des Vaters arretiren müssen. Und jener Mann kann auch im Auftrage des Vaters nicht gehandelt haben, denn es ist nicht denkbar, daß der Vater, der jeden Augenblick in Geldverlegenheiten steckt, und bedeutende Verpflichtungen hat, Dir ohne Weiteres nahe an neuntausend Gulden überlassen sollte! Wer aber kann denn so besonderes Interesse an den Papieren des Barons haben?"

Robert sann nach. Ottilie starrte ihn betroffen an. Plötzlich sah sie ihren Bruder lebhaft auffahren.

„Ich hab's!" rief dieser. — „Ja, ja, so wird's sein! Deshalb also trachtete er, so rasch wie möglich von mir fortzukommen, als ich ihm die Nachricht brachte, Du seiest vom Hause entwischt, und der Vater habe die Behörde in Bewegung gesetzt? Ottilie, der Baron hat mit Dir und mir Komödie gespielt. Als pfiffiger Schelm erschien ihm eine Flucht mit Dir sammt Deinem entwendeten Gelde denn doch zugewagt, und so ließ er Dich durch einen Helfershelfer in das Hotel locken, die für ihn gefährlichen Schriften an sich zu bringen."

„Welcher Einfall!" entgegnete Ottilie hastig und erregt, während der Argwohn, daß es doch so sein könne, wie Robert behauptete, in ihrer Seele aufdämmerte — „hätte er nicht die Entwendung der Papiere auf andere Weise von mir begehren können, als indem er mich zur Flucht beredete?"

„Nein! Denn er mußte sich sagen, Du und ich, wir würden uns nur zu einem solchen äußersten Schritt verstehen, wenn es sich dabei um Deine Zukunft handle! Glaube mir's, er hat uns nur ausgebeutet, um seinen Zweck zu erreichen, und läßt uns fallen, nun wir uns für ihn entehrt haben und er geborgen ist!"

„O mein Gott!" stammelte Ottilie in einem Ge=

misch von Wuth und Schmerz, „wenn das sein sollte, dann — dann wäre er ein Ungeheuer!“

„Das ist er!“ versetzte Robert hastig, „um so mehr, als er Dir die Heimkehr in das elterliche Haus unmöglich gemacht hat. Der Vater hat in meiner Gegenwart hoch und theuer geschworen, Du dürfest niemals wieder die Schwelle seines Hauses betreten. Und nun um so mehr, Ottilie, bin ich überzeugt, daß nicht er es war, der Dir sagen ließ. Du mögest die große Summe behalten, mit der Du entflohen bist! Ist sie dort in der Sammttasche?“

„Ja!“ entgegnete Ottilie. „Und ich will keinen Kreuzer davon,“ fuhr sie leidenschaftlich und stolz fort — „trage die Tasche mit dem Gelde zum Vater, ich will nicht als gemeine Diebin, nur des Geldes willen, davon laufen!“

„So wirst Du keinen Versuch wagen, dem Vater — ?“

„Wahrlich nein!“ unterbrach ihn Ottilie heftig. „Ich will Freiheit, Unabhängigkeit, müßte ich darüber zu Grunde gehen! Und ich werde nicht zu Grunde gehen, Robert!“

„Gewiß nicht!“ versetzte dieser, mit eigenthümlichem Blick seine Schwester musternd. — „Du bist schön —“

„Ich verstehe zu singen,“ fuhr Ottilie rasch fort,

„der Baron und Andere haben mir gesagt, ich besitze Talent für die Bühne. Ich werde noch heute wo möglich Wien verlassen, und dann irgendwo zum Theater gehen.“

Robert blickte seine Schwester heimlich triumphirend an. Er hatte Ottilie, wo er sie haben wollte. Aber er dachte sich auch zugleich: „Geht sie ganz ohne Geld, so sitzt sie uns bald wieder auf dem Halse!“

„Ich billige Deinen Entschluß, Ottilie!“ sagte er. „Du hast Talent, Du wirst eine glänzende Carriere machen. Im Hause dagegen hättest Du die Hölle! Doch sei vernünftig“ — setzte er hinzu — „ganz ohne Geld läßt sich dergleichen nicht unternehmen!“

Robert trat zum Tisch, öffnete das Sammttäschchen, zog eines der Banknotenpäckchen hervor und reichte es Ottilien.

„Hier, Schwester,“ fuhr er fort, „nimm diese tausend Gulden. Ich werde den Abgang derselben schon vor dem Vater verantworten. Du mußt sie nehmen, es handelt sich um Deine Zukunft. Indem Du dem Vater das Uebrige durch mich zurücksendest, begehst Du keinen Diebstahl mehr, wenn Du diese tausend Gulden nimmst — Du würdest dem Vater mehr kosten, wenn er noch ferner für Dich zu sorgen hätte.“

Ottilie nahm zögernd das Packet und schob es dann hastig in den Busen.

„Du schreibst mir Deine nächste Adresse," fügte Robert hinzu, indem er die Sammttasche schloß und unter den Arm nahm, „und ich sende Dir Deine Effekten dorthin. Gehen wir jetzt."

Die Geschwister verließen die Wohnung des Barons und stiegen schweigend die Treppe hinunter. Am Hauseingang gab Robert der Schwester die Hand.

„Lebe wohl," sagte er gelassen, „viel Glück! Laß bald von Dir hören! Was soll ich dem Vater von Dir sagen?"

„Daß ich die Freiheit der Knechtschaft und Heuchelei vorziehe!" versetzte Ottilie, den Kopf hochmüthig emporwerfend. — „Lebe wohl!"

In so unnatürlicher Weise trennten sich die unnatürlichen Geschwister. Sie hatten ja nie etwas für einander gefühlt.

Ottilie bog hastig links in die Straße ein, Robert rechts. Keines von Beiden sah sich noch einmal nach dem andern um.

Robert aber lachte vor sich hin, während er, das Sammttäschchen mit dem Gelde in der Hand, den Weg nach Hause einschlug.

„Von uns Beiden," murmelte er in sich hinein,

„wäre ich doch wohl am besten zur Schauspielkunst geeignet. Die Thörin, die dort jetzt wohl auf's Gerathewohl in die Welt hineinläuft, hat noch weit bis zu mir.“

Als Robert auf das Glacis gelangt war, dämmerte es bereits. Er schlug eine der einsamsten Alleen ein.

Dort öffnete er das Sammttäschchen Ottiliens, zog die Banknotenpackete hervor und steckte sie in die Brusttasche seines Rockes.

Dann ließ er das leere Sammttäschchen in's Gras fallen.

„Ich wäre ein Narr,“ flüsterte er lachend vor sich hin, „wollte ich nicht das für mich behalten, was meine stolze Schwester verschmäht! Entweder wird der Vater in der nächsten Zeit ein Millionär oder ein Bankerottirer, — in beiden Fällen sind diese paar tausend Gulden nichts mehr für ihn, als ein Tropfen Wasser dem Meere!“

Und Robert schlenderte wohlgemuth nach Hause.

Dreizehntes Capitel.

Bei der Gräfin.

Der Baron Lenz war in heftiger Erregung durch die Schottengasse vor das nahe Thor geeilt.

Auf dem Glacis verließ er rasch das Gewühl der Spaziergänger und trat auf den Wiesengrund hinaus.

Wohin soll ich mich wenden? fragte er sich, wo bis zum Morgen bleiben?

Nachdenklich schritt er weiter.

Hm, dachte er, wenn ich auf's Land hinausfahren wollte, — da würde ich vor Nachforschungen am sichersten sein! Doch wozu das? Ich habe den Diebstahl nicht begangen, und Ottilie, ich kenne sie zu gut, wird nicht aussagen, daß ich sie dazu angeleitet — sie kann's auch nicht, denn drehte ich in unserem Gespräche bei der Schneiderin die ganze Sache nicht so, daß ihr das als

das Resultat ihrer eigenen Ueberlegung erscheinen mußte, was nichts als eine geschickte Einflüsterung von mir war? Zum Teufel, hätte ich Stahl gegenüber nur dieselbe Geistesgegenwart besessen, dann könnte ich jetzt die Dinge, die da kommen werden, furchtlos abwarten! Doch diese verwünschten Oraviczaer Papiere! Wird aber auch der Fabrikant es wagen dürfen, mich zu verfolgen? Darf er nicht gewärtig sein, daß ich seine nächtlichen Besuche, die er unserer Spielhölle abgestattet hat, an's Licht ziehe? Hab' ich nicht die Bons, sein Treiben aufzudecken? Das meinige würde freilich dabei ebenfalls zur Sprache kommen, mag er denken, aber muß er sich nicht sagen, daß mir am Ende daran nichts mehr liegen werde, falls ich überzeugt sei, doch vor's Messer zu kommen!? Stahl gibt sich aus was immer für Gründen seit Kurzem den Anstrich eines sehr christlichen Mannes, darum wird er gerade jetzt einen Skandal zu vermeiden suchen! Und hat man Ottilie erwischt und kommt der Fabrikant nur wieder zu seinem Gelde, dann wird er, weiß Gott, nicht so eifrig sein, die Sache weiter zu verfolgen!

Der Baron brütete einige Augenblicke vor sich hin. Sein Antlitz, das bereits einen sorglosen Ausdruck gewonnen hatte, verfinsterte sich wieder, und nahm zugleich die unruhige Miene von vordem an.

Wenn nun aber Stahl gezwungen sein sollte, weiter

zu gehen? murmelte er. Ist Ottilie durch die Polizei eingefangen worden, dann sind dieser auch meine Schriften in die Hände gefallen, dann —! Diese höllischen Papiere!

Der Baron hatte, während er so hastig grübelte, vor sich nieder starrend seinen Weg fortgesetzt. Er blickte jetzt auf und sah, daß er die Richtung nach Mariahilf eingeschlagen. Dieser Umstand ließ ihn an die Gräfin denken.

Zur Julie will ich gehen, sagte er sich, das wird das Beste sein! Sollte mir die Behörde etwas anhaben wollen, dann kann ich jedenfalls durch Juliens Vermittlung mehr als so auf meiner Hut sein! Soll ich bis morgen, bis zum Rendezvous, das ich mit Robert verabredet habe, warten, ohne Erkundigungen einzuziehen? Diese Unruhe, welche ich fühle, würde mich verzehren! Ich selber darf heute weder meine Wohnung betreten, noch auch nur in die Nähe derselben kommen, — man könnte mir auflauern. Aber Karoline kann rekognosziren, sie ist schlau, und heute kann die Julie sie auf Auskunft schicken, oder selber sich auf den Weg machen! Ist Gefahr für mich da, oder hat der Ignaz auch nur Verdächtiges bemerkt, dann — dann werden die Weiber schon meine werthvollsten Sachen aus der Wohnung zu schaffen wissen, und ich mache mich noch diesen Abend aus dem

Staube, — habe ich nicht ohnehin alles Geld, was ich besitze, schon eingesteckt? Und Julie täuschen, damit sie für mich wirke, ist ja eine Kleinigkeit! Sie ahnt nicht den wahren Grund meiner Flucht, — falls ich überhaupt fliehen muß — und ein anderer ist leicht für sie gefunden! Hab' ich nicht an jenem Abend, bevor Stahl zu ihr kam, während unseres Soupers Winke bei ihr fallen lassen, deren Andeutungen mir jetzt zu Statten kommen werden?

Nachdem der Baron so mit sich zu Rathe gegangen war und den Entschluß gefaßt hatte, seine alte Bundesgenossin aufzusuchen und auch jetzt in seiner eigenthümlichen Lage als Helfershelferin zu gebrauchen, verdoppelte er seine Schritte. Je rascher er ging, desto mehr steigerte sich seine Unruhe, doch nicht etwa, weil er befürchtete, die Gräfin möge den wahren Sachverhalt errathen. Ihr gegenüber empfand er im Gegentheile eine Sicherheit, die sich auf das Uebergewicht stützte, das er seither bei seinem Opfer geltend zu machen gewußt hatte. Was ihn immer lebhafter zu foltern begann, war die Ungewißheit, in der er sich genöthigt gesehen hatte, seine Wohnung zu verlassen.

Endlich betrat er flüchtigen Fußes das Haus in der Gardegasse. Athemlos erreichte er den ersten Stock.

Er pochte in einer eigenthümlichen Weise, welche den Dienstleuten der Gräfin bekannt war.

Eine Magd öffnete. Karoline war es nicht, — diese hatte freilich ihre geheime Mission wie der Leser weiß, längst ausgeführt, war aber noch nicht nach Hause zurückgekehrt.

Die schöne Julie befand sich im kleinen Salon.

Sie war in großer Ungeduld. Sie hatte die hübsche Toni, ihre Gesellschafterin, unter irgend einem Vorwande aus der Wohnung zu entfernen gewußt, denn es galt ja jetzt den Anton Schulhof zu empfangen.

Sie erwartete ihn mit klopfendem Herzen, sollte er doch die heiß ersehnten Papiere bringen, die ihr vollständige Herrschaft über den treulosen Baron sichern mußten.

Zwanzigmal wohl hatte die Gräfin bereits auf ihre Uhr geblickt, und eben so oft das Buch zur Seite geworfen und wieder ergriffen, das sie in die Hand genommen, die Zeit des Wartens sich minder peinlich zu machen.

Schließlich hatte sie doch nicht vermocht, ihre Unruhe durch Lektüre zu dämpfen, ihr Geist war zu lebhaft mit dem beschäftigt, was Anton jetzt unstreitig schon ausgeführt haben mußte, war nicht überhaupt der Plan, welchen sie so fein ersonnen, bei der Ausführung verunglückt.

In demselben Augenblicke, in welchem der Baron das Haus betrat, hatte sie das Buch zum sovielten Male hingeworfen und sich erregt und mit einem Anflug von Unmuth von ihrem Sessel erhoben.

Die Flucht der Tochter des Fabrikanten wird durch irgend einen Umstand verzögert worden sein, sagte sie sich. Karoline wäre wohl schon zurück, hätte diese Ottilie das Haus ihres Vaters zur festgesetzten Stunde verlassen. Und nun mein Mädchen noch nicht da ist, darf ich wohl noch nicht auf das Erscheinen Antons rechnen! Wie aber, wenn diese ganze Sache verschoben worden, oder wohl gar von Stahl entdeckt wäre, bevor noch eine Flucht seiner Tochter bewerkstelligt werden konnte? Wenn er diese leichtsinnigen Geschwister über der That ertappt hätte? Dann wäre ich um meine Hoffnung auf den Besitz der Schriften betrogen!

So ward die Gräfin, ähnlich wie der Baron, von Ungewißheit gemartert.

Sie schickte sich an, zum Fenster zu eilen, um einen Blick auf die Gasse zu werfen, als sie plötzlich im Vorzimmer hastige Schritte vernahm.

Ah, sagte sie sich im beklemmenden Gefühl gespannter Erwartnng, entweder ist das Karoline oder schon der Anton. Jedenfalls werde ich endlich etwas erfahren!

Die Thüre des kleinen Salons ward eilig geöffnet, — der Baron trat ein.

Die Gräfin blickte betroffen auf die unerwartete Erscheinung. Ihr erster Blick auf Lenz sagte ihr, daß dieser sich in großer Aufregung befinde, die er sich be-

mühe, vor ihr zu verbergen. Seine Züge waren, wenn auch nicht geradezu verstört, doch nicht gelassen wie sonst, seine Blicke, die unstät umherzuckten, hatten eine fieberhafte Glut.

„Das Vorhaben ist ihm mißglückt!“ sagte sich die Gräfin beim Anblick ihres Geliebten. — „Käme er sonst hieher, und das wie ein Verzweifelter? Aber was wird er wollen?“

Sie hatte kaum Zeit sich dieses zu sagen, denn der Baron trat sogleich zu ihr heran.

Er erkünstelte ein Lächeln, das keineswegs zu der Bläſſe seines Angesichts und seiner unruhigen Miene paßte.

„Mein Erscheinen setzt Dich in Erstaunen, nicht wahr, Kind?“ begann er mit einer Stimme, deren Klang die Gräfin vollends überzeugte, daß der Baron eine innere Folter wenig siegreich bekämpfe.

Es drängte sich ihr unmittelbar die Ueberzeugung auf, ihr Geliebter sei keinesfalls mit der Tochter Stahl's zusammen getroffen. Und diese Ueberzeugung verlieh ihr sogleich die Zuversicht, nach der sie seit einer Stunde vergeblich gerungen hatte.

„In der That,“ antwortete sie fest, einen durchdringenden Blick auf ihren Geliebten richtend, „Du kommst zu ungewöhnlicher Stunde! Und eine unge-

wöhnliche Angelegenheit führt Dich hierher, mein Freund, das erkenne ich an Deinem Aussehen. Du bist verstört!"

Der Baron trat von der Gräfin fort, warf sich in ein Fauteuil und brach in ein erzwungenes Lachen aus. Die schöne Abenteurerin blieb, wo sie stand ohne eine Miene zu verziehen.

„Verstört? Nicht doch, mein Kind!" rief der Baron, indem er seinen gewöhnlichen gleichmüthigen Ton zu erheucheln suchte, den er indessen jetzt nicht traf.

„Aber Du bist bleich, — Deine Stimme zittert."

„Mag sein! Ich bin rasch gegangen, bin so gut wie außer Athem, das ist Alles! Und zugeben will ich, daß mich in diesem Augenblicke eine Sache unangenehm berührt, die —"

„Welche Sache?"

„Habe ich Dir nicht kürzlich erst gesagt, daß mir scheine, als ob der Fabrikant hier und dort Andeutungen und Winke über mich fallen lasse, die meine Art und Weise zu spielen betreffen?"

„Ich erinnere mich, daß Du sagtest, er hege einen Argwohn —"

„Und daß diesen Argwohn bereits einige unserer Gäste theilen, wie ich aus ihrem gegen mich zurückhaltenden Wesen errathen mußte?"

„Ganz recht, das sagtest Du. Und ich tadelte Deine Unvorsichtigkeit, mit der Du an jenem Abende verfuhrst, als Stahl nach dem Verlust seines ganzen Geldes so weit ging, Dir Bons auszustellen.“

„Du wirst Dich auch erinnern, daß ich Dir vorschlug, Dich auf einige Wochen auf's Land zurückzuziehen!“

Die Gräfin lächelte in eigenthümlicher Weise.

„Ja, ja! Was ich ablehnte!“ sagte sie dann.

„Ich suchte Dir damals begreiflich zu machen, daß die Vorsicht uns gebiete, uns auf eine kurze Zeit von einander zu trennen. Ich hegte einen unbestimmten Argwohn gegen Stahl und einige der Herren, das war Alles!“

„So sagtest Du wenigstens.“

„Heute weiß ich, daß dieser Argwohn wohlbegründet war!“

„Wie so?“

„Aus guter Quelle erfuhr ich, daß der siebenbürgische Produktenhändler, dem ich so ziemlich Alles abnahm, durch Stahl aufgereizt, mich heute bei der Polizei denunzirt habe.“

„Ei, ei!“ versetzte die Gräfin kalt.

„Und daß die Folge davon eine Untersuchung sein müsse, die man demnächst, vielleicht heute noch gegen mich einleiten werde!“

„Diesen Abend noch?“ fragte die Gräfin so ruhig wie zuvor.

„Wie ich Dir sage!“ fuhr der Baron fort, ein wenig stutzig gemacht durch den Gleichmuth, mit dem seine Geliebte die Nachricht hinnahm.

„Und was wirst Du dabei thun?“ fragte die Gräfin weiter.

„Nimmt die Polizei die Sache auf, wie ich fast vermuthe,“ begann der Baron von Neuem mit weniger Sicherheit, „so dürfte sich noch heute der eine oder der andere ihrer Leute in meiner Wohnung einstellen, daher habe ich diese verlassen, und dem Ignaz eingeschärft, zu sagen, ich sei für einen Tag auf's Land.

„So gedenkst Du also bei mir zu bleiben?“

„Bis morgen, mein Kind. Inzwischen könntest Du heute noch die Karoline in meine Wohnung senden, damit ich erfahre, ob sich dort von Seiten der Polizei irgend Jemand eingestellt habe.“

„Und wenn das der Fall war?“

„Dann — dann werde ich alle Anstalten treffen, gleich morgen in aller Frühe eine kleine Reise anzutreten,“ fuhr der Baron mit erzwungenem Humor fort — „eine kleine Reise, die so lange dauern dürfte, als dieser Satan von Produktenhändler noch in Wien verweilt, denn ich bin überzeugt, ist er einmal fort, so wird

man die Sache fallen lassen, da ich ohnehin einige gute Bekannte habe, welche Einfluß besitzen. Doch jetzt" — setzte er in gewissem Ton hinzu, denn seine innere Unruhe verdrängte den erkünstelten Scherz von seinen Lippen — „jetzt möchte ich in der That, daß Du das Mädchen um Erkundigung fortschicktest — Du wirst begreifen, die Ungewißheit — ich gestehe Dir offen, Kind, daß ich denn doch einigermaßen besorgt bin — und wahrlich, ich erstaune, wie leicht Du die Sache zu nehmen scheinst —!"

Die Gräfin lächelte. Aber während dieses Lächelns hatten ihre Augen einen eigenthümlichen, beinahe dämonischen Glanz.

„Weßhalb sollte ich Deinetwegen in Sorgen sein?" antwortete sie. „Kann man Dir beweisen, daß Du falsch spieltest? Du bist nicht über der That ertappt worden, und wirst von jetzt an vorsichtig sein! Nur ich," fuhr sie mit scharfer Betonung fort, „könnte der Behörde den Beweis liefern, daß Du ein falscher Spieler bist, — und ich bin ja Deine Bundesgenossin! Warum willst Du Wien verlassen? Mein Freund, Du hast einen anderen Grund die Polizei zu fürchten, und willst ihn mir verbergen!"

„Ich schwöre Dir —"

„Du triebst ein anderes falsches Spiel —"

„Ich verstehe Dich nicht —“

„Ein anderes Spiel, bei dem Du nicht verstandest die Karten so zu mischen, daß Dein Betrug verborgen blieb, ein Spiel, das Du verlieren mußtest, weil Du verrätherisch genug warst, es auch gegen diejenige zu richten, ohne welche Du längst wärest verloren gewesen!“

Der Baron sprang betroffen vom Fauteuil auf.

„Julie!“ stammelte er.

„Spare Deine Worte!“ unterbrach ihn die Gräfin mit gebieterischer Strenge. „Ich weiß Alles, — Du hast die Tochter des Fabrikanten Stahl bethört, in einen Liebeshandel mit Dir verstrickt, sie ist für Dich zur Verbrecherin geworden, — heute wolltet Ihr mit einander entfliehen! Es wäre Euch gelungen, wenn — wenn ich nicht meine Rechte an Dich geltend gemacht hätte!“

Der Baron starrte die Gräfin bestürzt an.

„Du?“ rief er, „Du hättest —?“

„Ein Brief, welcher Stahl Alles enthüllt hat, ist —“

„Von Dir ist jener Brief, der —“

Du weißt es schon, daß Stahl ein Billet erhielt? Dein Antlitz ließ es mich errathen! Nun denn, ich schrieb diesen Brief, weil ich Dich vor einer thörichten, kopflosen Handlung bewahren wollte, weil ich ältere Ansprüche an Dich zu machen habe, als jene Ottilie, weil

Du mir, Deinem Opfer verfallen bist, wie ich Dir verfallen bin für alle Zeit!"

Noch immer starrte der Baron die Gräfin an. Aber er hatte sich bereits von seinem ersten Schrecken erholt. Er sah ein, daß nur durch eine rasch und gut gespielte Komödie, nun er Ottilie für sich verloren glaubte, sich seine gewandte und besonders in seiner jetzigen Lage so nützliche Bundesgenossin zu sichern vermöge. Und der Baron besaß Geistesgegenwart und Verstellungsgabe genug, sich sogleich helfen zu können. Er bediente sich einer Kriegslist, die in den meisten Fällen als eine erfolgreiche gelten kann, — er ging ohne Weiteres von der Rolle des Beschuldigten zu der eines Anklägers über.

„Unglückliche!" rief er, „Du also spieltest mir diesen Streich? O wie thöricht war ich, Dich nicht in den Plan einzuweihen, durch dessen Ausführung ich nur bezweckte, einer Gefahr vorzubeugen, die mich und damit auch Dich bedrohte, und der wir jetzt durch Dich mehr als zuvor preisgegeben sind! Deine Eifersucht, die ich zur Genüge kenne, war es, die mich abgehalten, Dir mitzutheilen, daß ich mich der leichtfertigen Tochter Stahl's bedienen müsse, gewisse Papiere zu erlangen, die mich in's Zuchthaus bringen können, in der Stille wollte ich die Sache abmachen, Dir nicht unnöthige

Sorgen zu verursachen! O ich war thöricht! Aber Du bist es noch mehr gewesen! Julie, wie konntest Du, wenn irgend ein Zufall Dir auf mir unbegreifliche Weise verrieth, daß ich mit Ottilie Stahl in Verbindung getreten, mich blindlings verdammen, und wähnen, es sei mir mit einer solchen Ernst? Und hättest Du, wenn Du einmal einen Verdacht gegen mich hegtest, mich nicht unumwunden zur Rede stellen können, statt hinter meinem Rücken, ohne den eigentlichen Grund meiner Handlungsweise zu kennen, gegen mich aufzutreten, meinen wohlangelegten Plan zu durchkreuzen?"

„Wie," rief die Gräfin in einem Gemisch von Mißtrauen und Ueberraschung, „Du wagst es, zu behaupten, dieser Plan sei nur dahin gegangen, Dich in den Besitz jener Papiere zu setzen, und dann —"

„Meiner Schriften und jener Summe, die Stahl mir schuldet und seither vorenthalten hat, wie Du weißt!" unterbrach sie der Baron mit erkünstelter Heftigkeit. — „So ist's, und ich schwöre Dir, daß kein anderer Beweggrund mich leitete, daß ich das Mädchen ihrem Vater zurückgeschickt hätte, sobald die Papiere und das Geld einmal in meinem Besitz gewesen wären! Du kannst mir den Vorwurf machen, daß ich jene Ottilie grausam getäuscht habe, das ist auch Alles, aber die Nothwendigkeit zwang mich dazu, der Gedanke an meine, an un-

sere Sicherheit, denn durch Stahl würde man mich um so sicherer für unsere Spielabende zur Rechenschaft gezogen, und Dich mit mir verhaftet haben! Habe ich ein falsches Spiel getrieben, so warst wahrhaftig Du nicht das Opfer desselben, Du, an deren Schicksal mein Leben geknüpft ist, die ich liebe!"

„Halt ein, Heuchler! Du bist ein Egoist, Du liebst nur Dich selbst!"

„Dir ziemt es nicht," versetzte der Baron mit der Miene des Schmerzes," mir eine solche Beschuldigung in's Gesicht zu schleudern, Dir nicht, die Du nur an Dich gedacht hast, als Du ungerecht mich verdammtest ohne mich zu hören, und mich dem Verderben preisgabst, indem Du mein Vorhaben vereiteltest! Hast Du die Ueberzeugung, daß ich ein Egoist sei, wie kommt es dann, daß Du, ein so kluges Weib, dieses mein Vorhaben verkennen konntest? Weiß ich nicht aus guter Quelle, daß Stahl am Rande des Bankerottes steht? Was kann mir also eine Entführung seiner Tochter nützen? Glaubst Du, ich habe die Lebensklugheit so weit aus den Augen gesetzt, mir ein Weib aufbürden zu wollen, das weder Vermögen besitzt, noch dereinst Anwartschaft auf ein solches haben wird, das obendrein nicht so schön, so interessant, so geistvoll und gewandt ist, als es mir in meinen jetzigen Verhältnissen nur wünschenswerth sein

kann, als — mit einem Wort — als Du es bist, Julie? Nun denn, wenn Dir Dein eigenes Nachdenken sagen muß, daß ein Egoist nicht also handeln kann, so liegt es auch für Dich am Tage, daß ich durch jene Ottilie nur meine Papiere und mein Geld wollte, daß nur mein Sinn darnach gestanden, dem Bankerottirer eine Summe zu entreißen, die ohne solches Mittel in wenigen Tagen für mich verloren sein muß, nicht aber mich in den Besitz eines Mädchens zu setzen, die eine Gräfin Julie nicht aufwiegt!"

Der Baron hatte mit Leidenschaft gesprochen. Jetzt richtete er den Blick auf die schöne Dame der Demimonde; dieser Blick, der vorwurfsvoll und liebeglühend zugleich war, hatte jene magnetische fesselnde Kraft, deren der Abenteurer sich bewußt war. Der Busen der Gräfin wogte stürmisch.

„Und wenn Du mich belügen solltest, wie ich nicht zweifle," lispelte sie mit in heftiger Erregung flammendem Blick und zitternder Stimme, „ich lasse nicht von Dir!"

„Ich aber werde Dich verlassen müssen," versetzte der Baron düster, „und das durch Deine Schuld, denn wenn der Tochter Stahl's von der Polizei meine Schriften abgenommen worden sind, wie ich befürchte —"

„Sei ohne Sorgen," unterbrach ihn die Gräfin

hastig, „ich habe Alles gethan, diese Schriften in meine Hände zu bringen!“

„Wie?“

„Ein Abgesandter von mir, den ich an jenen Wagen, welchen Du dem Mädchen sandtest, sich stellen ließ, hat die Rolle der Polizei übernommen. In diesem Augenblicke wird so mein Getreuer schon im Besitze Deiner Schriften sein.“

Der Baron starrte die Gräfin betroffen an.

„Ist es möglich?“ stammelte er. — „Doch erkläre mir —“

„Dazu ist jetzt nicht die Zeit,“ unterbrach ihn die Gräfin eilig, „denn ich muß jeden Augenblick das Eintreffen des Mannes erwarten den ich aussendete, und es ist ein Glück, daß ich jetzt daran gemahnt werde. Dieser Mann darf uns hier nicht beisammen finden. Gehe in mein Boudoir und harre meiner dort. So viel nur sei noch gesagt: Du hast weder Stahl noch die Polizei mehr zu fürchten.“

Der Baron trat rasch an Julie heran und umschlang sie anscheinend leidenschaftlich.

„Geliebte Julie!“ rief er. — „Du bist ein herrliches Wesen! Wahrlich, wir sind für einander geschaffen! Und — meine Papiere?“

„Sie bleiben in meinem Besitz,“ entgegnete die

Gräfin lächelnd, „sie sollen mir das Mittel sein, Dich bösen, lieben Heuchler für ewig an mich zu fesseln, da das meine Reize nicht mehr vermögen!"

„Geliebte Zweiflerin!" lispelte der Baron und schloß den Mund der Gräfin mit Küssen.

Plötzlich aber fuhren sie auseinander, denn die Thür, welche zum Vorzimmer führte, ward aufgerissen.

Die Gräfin stieß einen Schrei aus, entfärbte sich und wankte. Der Baron starrte zur Thüre.

Er sah einen jungen Mann auf der Schwelle stehen.

Das Antlitz dieses Mannes war todtenbleich, seine Züge waren verzerrt, seine Augen stierten auf die Gräfin.

„Wer ist dieser Mann!" rief der Baron, von unwillkürlichem Grausen erfaßt.

Die Gräfin zuckte unter dem wirren Blicke des Mannes auf der Schwelle, zusammen. In furchtbarer Seelenangst vermochte sie nicht von der Stelle zu weichen, auf der sie stand. Ihre Kniee schlotterten.

„Allmächtiger Gott, Anton!" schrie sie.

Dieser schlug ein wildes Gelächter auf. Sein Blick durchbohrte die Gräfin.

Er stand zum Sprunge bereit, wie der Tieger, bevor er sich auf seine Beute stürzt.

„Ja, der Anton!" heulte er. „Der Anton — der Alles gehört hat, Schlange, der Anton, dem Du sein

Seelenheil vernichtet hast, der Anton, der sich rächen will!"

„O Gott, o Gott," schrie die Gräfin, ihre eine Hand wie zur Abwehr angstvoll und zitternd vorwärts streckend; „er ist wahnsinnig, Julius! Zu Hülfe, Julius!"

Anton brach in ein neues, markdurchschneidendes Gelächter aus.

Im nächsten Augenblicke stürzte er in's Zimmer.

Der Baron warf sich zwischen ihn und die Gräfin.

„Zurück!" donnerte der Abenteurer, einen Sessel schwingend.

„Bist Du da, Verführer, Hallunke?" heulte Anton. „Ja, ja, Du mußt zuerst d'ran!"

Der Baron sah ein Messer in der Faust des Rasenden blitzen, er fühlte die Hand, mit der er den Sessel hielt, von den Fingern Anton's wie mit Eisenklammern umkrallt.

„Hülfe!" rief der Baron.

Aber das Wort war kaum heraus, als die blitzende Klinge in den Hals des Barons fuhr. Ein dumpfer Schrei, ein Röcheln und der zum Tod Getroffene schlug zu Boden.

Und Anton stierte mit wirrem Blick umher. Er ließ das Messer fallen.

Da kauerte sie in einem Winkel des Gemaches,

die stolze, schöne Sünderin, das Antlitz bleich, entstellt, die Hand flehentlich erhoben, auf den Knieen.

„Erbarmen, Anton, Erbarmen!“ jammerte sie.

Ein grauenvolles Auflachen war die Antwort.

Und jetzt kam er heran zu ihr, die düster glühenden Augen stier aus dem Kopfe heraustretend, das blasse, verzerrte Angesicht mit dem Blute des Barons bespritzt.

„Liebchen komm', ich küsse besser als dieser da!“ heulte er heiser, mit fürchterlicher Stimme. — „Hast's ja gesagt, daß Du mir gehören willst, — jetzt bist Du mein!“

Die Gräfin wollte schreien, ihr versagte die Stimme. Ihr Kopf schlug an die Wand des Gemaches.

Und nun klammerten sich die Hände Anton's krampfhaft um ihren weißen Hals. Die Nägel gruben sich tief in das Fleisch ein.

Ein Gurgeln ertönte aus der Kehle der Gräfin. Einen Moment schlug sie um sich, dann zuckte ihr Körper. Und jetzt hörte auch das Zucken auf.

Lautlos, in dumpfes Brüten verloren, starrte der Wahnsinnige lange auf sein Opfer. Endlich ließ er es los.

Der Körper sank schlaf zusammen. Die Gräfin war erdrosselt.

Anton blickte auf die Leiche, lachte grell auf, trat

über den in seinem Blute schwimmenden Baron hinweg und schritt zur Thür hinaus.

Er stieß mit dem Fuße an seinen Hut, der im Vorzimmer auf dem Boden lag.

Er bückte sich mechanisch, griff nach dem Hute, setzte ihn auf und lachte in sich hinein.

Dann verließ er die Wohnung.

Von den Dienstleuten war nur die Magd zu Hause gewesen, welche ihn eingelassen hatte. Diese stand auf dem Gange und plauderte mit einem Mädchen des Hauses. Sie hatte nichts von dem Lärm in der Wohnung und den Hülferufen vernommen.

Anton schritt an ihnen vorüber die Stiege hinunter. Die Mädchen achteten nicht auf ihn, sie ahnten nicht, daß ein Mörder, ein Wahnsinniger an ihnen dahingeschritten war.

Vierzehntes Capitel.

Licht und Schatten.

Das eindringliche Gespräch Weidner's mit der Frau von Heuber hatte seine Früchte getragen. Wenngleich es die alte Dame auch fernerhin vermied, sich ihrer Nichte zu zeigen, offenbarte sie doch indirekt Besorgniß um dieselbe, und ließ ihr durch die Dienstleute allerlei kleine Aufmerksamkeiten erweisen. Therese errieth daraus, daß sich der Sinn der alten Dame bedeutend geändert habe, und sie schrieb ganz richtig diese Veränderung dem Einflusse des ehrlichen Fabrikanten zu.

Theresens Zustand besserte sich von dem Augenblicke an rasch, wo sie die Hoffnung hegen durfte, durch die Vermittlung einer rechtschaffenen, theilnehmenden Familie sich mit ihrem Manne zu verständigen. Weidner's ruhige Zuversicht hatte ihr neues Vertrauen ein=

geflößt. Und als nun endlich am Sonnabend in der letzten Hälfte des Nachmittags die Equipage Weidner's an der Villa erschienen war, da hatte sie muthig im Bewußtsein ihrer Schuldlosigkeit und zugleich kräftiger als sie sich seit Wochen fühlte, sammt ihrem Kinde das Haus der Tante verlassen. Sie hätte gern noch bevor der alten Dame ihren Dank dafür abgestattet, daß sie so lange geduldet worden, aber Frau von Heuber war trotz ihrer milderen Stimmung gegen Therese, in ihrer Konsequenz so weit gegangen, sich verleugnen zu lassen.

Mamsell Lisette hatte sogleich nach ihrer Rückkunft aus der Stadt den Besuch Weidner's erfahren, da sie aber sah, daß ihre Herrin sich nicht herbeiließ, die Nichte in ihrer Kammer aufzusuchen, so hielt sie es nicht der Mühe werth, Stahl von Weidner's Erscheinen eigens in Kenntniß zu setzen. Erst als die Equipage des Fabrikanten erschien und Therese abholte, da ward die alte Heuchlerin stutzig und sie beschloß, am folgenden Tage, da es für den Sonnabend zu spät war, Stahl sogleich auf den befremdenden Umstand aufmerksam zu machen. Sie war ohnehin überzeugt, der Seidenfabrikant werde sich am Sonntage mit seiner Familie bei der „Frau Tante“ einstellen.

Zu jener Zeit, als sich in der Wohnung der Gräfin jener furchtbare Auftritt ereignete, der im vorigen Ka-

pitel geschildert ward, befand sich Therese längst im Weidner'schen Hause an der Seite Paulinens und der würdigen Hausfrau.

Weidner war seit anderthalb Stunden etwa fort, denn er hatte sich zu Stahl begeben und hinterher, seine künftige Schwiegertochter zu beruhigen, zur Kaiserstraße und in die Wohnung Ferval's, des Mannes um so sicherer habhaft zu werden. Aber er hatte seiner Alten zuvor versprechen müssen, dem Gatten Theresens auch nicht durch ein Wörtchen zu verrathen, wer ihn eigentlich erwarte.

„Ich bringe ihn schon mit, verlaßt Euch darauf!" hatte Weidner dann gesagt, und war gegangen.

Wir aber müssen zu dem armen Anton zurückkehren.

Mit wie glückseligen Gefühlen war er, nachdem er von Ottilien jene Papiere erlangt hatte, welche den Baron für ewig von Julien fern halten sollten, zu der Wohnung Derjenigen geeilt, die er reumüthig glaubte. Dort angelangt, hatte er die Magd schon auf dem Treppengange gefunden, und war von ihr, als er nun rasch die Wohnung betrat, nicht angehalten worden, denn die Gräfin hatte ja ihren Dienstleuten befohlen, den jungen Arbeiter jederzeit ohne Weiteres einzulassen. So war es gekommen, daß Anton das Vorzimmer hatte betreten

können, ohne daß die Gräfin und der Baron davon eine Ahnung haben konnten, Anton war im Begriff gewesen, die Thür, welche zu dem kleinen Salon führte, zu öffnen, als er die Stimmen Juliens und des Barons vernommen hatte. Unwillkürlich war er lauschend stehen geblieben, und hatte so gehört, was ihn aus allen seinen Himmeln reißen und mit niederschmetternder Gewalt sein Gemüth treffen mußte. Der Schlag war um so fürchterlicher gewesen, je unerwarteter er gekommen war. Am Ziel seiner kühnsten Wünsche sich wähnend, eine stille, reizende Zukunft vor Augen, war ihm plötzlich in schonungslosester Weise enthüllt worden, daß er dem Weibe, an dem seine ganze Seele hing, nichts sei, daß sie die Grausamkeit so weit getrieben habe, sich seiner zu bedienen, um ihren ehrlosen Verführer desto sicherer an sich zu fesseln. Und nun diese entsetzliche Ueberzeugung wie ein verheerender Blitzstrahl plötzlich über ihn gekommen, hatte sie nicht allein das Herz des armen jungen Mannes zerrissen, aus dessen Gemüth ohnehin erst seit wenigen Tagen die düstere Schwermuth gewichen war, sondern auch seinen Geist augenblicklich mit Wahnsinn umnachtet.

Nachdem er die grauenvolle That begangen hatte, verließ Anton, wie der Leser weiß, das Haus der Gardegasse.

Als er auf die Straße kam, dunkelte es bereits. Die Leute, welche an ihm vorüberschritten, unterschieden daher nur undeutlich seine verstörten Züge und sahen nicht die Blutstropfen auf seinen Wangen.

Der Unglückliche erreichte das Glacis; er durchkreuzte dasselbe keuchend und den stieren Blick auf den Boden geheftet.

Bisweilen war es, als mühe er sich unter der Flucht verworrener Bilder, die auf ihn einstürmten und seine Sinne in wildem Taumel umkreisten, einen Gedanken festzuhalten. Dann blieb er einige Sekunden lang mit angstvoll umherirrendem Blicke stehen, fuhr mit den Händen krampfhaft zu den Schläfen, stöhnte und eilte weiter.

So erreichte er die Vorstadt Roßau.

Als er in die Schmidtgasse einbog, mußte er einen furchtbaren brennenden Schmerz im Gehirn empfinden, denn er schleuderte den Hut vom Kopf, preßte beide Hände an denselben und stieß ein dumpfes, leises Geheul aus. So stürzte er vorwärts; wer ihm begegnete, wich scheu zur Seite.

Eine Minute noch und er erreichte den Thorweg des Weidnerischen Hauses.

Vater Landsberger hatte sich mit der Frau Nettel und den Kindern in seiner kleinen Parterrewohnung um den Tisch gesetzt, auf dem das Nachtmahl stand.

„Wo der Anton nur sein mag!“ brummte Landsberger, indem er gravitätisch nach dem großen Suppenlöffel langte, der aus der neuen Terrine hervorsah. — „Er ist heute Nachmittag aus der Fabrik fortgegangen, ohne auch nur ein Sterbenswörtchen zu sagen, ohne Erlaubniß des Herrn sogar!“

„Und nicht einmal beim Auszahlen des Wochenlohnes hat er sich eingestellt! versetzte Frau Nettel, während sie den Kindern Brot schnitt. — „Sollte er wieder seine Grillen haben?“

„Kann mir's nicht denken,“ war Landsberger's Antwort, „denn er hat heute in der Frühe gesungen, wie er's seit ein paar Tagen thut, und kurz bevor er fortschlich, sprach ich ihn noch, da sagte er: Vater Landsberger, ich bin jetzt so lustig, daß ich schon tanzen könnte, wenn ich nur den Kukuk schreien hörte und ein altes Weib auf einem Strohhalm dazu blasen würde. — Das sagte er und ich antwortete ihm: Weißt Du, Anton, das freut mich, aber hübsch Maß halten muß man in Allem — außer denn, man setzt sich zum Wein!“

„Du fängst schon wieder an, ein rechter Spaßmacher zu werden, Landsberger!“ sagte Frau Nettel lächelnd.

„Und warum denn nicht?“ antwortete der wackere Alte auflachend. „Wenn die Sonne auf dem Uebungsmarsch ist, schlagen die Heuschrecken die Trommel!“

Landsberger hatte kaum geendigt, als er ein Geräusch an der Thür vernahm.

Er schaute zu dem, in dieser Thüre angebrachten Fenster und erblickte hinter demselben ein bleiches, verzerrtes Antlitz, aus dem düstere, unheimliche Augen ihm entgegenfunkelten.

Landsberger fuhr betroffen von seinem Sessel in die Höhe.

„Was gibts denn?“ rief die Frau verwundert, „Du bist ja blaß, als sähst Du ein Gespenst!“

„Ich glaub's beinahe!“ murmelte Landsberger. „Schau dort hin, Alte!“

Und Landsberger deutete auf das Fenster.

Frau Nettel folgte mit dem Blick der angegebenen Richtung. Plötzlich stieß sie einen Schrei aus und sprang ebenfalls auf.

„Das ist der Anton!“ rief sie. „Um Gottes willen, wie sieht der aus!“

Die Thür ging auf. Der, welchen die Frau genannt hatte, wankte die beiden Stufen hinab in's Zimmer.

Die Kinder, die sonst Anton stets entgegengesprungen waren, flüchteten sich jetzt schreiend vor ihm vom Tisch in einen Winkel.

Anton stierte das Ehepaar an.

„Da bin ich!“ rief er wild auflachend. „Was er-

schreckt Ihr bei meinem Anblick? Ich sehe es wohl! Bin ich Euch nicht lustig genug? Hört Ihr nicht, daß ich lache? Ihr wollt's ja immer! Habt Ihr Wein?"

„Anton, wo kommst Du her? Was ist Dir?" rief Landsberger bestürzt.

Frau Nettel wich zurück.

„Er hat Blut an den Händen kleben und im Gesicht!" schrie sie.

Der Wahnsinnige richtete seinen Blick starr auf den gedeckten Tisch.

„Blut! Da sagt Einer etwas von Blut!" stieß er hervor. „Wer weiß davon, daß ich ihn erstochen habe —? Er selber kann's nicht aussagen — er ist todt — todt! Hast Du Todte reden hören, Mann?"

Anton wankte zu Landsberger, ergriff ihn am Arm und blickte ihn verstört an.

„Toni, besinne Dich, um Gottes willen, komm' zu Dir!" rief Landsberger, die Hand Antons von sich losmachend. „Was ist Dir geschehen? Setze Dich! Hast Du getrunken?"

Anton ließ den wüsten Blick umherschweifen.

„Ihr Blut getrunken?" sagte er beinahe tonlos und zusammenschauernd. „Bin ich ein wildes Thier?"

Dann fuhr er mit einer Hand zum Scheitel.

„O weh, mein Kopf —!“ stöhnte er. — „Das brennt — mein Hirn verbrennt — gebt mir Wein!“

Und er taumelte zum Tisch.

„Ihr Blut getrunken?“ fuhr er fort und brach in krampfhaftes Lachen aus — „Wie hätte ich's können —? Es wäre lustig gewesen, und man will ja, ich soll lustig sein —! — Wie hätte ich's trinken können — ich habe sie ja erdrosselt!“

„Jesus Maria!“ schrie Frau Nettel, sich bekreuzigend, indem sie zu ihren Kindern sprang, diese mit ihrem Körper schützend. „Der Toni ist —“

Die Frau stockte in ihrer Angst.

Landsberger aber trat an Anton heran.

„Was redest Du da für tolles Zeug?“ brummte er begütigend. — „Komm' in Deine Kammer, ich bringe Dir Wasser, lege Dich schlafen, Toni, Du bist krank!“

Anton stützte sich auf den Tisch und starrte drüber hinweg.

„Schlafen? Ja, sie schlafen auch,“ murmelte er anfänglich dumpf, dann lauter seine Stimme erhebend, „sie und der Baron, der Verführer! Ich verhalf ihnen dazu! — Aber auch ich muß hinüber — denn sonst — sonst ist er jenseits allein bei ihr — und ich —? Was will ich denn?“

Antons leerer Blick suchte nach Etwas auf dem Tische.

Plötzlich stieß der arme Wahnsinnige einen gellenden Schrei aus. Er hatte das große Brotmesser gewahrt, das neben dem Teller der Frau Nettel lag,

Hastig griff Anton nach diesem Messer.

Mit Blitzesschnelle packte Landsberger den Arm des Unglücklichen.

„Was willst Du mit dem Messer?" rief der Alte entsetzt.

„Laß mich los!" schrie der Angeredete, indem er eine Anstrengung machte, seinen Arm von der kräftigen Faust Landsberger's zu befreien. „Was hinderst Du mich? Du hast vollends keine Ursache mich zu hindern — ich kenne Dich wohl — Du bist der Vater Landsberger — ja, ja," fuhr er wie träumerisch fort. „Du bist ihr Vater — ihr Vater — und ich komme von ihr — ich habe sie umgebracht!"

Frau Nettel schrie auf, Landsberger starrte, außer sich vor Schreck, den Unglücklichen an.

„Die Julie?" stammelte er, „Du hättest die Julie — ?!"

Anton brach plötzlich in ein schneidendes Gelächter aus. Er blickte wild auf.

„Wer redet von der Julie?" schrie er, während seine Züge krampfhaft zuckten. „Sie ist todt, und ihr Verführer auch, — wollten sie nicht die Papiere, um

mich zu betrügen? — Todt ist der Schelm — siehst Du nicht das Blut an meinen Händen, Mann? Sie mußten sterben — und das muß ich auch — sonst — hörst Du, laß mich los — sonst ist er drüben allein bei ihr, und ich kann nicht zwischen sie treten!"

Der Wahnsinnige riß sich los und zuckte das Brotmesser gegen seine Brust.

Landsberger aber packte die Hand, welche das Messer hielt, von Neuem. Der muskulöse Alte war stärker als der Unglückliche, er hatte im Nu das Messer und schleuderte es weit von sich.

Mit dumpfen Geheul warf sich Anton auf den Vater seiner erdrosselten Geliebten, den er jetzt nicht mehr zu kennen schien. Sie rangen mit einander.

Es war ein heißer Kampf. Der Tisch war umgestürzt und schlug sammt Allem was darauf stand, krachend zu Boden.

Die Kinder schrien, Frau Nettel jammerte und rief um Hülfe.

Eine Minute noch und Anton lag überwältigt am Boden. Landsberger hielt den Armen, dem der Schaum vor dem Munde stand und der mit den Füßen um sich schlug, kräftig nieder.

„Einen Wäschstrick her, Weib!" keuchte Landsberger. „Ich muß ihn binden!"

An allen Gliedern zitternd, wankte Frau Nettel zu einem Kasten; sie brachte das Verlangte.

Unter furchtbarer Anstrengung band Landsberger den Wüthenden.

„Rufe den Kutscher, und wenn noch irgend wer in der Fabrik sein sollte!“ fuhr Landsberger athemlos fort. „Auch dem Herrn bringe die unglückliche Nachricht — aber mache kein Aufsehen!“

Frau Nettel schlotterte voll Grausen an dem brüllenden Anton vorüber und zur Thür.

Sie stand im Begriff, die Stufen zu derselben hastig hinaufzuspringen, als diese von außen geöffnet ward.

Weidner und Ferval erschienen an der Schwelle.

„Um Gottes willen, was geht da vor?“ rief der Fabrikant bestürzt.

„Der Anton hat den Verstand verloren,“ keuchte Landsberger zur Antwort, während er auf der Brust des Armen kniete und ihm die Hände band — „und ich fürchte nach seinen verwirrten Reden, er beging einen Doppelmord — die Julie und den Baron —“

„Entsetzlich!“ murmelte Weidner, die Stufen zum Zimmer hinabsteigend. „Diese unglückliche Leidenschaft!“

Weidner und Ferval, welcher dem ersteren in das kleine Gemach gefolgt war, schickten sich an, Landsberger beizustehen.

„Lassen Sie's nur," rief der Alte, „ich bin schon mit dem armen Burschen fertig! Es ist ein Unglück — wir glaubten ihn schon auf gutem Wege — dahin hat's kommen müssen — und die Julie —!"

Landsberger sprang auf. Anton lag regungslos und gefesselt am Boden, denn jetzt waren auch seine Füße gebunden. Noch immer schäumte der arme Wahnsinnige vor Wuth und verdrehte die Augen, aber kein Laut kam über seine zuckenden Lippen.

„Und in solchem entsetzlichem Zustande kam er hieher?" fragte Weidner.

„Ja, Herr!" entgegnete Landsberger dumpf.

„Soeben erst?"

„Vor wenigen Minuten."

„Und was sind das für Papiere, welche dort neben ihm auf den Boden liegen?"

„Papiere?" rief Landsberger.

Er sah jetzt erst ein Packet Schriften, das beinahe zu Füßen des Geknebelten lag.

Landsberger hob es auf.

„Als die Beiden mit einander rangen," stammelte Frau Nettel, „da fiel es dem Anton aus dem Rock!"

„Seltsam!" brummte Landsberger, einen düsteren Blick auf den am Boden Liegenden werfend. „Wie das

Alles zusammenhängen mag — sehen Sie nur, der Anton hat ganz fremde, feine Kleider an —"

„Gebt mir die Schriften," unterbrach ihn Weidner, „vielleicht finden wir in ihnen irgend einen Aufschluß!"

„Ja, ja," rief Frau Nettel, „er schrie vorhin, daß man die Papiere von ihm wolle, ihn zu betrügen!"

Landsberger reichte seinem Herrn das Packet. Während er dieß that, entfiel demselben ein Billet.

Ferval, der bei dem ganzen Auftritte ein stummer, bestürzter Zeuge gewesen war, bückte sich, nahm es auf, und gab es dem Fabrikanten.

Bevor Weidner noch die Papiere prüfte, entfaltete er dieses Billet.

„Was sehe ich!" rief er im höchstem Grade überrascht, nachdem er einen Blick auf die Unterschrift des Schreibens geworfen hatte.

Und nun überflog Weidner hastig die wenigen Zeilen. Er hatte das Billet der Mamsell Lisette in Händen, das diese an Stahl schrieb, ihn von der beabsichtigten Trauung der Fervals in Dornbach zu benachrichtigen. „Beeilen Sie sich dieser Trauung Hindernisse entgegenzusetzen, sonst werden Sie um alle Ihre Hoffnungen betrogen sein!" waren die Schlußworte des Billets.

„Wunderbar!“ murmelte Weidner. „Wie kam das in die Hände jenes Unglücklichen dort?“

Dann hielt er Ferval mit leuchtendem Blicke das Billet hin.

„Lesen Sie!“ sagte er.

Ferval nahm das Billet und überflog es.

Während dieses geschah, schlug Weidner die Papiere auseinander.

Einen Augenblick starrte er sprachlos auf die Blätter.

„Die gefälschten Schriften des Barons, mit denen Stahl mich betrügen wollte!“ murmelte er dann.

Ferval hatte geendigt. Betroffen sah er Weidner an, als er ihm das Billet zurückgab.

Dann schweifte sein Blick zu den Papieren hinüber, die der Fabrikant in den Händen hielt. Wie durch einen Zauber gebannt blieb dieser beinahe schreckhaft auf den Schriften haften.

„Allmächtiger Gott,“ schrie der junge Mann in furchtbarer Aufregung erblassend, „das ist dieselbe Handschrift — dieselbe!“

„Welche?“ fragte Weidner hastig.

„O mein Gott, ich habe ihn ja hier, den Brief!“ fuhr Ferval bebend fort.

Und seine Finger wühlten in fieberhafter Eile in der Brusttasche seines Rockes.

Jetzt riß er das Schreiben daraus hervor, durch welches Stahl in so grausamer Weise Therese bei ihm verdächtigt hatte.

Keines Wortes mächtig, drückte er es Weidner in die Hand.

Dieser entfaltete es auf den Papieren und las es.

Das Antlitz des Fabrikanten überflog der Ausdruck einer freudigen Ueberraschung.

„Ja, ja, dieselbe Handschrift!“ rief er lebhaft, als er geendet hatte. „Es sind die Schriftzüge des Barons.“

„Welches Barons?“ stammelte Ferval.

„Der Baron Lenz ist, wie diese Lisette, ein Werkzeug Stahl's!“ entgegnete Weidner. „Mir ist jetzt Alles klar, Herr von Ferval, Sie haben Ihrer Gattin ein großes Unrecht gethan!“

Ferval schlug den Blick zu Boden.

„Wie aber mögen die Papiere des Baron Lenz in die Hände des armen Burschen gekommen sein?“ fuhr Weidner fort.

„Wer redet vom Baron?“ röchelte der Wahnsinnige am Boden. „Ich erstach ihn, weil er mir die Julie entführen wollte, — hättet sie sehen sollen, wie sie zuckte, als ich ihr die Kehle eindrückte, — Niemand hat ein Recht auf sie, als ich! — Niemand! — Gebt mir das Messer!“

„So ist es wirklich geschehen, was der Unglückliche dort sagt?“ stöhnte Landsberger und schlug entsetzt die Hände zusammen.

Weidner und Ferval standen eine geraume Weile erschüttert da. Der Fabrikant ermannte sich zuerst.

„Der arme Anton kann hier nicht bleiben!“ sagte er, auf Anton deutend. — „Lauft, oder seid Ihr zu angegriffen, Landsberger, so schickt einen meiner Leute um einen Fiaker. Was Anton im Wahnsinn that, wie ich befürchte, ist nicht zu ändern, wir werden dem weiter nachforschen und die nöthige Anzeige machen. Für den unglücklichen Burschen selber ist wohl das Beste, er kommt sogleich in's Irrenhaus!“

„In's Irrenhaus!“ murmelte Landsberger schmerzlich vor sich hin. — „Ich sagte es ihm voraus!“

„Kommen Sie, Herr von Ferval,“ fuhr Weidner fort, „Sie haben Vieles wieder gut zu machen!“

Der Angeredete fuhr aus seiner Erstarrung auf.

„Ja, ja! Mein armes Weib, meine Therese,“ rief er leidenschaftlich. — „Ich muß zu ihr, sie anflehen, daß sie mir vergebe! O, mein Gott, ich war so thöricht, so verblendet, an Theresen's Tugendhaftigkeit zu zweifeln! Stahl ist ein Teufel! Entschuldigen Sie mich, Herr von Weidner, ich muß fort, muß zu ihr hinaus. Sagen Sie Pauline, daß ich sie nicht sehen könne, daß

meine Pflicht, meine Reue mich zu der gekränkten Gattin rufen! Leben Sie wohl!“

Ferval stürzte zur Thür.

„Halt! Wohin?“ rief ihm Weidner nach.

„Sie haben es gehört,“ war die hastige Antwort, „zu ihr, der ich unaussprechlich wehe that! Jeder Augenblick, bis ich Theresen wiedersehe, ist mir eine namenlose Folter!“

„Nun denn,“ entgegnete Weidner, „Sie haben nicht nöthig weit zu gehen. Ihre Frau ist in meinem Hause, hier im ersten Stock, bei meiner Frau und Paulinen.“

„Wäre es möglich?!“ stammelte Ferval, in dessen Antlitz Schmerz und Entzücken mit einander rangen. „Therese hier? — O, mein Gott —“ setzte er plötzlich entmuthigt mit bebender Stimme hinzu. „Ich bereitete ihr furchtbare Qualen, — sie wird mich verachten, mich nicht sehen wollen!“

„Ihre Frau erwartet Sie hier seit einer Stunde,“ antwortete Weidner, „das wird Ihnen genügen, nach Allem was vorgegangen, nicht auch an ihrer Liebe zu zweifeln!“

Ferval blickte Weidner erschüttert an, eilte auf ihn zu, und preßte den wackeren Mann schluchzend an sich. Dann stürmte er wie rasend fort, zur Thür der

kleinen Hausmeisterwohnung hinaus, durch den Gang der Einfahrt die Stiege hinauf.

Weidner aber legte die Papiere und die beiden Billete sorgfältig zusammen.

„Mit diesem da," murmelte er vor sich hin, „werde ich Stahl, wenn auch nicht vernichten, — um Paulinen's willen, — doch für immer unschädlich machen!"

„Sorgt für den armen Burschen dort! Ihr habt von mir Vollmacht, für ihn zu thun was sich thun läßt!" sagte er zu Landsberger.

Und auch Weidner verließ das kleine Gemach, und folgte Ferval in den ersten Stock des Hauses.

Wir aber müssen uns nach Schottenfeld und zur Wohnung Stahl's wenden.

Als dieser sein Haus verlassen hatte, um bei der Behörde anzugeben, daß die Anzeige von einem bei ihm begangenen Diebstahle eine irrthümliche gewesen sei, war er nicht weit gekommen. Kaum hundert Schritte von seinem Hause hatte ihn ein Schwindel erfaßt, und ihn genöthigt umzukehren. An der Thüre seines Hausmeister-Portiers war er ohnmächtig zusammengesunken. Von dort hatte man ihn hinauf in sein Schlafzimmer getragen und sogleich zu einem Arzt geschickt. Bevor noch dieser erschienen war, hatte sich, auf die Anzeige des Werkführers hin, ein Polizeibeamter des Bezirkes

eingestellt, aber, ohne daß er sich näher von der Angelegenheit hätte unterrichten können, wieder entfernt, da der Fabrikant, der sich inzwischen von seiner Ohnmacht erholt, nicht zu sprechen war und Frau Stahl confuse und einander entgegengesetzte Antworten gegeben, und schließlich erklärt hatte, die ganze Sache sei von gar keinem Belang.

Anderthalb Stunden waren wohl vergangen, da saß Stahl im Wohnzimmer.

Sein wachsgelbes Antlitz war entstellt. Seine aus dunklen Ringen unstät hervorleuchtenden Augen hatten einen unheimlichen Ausdruck und jenen Glanz, der dem Blicke eines vom Fieber beschlichenen Menschen eigen ist.

Im Zimmer befand sich nur noch die dicke Fabrikantin. Sie hatte völlig den Kopf verloren und ging händeringend und jammernd von Zeit zu Zeit auf und nieder.

„Heule nicht, Weib!" rief Stahl, indem er aufsprang und eine Geberde der Angst und Ungeduld machte. „Sobald Robert mit der Ottilie zurückkehrt, und das wird er, ist Alles wieder ausgeglichen!"

„Ottilie wird nicht zurückkehren," schluchzte die Frau, „ich kenne sie! Sie ließe sich eher tödten! Sie ist hartnäckig, das arme Kind, o mon Dieh!"

„Durch Deine thörichte Schwäche ist sie so gewor-

den, eine ungerathene, selbstsüchtige Tochter!" versetzte Stahl heftig.

„Und Du, — Du brachtest sie zur Verzweiflung, das arme Kind, durch alle die Pläne, welche Du mit ihr vorhattest! Als ob ein Mädchen, jung und schön, von einundzwanzig Jahren, ihr Herz den Speculationen eines lieblosen Vaters zum Opfer bringen müßte! Ist Ottilie selbstsüchtig, so hast Du es verschuldet, nicht ich! An mir nur sah sie, wohin es führt, wenn man gutherzig genug ist, sich vom Manne tyrannisiren zu lassen. Ottilie hat Ehrgefühl, mehr als ich, o mon Dieh —"

„Ehrgefühl, — die Diebin!"

„Du triebst sie zum Aeußersten! Du wirst uns Alle noch in's Unglück stürzen!"

„Schweig, oder ich vergreife mich an Dir, Weib!" donnerte Stahl, dessen Gesichtsmuskeln in schwer verhaltener Wuth convulsivisch zu zucken begannen.

Die dicke Dame, schon durch den leisesten Zornausbruch ihres Gatten willenlos gemacht, sank seufzend in ein Fauteuil, und bedeckte schluchzend mit den fleischigen Händen ihr Antlitz.

„O mon Dieh, meine Ottilie!" stöhnte sie, während Stahl furchtbar erregt im Zimmer auf und nieder schritt.

„Robert wird sie bringen, die Ehrvergessene," rief

er, „und dann werden wir abrechnen mit einander, — Du und Ottilie, Ihr sollt in Zukunft andere Tage bei mir haben!“

„Drohe nur,“ stammelte Frau Stahl, indem sie die Hände kraftlos sinken ließ, „Du kannst kein größerer Barbar gegen ein leibliches Kind und eine Frau von savon vivre sein, als Du es schon warst! Aber meine arme Ottilie wird sich nicht ohne Weiteres hierher schleppen lassen! Sie wird nicht mit Robert kommen!“

„So bringt er das Geld! Daran ist mir mehr gelegen als an der leichtsinnigen Dirne!“

„Rabenvater!“

Stahl überhörte den Ausruf seiner Frau. Die Angst, welche ihn rastlos im Zimmer auf und nieder trieb, stieg mehr und mehr.

„Robert könnte längst zurück sein!“ murmelte Stahl. — „Sollte er zu spät gekommen sein? Hat er sie bis zum Bahnhof verfolgen müssen? Und erreichte er sie dort nicht — wußten sie ihm durch List zu entgehen —? Aber Robert ist schlau, eine verschmitzte Natur, ein Satan — ihm sind sie nicht entgangen! — Doch, der Bursche ist so wenig zuverlässig wie das Mädchen — o mein Gott, für Beide habe ich rastlos gestrebt, gerungen, für Beide bin ich — Verbrecher geworden — und Beide vergelten mir mit Undank!“

Stahl blieb stehen und starrte schmerzerfüllt vor sich hin.

Wohl hatte er soeben noch erklärt, daß ihm an der „leichtsinnigen Dirne" nichts gelegen sei, dennoch liebte er seine schöne, stolze Tochter Ottilie, und ihr aristokratischer Unabhängigkeitssinn flößte ihm, wenngleich er ihn despotisch jederzeit bekämpfte, eine Art Achtung vor ihr ein. Und ähnlich war es mit Robert. In ihm sah er sich selber verjüngt, er war aufgebracht auf ihn, weil Robert sich keck der väterlichen Autorität entzog und ihm zu trotzen wagte, und er liebte ihn dennoch um seiner kühnen Verschlagenheit willen. So waren ihm seine beiden ungerathenen Kinder, die er schon tausendmal verwünscht hatte, in's Herz gewachsen, sie waren, außer der Lust am Spiel und Luxus, sein einziges Glück, aber zugleich auch seine Hölle.

Plötzlich schreckte der Fabrikant aus seinem schmerzvollen Brüten empor. Er hörte vom Gange das Hallen rascher Schritte.

Unmittelbar darauf öffnete sich die Thür des Wohnzimmers. Robert trat ein.

Stahl stürzte ihm entgegen.

„Wo ist Ottilie?" rief er hastig.

„Fort!" war Robert's gelassene Antwort.

„Du lügst!" schrie Stahl entsetzt.

„Wenigstens erwischte ich sie so wenig wie den Baron!“ versetzte Robert so ruhig wie vorhin, sich gewissermaßen an der Bestürzung seines Vaters weidend.

Frau Stahl stieß einen Schrei aus und sank auf die Rücklehne des Fauteuils zurück.

„Du verfolgtest sie bis zur Eisenbahn?“ keuchte Stahl.

„Nein — ich hatte nicht den Auftrag.“

„Hund!“ brüllte Stahl außer sich, indem er sich auf Robert warf und ihn schüttelte. — „Du warst mit ihnen im Komplot!“

„Vater, beschimpfen Sie mich nicht!“ rief Robert, indem er einen Zorn erheuchelte, den er nicht fühlte. — „Lassen Sie ab von mir, sonst vergesse ich, daß ich Ihr Sohn bin!“

Und der fünfzehnjährige Taugenichts riß sich aus den Händen seines Vaters los.

Stahl's Arme sanken kraftlos nieder. Mit einem Blicke, in dem unsägliches Herzleid lag, schaute er auf den Sohn.

„O, meine ungerathenen Kinder haben längst verlernt, sich als solche zu betrachten!“ stammelte er.

„Wer trägt daran die Schuld?“ rief Robert mit schneidender Kälte, indem er zur Thüre zurücktrat.

Stahl machte eine leidenschaftliche Bewegung,

Haß und Wuth loderten in seinen Zügen auf. Aber im nächsten Augenblick wurden sie fahler und gespenstischer als zuvor.

„Und mein Geld —!“ stöhnte er.

„Ottilie ließ es nicht dem Diener des Barons zurück!“ versetzte Robert höhnisch. „Vielleicht besinnt sie sich eines Besseren, und sendet es Ihnen mit der Post, falls sie es nicht vorziehen sollte, die hübsche Summe mit ihrem Geliebten zu verprassen!“

Stahl's schmale Lippen bewegten sich krampfhaft; er ballte die Fäuste. Sein düsterer Blick schien den Boden zu seinen Füßen durchdringen zu wollen.

„Und mit einem elenden Abenteurer zu entfliehen!“ lallte er.

„Wer führte diesen elenden Abenteurer bei uns ein?“ sagte Robert mit eisiger Kälte. „Wer hat sich mit ihm in allerlei mehr als verdächtige Spekulationen eingelassen? Sie selber thaten das, Vater, Sie haben den Mann gekannt, und doch seinen Umgang mit Ihrer Tochter geduldet, weil Sie Ottilie für Ihre Pläne brauchten, und ihr doch ein Spielwerk für ihre Phantasie lassen wollten. Sie sehen, daß man sich leicht verrechnen kann, wenn man zu viel rechnet!“

Stahl's Blick schoß vom Boden fort und glühend auf den Sohn.

„Aus meinen Augen, Du höhnischer Schuft," schrie der Fabrikant, „aus meinen Augen, der Du meiner spottest, nun ich durch Euch elend geworden bin!"

„Ich gehe," antwortete Robert kalt, „ich verlasse auf der Stelle für immer Ihr Haus."

Frau Stahl stieß einen Schrei hervor, und machte vergeblich eine Anstrengung sich zu erheben.

„Ich gehe," fuhr Robert fort, „und überlasse Ihnen zu bedenken, ob Sie elender durch Ihre Kinder wurden, als Ihre Kinder durch Sie!"

Und Robert verließ das Zimmer.

Frau Stahl jammerte laut.

Stahl stand einen Augenblick regungslos da, wie eingewurzelt. Als sich die Thür hinter Robert schloß, that er einen hastigen Schritt nach derselben hin.

„Robert!" preßte er gewaltsam hervor.

Dann wendete er sich von der geschlossenen Thüre ab, wankte zum nächsten Sessel, warf sich darauf nieder, drückte die hageren Hände vor das Antlitz und stöhnte.

„Meine Kinder verlassen mich," wimmerte er, „sie vergelten mir mit Undank Alles, was ich für sie that, sie verachten mich! O mein Gott — ich bin elend — elend!"

Dann zog er die Hände vom Angesicht fort und

sprang in die Höhe. Eine dämonische Wuth verzerrte seine Züge, strahlte aus seinem düsteren, unstäten Blick.

Er stampfte mit dem Fuße auf.

„Und ich kann leben ohne sie!“ rief er grimmig. „Wie lange wird es dauern, dann bin ich trotz Allem ein reicher Erbe, ein Millionär! Ottilie wird, was sie hat und noch erhalten muß, bald vergeuden, dann ist Dürftigkeit ihr Los, und früher noch als sie wird der Taugenichts gedemüthigt sein, der jetzt, ohne Schmerz, ja mit frecher Stirne dem Elternhause den Rücken wendet. Dann mögen sie kommen und winseln — ich werde sie von meiner Schwelle jagen, in's Elend hinein — — sie haben es nicht besser gewollt — sie entäußern sich ihres Vaters — dann werde ich — o großer Gott — großer Gott — meine — Kinder!“

Stahl rang verzweiflungsvoll die Hände. Der sonst so kalte, in den gefährlichsten Lagen des Lebens geistesgegenwärtige, egoistische Mann fühlte sich schwach, sah sich seinem Schmerze gegenüber widerstandslos.

Die Frau jammerte noch immer laut. Der Blick des Fabrikanten irrte zu dieser zuckenden Fleischmasse hinüber.

„Weib,“ schrie er, „mache mich nicht wahnsinnig mit Deinem Geheul!“

Und Stahl war im Begriff aus dem Zimmer zu

entfliehen, in dem es jetzt beinahe völlig dunkel geworden war.

Da ward an die Thür gepocht, durch welche einige Minuten zuvor Robert verschwand.

Der Fabrikant starrte mit weit aufgerissenen Augen zu dieser Thüre hinüber. Er blieb regungslos stehen.

„Wird es Robert sein?“ sagte er sich bebend. — „Kehrt er zurück?“

„Herein!“ stammelte er.

Die Thür ging auf.

Der rothäugige Diener Anton erschien.

Er trug in einer Hand eine angezündete Moderateurlampe, in der anderen einen Brief.

„Vom Herrn von Weidner!“ sagte der Diener und hielt seinem Herrn den Brief hin.

Beim Namen Weidner durchrieselte es Stahl wie ein Fieberfrost, er fühlte all sein Blut zum Kopfe sich drängen, und eine unerklärliche, ahnungsvolle Angst bemächtigte sich seiner.

Mit bebender Hand griff er nach dem Briefe.

Der Diener stellte die Lampe auf den Tisch und entfernte sich aus dem Zimmer.

Stahl wankte an seiner jetzt im Weinkrampfe leise schluchzenden Frau vorüber zum Tisch.

Als er dort das Siegel des Briefes brach, war es ihm, als breche auch zugleich sein Herz.

Und jetzt glitt sein Blick über das von der Lampe scharf erhellte, geöffnete Papier.

Er las:

„Dein ganzes nichtswürdiges Treiben ist den Fervals und mir enthüllt. Die gefälschten Oraviczaer Papiere des Baron Lenz und ein Billet Deiner Helfershelferin Lisette sind in den Händen Ferval's, die Identität der Handschrift jener Dokumente mit derjenigen des Briefes, welcher Therese verdächtigte, ist erwiesen. Ferner ist uns der unumstößlichste Beweis geliefert worden, daß Du es warest, der das Attentat auf Therese ausgeführt, die Taufe verhindert, das anonyme Schreiben dem Baron diktirt und den arglosen Mann Thereesens in die Nähe der berüchtigten Gräfin gelockt hat. Die jungen Eheleute haben sich mit einander verständigt und ausgesöhnt, in diesem Augenblick erfährt Frau von Heuber Dein schändliches Vorgehen. Von ihr hast Du nichts mehr zu hoffen; wie Ferval gegen Dich verfahren wird, weiß ich noch nicht — mache Dich auf Alles gefaßt!

Leopold Weidner."

Als Stahl von diesen Zeilen wieder aufblickte, die er, mit Entsetzen erfüllt, überflogen hatte, begannen seine

Züge mehr und mehr sich grauenhaft zu verzerren; in wenigen Sekunden war mit ihnen eine furchtbare Veränderung vorgegangen.

„Nichts mehr zu hoffen!“ murmelte er an allen Gliedern zitternd, während der Angstschweiß auf seine bleiche Stirne trat, — „Nichts mehr zu hoffen! — Wie sind sie in den Besitz der Schriften gekommen, die Ottilie entwendete? Ist das Mädchen arretirt, und der Baron — aber dann — wie kommt Ferval dazu? — O mein Gott,“ rief er verzweiflungsvoll, indem er den Brief Weidner's fallen ließ und mit beiden Händen nach dem Kopfe griff, — „ich habe keine Gedanken jetzt — Alles wüst, verworren in meinem Gehirne! — Morgen ein Bettler, ein Bankerottirer — Gott, Gott! — Von Weidner keinen Beistand zu erwarten — von den Kindern verlassen, verrathen vielleicht — hörst Du's Weib? — Schaffe Rath!“

Und Stahl sprang in wilder Hast zu der dicken Frau und rüttelte sie, daß sie hell aufschrie.

„Rathe Dir selber!“ jammerte sie in Angst und Schmerz. „Alles kommt über Dich, denn Du hast Alles verschuldet! Rathe Dir jetzt, Du wolltest mich früher nicht hören, wenn ich warnte!“

Stahl fuhr von seiner Frau zurück.

„Wollte ich nicht?“ rief er grell auflachend. „Ja

damals,“ setzte er dumpf hinzu, „da war Alles klar in mir — meine Gedanken — mein Wille — da hatte ich Kraft — Energie — was brauchte ich da den Rath halbblödsinniger Geschöpfe, wie Du bist? — O mein Gott — aber das Unglück ist über mich hereingebrochen — über mich — und nun ist ein toller Spuck in meinem Gehirne, — und ich sinne — sinne —“

Stahl stieß einen Schrei der Wuth und Verzweiflung aus und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirne. Dann stürzte er von Neuem auf seine Gattin ein und packte sie.

Das Haar hing ihm wirr von der Stirne herab, sein Antlitz ward fahler, sein Blick sprühte unheimlicher als zuvor.

„Weib,“ rief er bebend, indem er sie heftiger rüttelte, so daß die unförmliche Fleischmasse mit dem Fauteuil umzustürzen drohte, „schaffe mir einen Ausweg — einen Gedanken — einen winzigen Gedanken, — Deine Verschwendung, die Verschwendung Deiner Kinder hat mich dahin geführt, wo ich bin — schaffe sie mir — sie fliehen mich Alle — sie sollen rathen — sie sind verschmitzt, wie ich — Alle sollen sie rathen!“

„Jesus Maria!“ wimmerte die dicke Frau entsetzt, — „Zu Hülfe!“

„Still, still!“ murmelte Stahl zusammenschreckend — „sonst hört Dich —“

„Die Polizei —,“ rief in diesem Augenblicke der hastig in das Zimmer tretende Diener Anton.

Stahl stieß einen neuen Schrei aus, ließ die Frau los, die in ihrem Schrecken nicht vermochte, sich vom Fauteuil zu erheben, und taumelte bis in die Mitte des Gemaches zurück.

„Sie will mich — mich — Ferval hat mich angegeben!“ stöhnte er, einen Blick auf den Diener Anton schleudernd, der diesen erzittern machte.

„Die Polizeibehörde,“ antwortete der Diener zaghaft, „sendet den Herrn von Neuem, der schon zuvor wegen —“

„Still, still, ich weiß Alles!“ unterbrach ihn Stahl hastig zischelnd und mit seltsam wilder Geberde. „Ich morde Dich, wenn Du verräthst, daß ich hier bin!“ — Halte ihn auf, Anton, ich beschwöre Dich, Herzens-Anton — halte ihn auf — unten im Vorzimmer, bis ich fort bin — fort — weit fort! Da sind sie — ah, sie schleichen heran — von allen Seiten — das sind keine Menschen — Teufel — scheußliche Larven — still — still — o ich bin listig — weh mir, sie zünden mir's Gehirn an — ich brenne, ich brenne —! Still — schreit nicht so — ich bin listig — sie erwischen mich nicht!“

Stahl hatte diese Worte, die der hervorbrechende Wahnsinn ihm in den verzerrten Mund legte, bald zischelnd, bald schreiend hervorgestoßen. Und nun er geendet hatte, glitt der bleiche, grauenhaft anzuschauende Mann wie ein Gespenst durch das Zimmer und verschwand in das Seitengemach. Von dort schlüpfte er auf den Gang hinaus und schlich diesen, von Zeit zu Zeit hinter sich schauend, entlang, bis er eine kleine Hintertreppe erreichte, die auf den Hof führte. Rasch huschte er diese Treppe hinab, sprang in den Hof hinaus, war im folgenden Augenblick in der Dunkelheit an der Mündung des Thorweges, glitt an der Glaswand entlang, in der sich der eigentliche Eingang zu der Wohnung befand, und stürzte, wie er war, ohne Hut, auf die Gasse. Hier brannten bereits die Laternen. Der Wahnsinnige durchkreuzte vorsichtig die Gasse, und eilte dort, alle dunklen Stellen derselben aufsuchend, weiter, bis er ein düsteres Seitengäßchen gewahrte. In dieses schlüpfte er.

Wie wäre es jetzt möglich gewesen, ihn ausfindig zu machen, wenn man ihm von seinem Hause aus nachgespürt hätte? Man dachte auch dort nicht daran, denn es herrschte daselbst entsetzliche Verwirrung, und der Polizeibeamte war ja nur gekommen, Näheres über den

angemeldeten Diebstahl zu vernehmen, und somit auf eine Flucht Stahl's unvorbereitet.

Dieser durcheilte mehrere Gassen. Es gelang ihm, trotzdem die Erscheinung mit der verstörten Miene und dem zerzausten Haar nothwendig hätte auffallen müssen, unbeachtet bis zum nächsten Linienthor zu kommen und dasselbe zu passiren. Bald durchirrte er die Schmelz, diese riesige Haidefläche, die zur Nachtzeit fast Niemand sonst zu betreten wagt, als der Vagabund und der Wegelagerer.

Planlos stürmte er in die Dunkelheit hinaus, von schrecklichen Visionen geängstigt.

Es war eine wundervolle, milde Nacht, ganz geeignet, selbst in verhärteten, der Natur entfremdeten Gemüthern eine sanfte Melancholie zu wecken, eine stille Sehnsucht nach dem Ueberirdischen, den leise aufdämmernden Wunsch, das Herz von den elenden Sorgen wie eitlen Träumen des Erdenlebens zu entlasten, und das ganze Sein in den beseligenden Frieden der hehren Schöpfung verflüchtigen zu können.

Der rastlos und keuchend vorwärts eilende Wahnsinnige sah und fühlte nichts von den Zaubern dieser Nacht, sie war ihm bevölkert mit grauenerregenden Gestalten seiner gestörten Phantasie.

Der Mond war spät aufgegangen und stand noch

nicht hoch genug am Firmament, daß er mit seinem bleichen Glanze die öde Fläche hätte erhellen und die Gegend rings in traumhaftes Dämmerlicht hüllen können. Die rothe, feurige Kugel erschien dem Gehetzten wie ein riesiges Auge, das ihn mit seinem Glanze verfolge, wohin er sich wende, dessen schmerzhaftem, in das Innerste brennenden Blick er nun und nimmer zu entrinnen vermöge, erschien ihm als das zürnende Auge Gottes. Immer und immer wieder mußte er schreckhaft darauf zurückstarren, wie er weiter floh in dumpfer Verzweiflung.

Er hatte die Haidefläche hinter sich, und umging jetzt scheu die Häuser des nächsten Ortes. Es war ihm, als tauchten aus allen den düstern Fenstern Menschengestalten auf, als riefen alle diese Gestalten, mit Fingern auf ihn deutend: Dort schleicht er hin! Greift ihn!

Er stürmte weiter, hinter das düstere Gestrüpp des einsamen Feldweges sich bergend, der hügelauf und nieder sich zu den Gebirgsläufen des Wiener Waldes hinzieht.

Aber in den Gebüschen sah er schaudernd Kobolde hocken, die ihm grinsend und hohnlachend ihre teuflischen Angesichter wiesen und die Arme nach ihm ausstreckten. Und war nicht das flammende Auge hinter ihm drein, das höher und höher am Himmel stieg?

Endlich brach er athemlos zusammen, und drückte sein verzerrtes Antlitz in das Moos des Weges.

Aber nur wenige Momente ließ es ihn da.

Er richtete sich stöhnend in eine sitzende Stellung auf und starrte umher.

Der Mond war hoch und hatte jetzt seinen vollen Glanz. Die Gegenstände rings um Stahl warfen einen Schatten.

Er gewahrte dicht neben sich den seinigen hocken.

Mit einem Angstschrei sprang der Unglückliche auf. Der schwarze Schatten neben ihm erfüllte ihn mit Entsetzen, er sah in ihm eine Ausgeburt der Hölle.

Stahl floh vor seinem eigenen Schatten.

Nun hatte er Wald vor sich. Er sprang in die Nacht hinein. Hier erhellte der Mondesglanz nur zu Zeiten den Boden, und nur zu Zeiten tauchte sein schwarzer Verfolger neben ihm auf.

Er stolperte vorwärts, stürzte über Baumwurzeln und auf felsigen Grund nieder, aber er raffte sich auf, an der Stirne blutend, Antlitz und Hände von Dornengestrüpp zerfleischt.

Weiter, weiter! Planlos, schreckhaft weiter!

Endlich schleppte er sich einen waldigen Hügel hinan.

Wo war er? Hatte der Wahnsinnige eine Ahnung davon, daß er sich diese Frage stellen könne?

Er hatte sie. Die strafende Vorsehung gab ihm für

wenige Momente sein klares Bewußtsein zurück. Es war das wie ein flüchtiger Blitz.

Und in diesem flüchtigen Blitze erkannte der Unselige im fahlen Lichte der durch das Gezweige brechenden Mondstrahlen den Weg, der sich theilte, um hinter Gebüsch und gigantischen Bäumen wieder zusammenzulaufen. Er erkannte neben sich den Baum, hinter dem hervor er an Theresen vorbei geschossen hatte.

„Heiliger Gott,“ schrie er, im zurückkehrenden Wahnwitz auf den Weg vor sich hinausstarrend, „dort kommt er, — ich erkenne ihn, — Ferval ist's, — er will mich vor Gericht schleppen, — vor Gericht!“

Ein starker Ast des riesigen Baumes bog sich, leicht erreichbar, quer über die Stelle, wo Stähl schlotternd stand. Er gewahrte diesen Ast.

Mit wilder Heftigkeit riß der Wahnsinnige sein seidenes Halstuch herunter, schlang es um den Ast und knüpfte mit zuckenden Fingern eine Schlinge. Und jetzt erhob er sich auf den Zehen, den Gedanken an Selbstmord, der durch sein verstörtes Gehirn fuhr, zur That werden zu lassen.

Da stieß er einen dumpfen Schrei aus, seine Sinne schwanden, er brach auf dem Wege zusammen.

Schlußcapitel.

Der reizenden, wundersamen Nacht folgte ein köstlicher Morgen. Der Himmel war tiefblau ausgespannt, kein Wölkchen trübte ihn.

Die Sonne vergoldete nicht allein die zahllosen Giebel der Residenz, weder Dunst noch Nebel über ihnen duldend, sie senkte auch ihre verklärenden Strahlen in die engen Gassen und auf ihr buntes Getriebe, vor Allem aber in die Herzen jener leichtbeweglichen, lebensprühenden Menge, die unter diesen Giebeln dichtet und trachtet, strebt, träumt und ringt. Mit zarten Goldnetzen zog sie die Städter hinaus in's Freie.

In sonntäglichem Putz strömte die Menge zu Wagen und Fuß in die liebliche Umgebung Wiens, zu den nahen bewaldeten Hügeln und frischduftigen Thälern, die

im Morgenglanze den vollen, üppigen Farbenschmelz einer reichen Vegetation entfalteten.

Ueber die Wiesen und Felder hin zog der Klang der Dorfglocken, in den Jubel der trillernden Vögel und aufjauchzenden Menschen hinein.

Auf allen Angesichtern, selbst den an Wochentagen sorgenvollen, lag Frohsinn.

Auch in der Neuwaldegger Villa herrschte in einem kleinen Kreise, der sich dort in früher Stunde schon beisammen gefunden hatte, ungetrübte Freude. Der Sonnenglanz des herrlichen Morgens hatte diese Freude nicht in den Herzen der dort Versammelten wach gerufen, wohl aber ließ er die Angesichter der fröhlichen Gruppe, die sich im Garten zu gemeinschaftlichem Frühstück vereinigt hatte, verklärter und glückseliger noch erscheinen, als sie ohnehin schon waren. Die Freude aber, welche diese Menschen einander anlächeln ließ, hatte einen tieferen Ursprung — man feierte ein Fest der Versöhnung.

Inmitten des Kreises saß Frau von Heuber, die rüstige Greisin. Sie thronte in achtunggebietender Haltung dort, aber ihre fleischigen, männlichen Züge waren nicht strenge und starr, wie gewöhnlich, sondern hatten einen Anflug herzlicher Milde, ihr Blick schweifte sogar von Zeit zu Zeit voller Zärtlichkeit zu Theresen hinüber, die, wenige Schritte von ihr entfernt, sich mit glückseligem

Ausdruck in den noch von all den Erschütterungen der jüngsten Tage angegriffenen Zügen an ihren Gatten schmiegte.

Ferval hielt Theresens Hand in der seinen und hatte mit einem Arme die Taille seiner Frau umschlungen. Die Blicke beider versenkten sich bald voll Innigkeit in einander, bald strahlten sie zu dem geliebten Kinde hinüber, das die alte Dame, — ein unerhörtes Ereigniß! — in diesem Augenblicke auf ihrem Schooße statt des Seidenpintscher liebkoste, der mit den anderen Hunden die Herrin umspielte, ohne daß diese auch nur die geringste Notiz von ihnen zu nehmen schien.

Zur Linken der Frau von Heuber, unter der schattigen Linde, an der sich die kleine Gruppe versammelt hatte, saß die stattliche Frau Weidner. Ihre herzgewinnende Miene trug den Ausdruck voller Zufriedenheit, sie lächelte bisweilen zu dem Kinde und Theresen hinüber, aber öfter noch zu ihrem Franz und Paulinen, die neben ihr saßen und still beseligt vor sich hin zu schauen schienen, in Wahrheit aber einander verstohlen mit den Augen suchten, einen Blick liebenden Einverständnisses auszutauschen.

Pauline trug nur noch eine schmale Binde über der Stirn. Die frohe Zuversicht auf eine glückliche Zukunft und das liebliche Sonnenlicht hatte zarten Rosen

auf ihre kürzlich noch bleichen Wangen gehaucht, sie war schön in dieser Verklärung, schön durch den Zauber des reinen Gemüthslebens, der in ihren intelligenten Zügen aufdämmerte, und dort die Melancholie der Entsagung verdrängt hatte. Franz sagte sich das, indem er mit zärtlicher Bewunderung heimlich zu ihr hinüber schielte.

Und Leopold Weidner, der wackere Fabrikant, stand unfern von ihnen, fast der Frau von Heuber gegenüber.

Er hielt die Arme verschränkt und überschaute das Bild eines zu neuem, heiterem Glanze erwachten Familienlebens.

Er war besonnen und ruhig wie immer, aber in seinem Antlitz spiegelte sich jene unendliche Güte ab, von der stets sein Herz erfüllt war, selbst dann, wenn er vor der Welt die Stirn in düstere Falten zog, und in seiner Miene dem Fehlenden die eiserne Strenge des gerechten Mannes zeigte. Jetzt leuchtete aus dieser Miene unbekümmert jenes Göttliche der Menschennatur auf, das in ernsten Lagen des Lebens unsere Zuversicht ist, und das uns im Glücke freudige Weisheit lehrt.

Die Dienstboten des Hauses gingen ab und zu, den Tisch, um welchen die kleine Gruppe sich geschaart hatte, für das Frühstück herzurichten.

Wo aber war Mamsell Lisette, die sonst in erheuchelter Demuth bei solchen Gelegenheiten sich geschäftig zeigte?

Der Leser wird es errathen, Frau von Heuber hatte etwa vor einer Stunde, nachdem die Gleißnerin aus der Frühmesse nach Hause zurückgekehrt, ohne Weiteres in ihrer derben Weise Mamsell Lisette mit Schimpf und Schande und in Gegenwart Aller zur Thür hinausgejagt und ihr befohlen, ihre Effekten noch am gleichen Tage abholen zu lassen.

Mamsell Lisette war davongeschlichen, ebenfalls in ihrer Weise, nämlich die Hände gefaltet, die Haltung demüthig, den Blick als Dulderin gegen den Himmel gerichtet.

Fand sie doch einen Trost darin, daß ihr Erspartes längst von ihr gut angelegt worden!

Frau von Heuber lächelte auf ihre Umgebung.

„So ist denn Alles wieder in Ordnung mit uns, Gott sei Dank!“ sagte sie in ihrer kurz angebundenen Art zu reden. „Da muß ich denn wohl auch dazu thun, was sich gehört. — Therese, nächsten Sonntag also findet hier draußen Deine Trauung mit Ferval statt, — hinterher ist die Taufe Eueres Kleinen — es wird, weiß Gott, einmal Zeit damit! — und ist die ganze Geschichte abgemacht, dann lege ich noch an demselben Tage mein Testament in Euere Hände! — Lieber Weidner, ich hoffe, Sie stehen mir bei, daß ich damit zu rechter Zeit Wort halten kann.“

Die alte Dame schaute zu dem Fabrikanten hinüber, der freundlich zustimmend nickte.

„Ich dächte," fuhr die Greisin fort, einen wohlwollenden Blick auf Pauline richtend, „es könnte nicht schaden, da das Mädchen dort, von der mir der künftige Schwiegerpapa so schöne Sachen berichtet hat, nun bald heirathet und obendrein mein Pathenkind ist, wenn ihr das, was ihr als solchem von mir zukommt, bei der Gelegenheit sogleich ausgezahlt würde, nicht wahr? Sie könnte es als eine Art Aussteuer ansehen!"

Pauline erhob sich, trat erröthend zur „Tante" und küßte ihr die Hand.

„Vergönnen Sie mir," stammelte sie, „daß ich über dasjenige, was mir durch Ihre Güte zugewendet wird, nach meinem Herzen und Wunsch werde verfügen dürfen?"

„Ei, das ist doch klar!" versetzte die alte Dame lächelnd.

„Nun denn," lispelte Pauline, „so zürnen Sie mir nicht, wenn ich an meine armen Eltern abtrete, was Ihre verwandtschaftliche Theilnahme, die ich in tiefer Dankbarkeit anerkenne, mir zugedacht hat. Ich bin überzeugt," — fuhr sie halb zu ihrem Bräutigam gewendet fort — „Franz wird mit meiner Bitte einverstanden sein!"

Der junge Weidner erhob sich. Helle Freude leuchtete in seinem Antlitz auf.

„Gewiß!“ rief er lebhaft.

Die Greisin aber streckte, ohne ein Wort zu sagen, einen ihrer Arme aus, zog mit derber Hand das erglühende Mädchen an sich und gab ihr einen herzhaften Kuß.

„Sie haben's nicht um Dich verdient,“ sagte sie dann beinahe polternd, als ärgere sie sich über die Rührung, welche sie in diesem Augenblicke beschlich — „aber — thue was Du willst, Kind!“

Weidner lachte herzlich auf.

„Sie hat ohnedies genug,“ rief er lustig, „mein Bursche nimmt solchen Schatz auch ohne Mitgift — ich denke, er wird so auch vorwärts kommen, — er hat ja schon seinen ersten Bau!“

„Ja, ja, es wird schon gehen,“ setzte die wackere Hausfrau Weidner's hinzu, indem sie schelmisch lächelnd auf Franz blickte — „wenn's auch eine Wienerin ist, die er heirathet!“

Franz erröthete tief.

„Wie so?“ rief Frau von Heuber.

„Das bleibt halt unter uns!“ antwortete die biedere Frau schalkhaft, während Franz zu Paulinen trat und ihr verstohlen die Hand drückte.

Frau Weidner hatte kaum geendigt, als ein Tumult von der Landstraße her, die dicht an der Hecke des Gartens lag, bemerklich wurde.

Die Urheber des verworrenen Geräusches, das so klang, als ziehe eine Schaar lebhaft streitender Leute vorüber, konnten vom Garten aus nicht gesehen werden, da die Hecke desselben mehr als eine Mannshöhe hatte.

Weidner entfernte sich, er wußte selber nicht, was ihn plötzlich wie instinktmäßig dazu antrieb, von dem traulichen Kreise, und trat wohl dreißig Schritte weiter, zu einer Gitterthüre der Hecke, von der aus man die Landstraße erblicken konnte.

Er sah auf derselben einen Volkshaufen sich fortbewegen.

Alle schienen sich um einen Mann zu drängen, der geschleppt ward, und um sich zu schlagen versuchte.

„Was geht da vor?“ fragte Weidner einen der Leute, die zunächst dem Gitter gingen.

„Man hat einen Irrsinnigen im Pötzleinsdorfer Gehölze gefunden und bringt ihn in Sicherheit!“ war die Antwort.

Weidner's Blick durchbohrte das Gewühl.

Die Gestalt des Mannes, der geschleppt ward, erschien ihm bekannt.

Jetzt hob dieser Mann das verzerrte Antlitz.

„Stahl!" murmelte Weidner erschüttert und trat vom Gitter zurück.

Der Volkshaufe zog weiter, das Geräusch ward schwächer und verlor sich.

Als der wackere Fabrikant zu dem heiteren Kreise zurückkehrte, da war sein Antlitz bleich, sein Blick düster.

„Was ist denn dort geschehen?" fragte seine Frau, indem sie ihren Gatten befremdet anschaute.

„Man hat einen Unglücklichen vorüber gebracht — man führt ihn — zum Irrenhause!" versetzte Weidner ernst.

„Gott sei der armen Seele gnädig!" sagte Frau von Heuber.

„Amen!" flüsterte rings der kleine Kreis.

„Es mußte so kommen!" murmelte Weidner in sich hinein. — „Er war schon längst auf dem Weg zum Irrenhause!"

Ende.

Druck von Lutschansky u. Spitzer.

Prospectus.

Belletristischer Salon.

Bibliothek der vorzüglichsten Romane des Auslandes in gediegenen Uebersetzungen.

Wir erlauben uns hiermit dem Publikum ein Unternehmen zu empfehlen, das wir nicht ohne reifliches Nachdenken ins Leben gerufen haben. Wir haben uns keineswegs verhehlt, daß es bei uns an Uebersetzungen der guten und schlechten Erzeugnisse der englischen und französischen Presse durchaus nicht fehlt, und daß es vielleicht gar nicht wünschenswerth sein würde, die Zahl der bereits erscheinenden Uebersetzungsbibliotheken noch vermehrt zu sehen. Allein nachdem Niemand die Vorliebe des deutschen Publikums für die großen dramatischen Erzähler Englands und Frankreich's unberechtigt finden kann, wird jeder hervorragende Roman in Deutschland auch vielfach übersetzt werden.

Die Aufgabe, welche wir uns stellen, können wir wohl am besten durch die Wahl dokumentiren, die wir für unseren „Belletristischen Salon" treffen werden. Spannende und fesselnde Darstellung großer sozialer Konflikte, so wie Schilderungen geschichtlich bedeutsamer Epochen und Personen sind die ersten Erfordernisse der Romane, die wir unsern Lesern in fließender Uebersetzung vorführen wollen, wogegen wir die Produkte einer überreizten Phantasie entschieden fern halten werden.

Schon die erste Wahl, die wir getroffen, indem wir dem Publikum den so großes Aufsehen erregenden Roman der gefeiertesten Schriftstellerin Frankreichs in gediegener, fließender Uebersetzung darbieten, zeigt die Richtung, welche wir einschlagen wollen; wir werden auch fortan bemüht sein, jeden bedeutenderen englischen oder französischen Roman unmittelbar nach dem Erscheinen unserm „Belletristischen Salon" einzuverleiben.

Der „Belletristische Salon“ wird in Lieferungen von 6 Bogen kl. 8. in Umschlag geheftet, in sauberer Ausstattung erscheinen; 24 Lieferungen — wovon allmonatlich zwei ausgegeben werden — bilden einen Jahrgang.

Der Pränumerationspreis für den ganzen Jahrgang von 24 Lieferungen beträgt 6 fl. 48 kr. ö. W. 4 Rthlr., somit für die Lieferung 27 kr. ö. W. 5 Ngr.

Bei Vorausbezahlung des Pränumerationspreises von 6 fl. 48 kr. 4 Rthlr. erhalten die Abonnenten mit der 4. Lieferung gratis als Prämie eine große, schöne Lithographie:

„Die Familie des Verbrechers,“

welche als Zimmerzierde passende Verwendung finden wird.

Auch denjenigen Abonnenten, welche den „Belletristischen Salon“ nach und nach in einzelnen Lieferungen a 27 kr. ö. W. 5 Ngr. beziehen wollen, liefern wir diese Prämie mit der letzten (24.) Lieferung gegen Nachzahlung von 27 kr. ö. W. 5 Ngr.

Einzelne Romane werden nur zum Preise von 40 kr. = 7½ Ngr. pro Lieferung abgegeben.

Wien, im Januar 1862.

Die Verlagsbuchhandlung von

H. Markgraf & Comp.,
Wollzeile 774.

Erschienen sind in dieser Sammlung und können zu den beigefügten Preisen auch einzeln durch jede Buchhandlung bezogen werden:

George Sand. Die Familie Germandre. 1 Bdchen. brosch. 80 Nkr. — 15 Ngr.

Mrs. Henry Wood. East Lynne. Ein Bild aus dem englischen Familienleben. 3 Bde. br. 3 fl. 60 Nkr. — 2 Rthlr.

Sanson du Terrail. Aus dem Extrastübchen eines modernen Restaurant's. Ein Pariser Lebensbild. 1 Bd. brosch. 80 Nkr. — 15 Ngr.

Paul Feval. Capitain Phantôme. Aus der Zeit des spanischen Unabhängigkeitskrieges. I. Band.

Der II. und III. (Schluß) Band erscheinen im October und November.

Druck von Lutschansky & Spitzer.

Schirmer, Adolf,

Fabrikanten und Arbeiter oder: Der Weg zum Irrenhause socialer Roman

Bd.: 3

Wien (1862)